

Sankt Georgen 1926 bis 1951

Werner Löser SJ

Sankt Georgen

1926 bis 1951

Frankfurt am Main 2001

Imprimi potest.
Coloniae, die 5 febr. 2001
Franz Meures S.J.
Praep. Prov. Germ. Sept.

Druckvorlage: Peter Knauer SJ
mit WordPerfect 8.0

Druck: Wydawnictwo WAM
ul. Kopernika 26
31-504 Kraków, Polen
tel: 00 48 (12) 429 18 88, fax: 00 48 (12) 429 50 03

Zu beziehen bei:
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen e. V.
Offenbacher Landstr. 224,
D-60599 Frankfurt am Main

<http://www.st-georgen.uni-frankfurt.de>
eMail: rektorat@st-georgen.uni-frankfurt.de

ISBN 3-00-007636-0

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Einleitung	11
Teil I: Jahre	19
1926	19
1927	28
1928	34
1929	39
1930	45
1931	50
1932	56
1933	60
1934	67
1935	75
1936	76
1937	87
1938	95
1939	101
1940	107
1941	112
1942	116
1943	123
1944	127
1945	133
1946	138
1947	142
1948	147
1949	152
1950	156
1951	160

Teil II: Themen	166
A) Vorgeschichte und Beginn Sankt Georgens	166
B) Die rechtlichen Strukturen Sankt Georgens	169
C) Sankt Georgener Baugeschichte bis 1951	173
D) Das Leben im Seminar	179
E) Sankt Georgen und das Dritte Reich	189
F) Die „Hausdiener“ in Sankt Georgen	190
G) Sankt Georgen – Valkenburg	192
H) Sankt Georgener Bibliothek	199
I) Die Sankt Georgener Jesuitenkommunität	205
K) Die Johann Wolfgang Goethe-Universität und Sankt Georgen	208
Teil III: Texte	217
A) Brief von P. Ludwig Kösters an andere Ordensgemeinschaften (März 1914)	217
B) Der Hochschulvertrag von 1926	220
C) Die „Statuta“ von 1926	223
D) Das erste Vorlesungsverzeichnis vom WS 1926/27	226
E) Auszug aus dem ersten Sankt Georgener Thesenblatt WS 1926/27	227
F) Mitteilung von Bischof Dr. Augustinus Kilian an seine Diözese vom 10. Januar 1927	229
G) Der Ergänzungsvertrag vom 30. Juli 1929	230
H) Das Grußwort des Rektors der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Prof. Dr. Heimberger, bei der Feier der Einweihung des Neubaus am 31. Juli 1929	233
I) Der Brief des hessischen Ministers für Kultus und Unterricht Dr. Stein an Mons. Domenico Tardini (vatikanisches Staats- sekretariat) vom 4. Februar 1947	235
K) Antrag des Rektors der Johann Wolfgang Goethe-Universität auf Errichtung theologischer Fakultäten 1948	237

L)	Die Träger der Ämter für und in Sankt Georgen von 1926–1951	240
M)	Studentenzahlen in Sankt Georgen von 1926–1951	242
Teil IV: Bilder		245
	Karikaturen	245
	Studierende und Professoren	247
	Gebäude und Park	248
	Innenräume	250
	Zerstörung	251
	Wiederaufbau	252

Vorwort

Will man die heutige Philosophisch-theologische Hochschule Sankt Georgen in ihren Strukturen und in ihren Aufgaben verstehen, ist es unentbehrlich, noch einmal auf ihre Frühgeschichte zurückzublicken. Dabei erkennt man: so sehr sich vieles gewandelt hat – wichtigste Weichenstellungen wurden damals vollzogen, und sie sind bis heute wirksam und erkennbar. In diesem Jahr 2001 begeht Sankt Georgen ein Jubiläum: es besteht seit 75 Jahren. Das ist ein Anlass für einen Rückblick auf die Anfänge, auf die Zeit des Aufbaus, der Zerstörung und des Wiederaufbaus. So überschaubar eine Einrichtung wie Sankt Georgen war, trotzdem spiegelte sich in seiner Geschichte vieles an Zeitgeschichte, an Kirchengeschichte, an Diözesangeschichte, an Ordensgeschichte.

Bei der Vorbereitung des Manuskripts war P. Klaus Schatz SJ immer sehr hilfreich. Ich danke ihm aufrichtig für seine Unterstützung. P. Peter Knauer SJ hat sich um die abschließende Erstellung der Druckvorlage verdient gemacht. Auch ihm danke ich herzlich.

Möge Sankt Georgen, das es in den Jahren, die hier noch einmal in Erinnerung gerufen werden, wahrlich nicht einfach hatte, auch die heute zu bewältigenden Aufgaben meistern, damit die segensreiche Arbeit, die hier geleistet wurde und wird, auch in Zukunft zustande kommt.

Am Fest des hl. Petrus Canisius, 27. April 2001

Werner Löser SJ

Einleitung

Im Oktober 2001 begeht die Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen ein Jubiläum: genau 75 Jahre zuvor, im Oktober 1926, nahm sie ihre Arbeit auf. Dies ist ein Anlass, noch einmal auf ihre Geschichte zurückzublicken. Diese Geschichte lässt sich zwanglos in drei etwa gleich lange Phasen einteilen: 1926 bis 1951; 1951 bis 1976; 1976 bis 2001.

1926 ist das Jahr des Beginns der Hochschule, die damals noch „Lehranstalt“ genannt wurde. Am 8. November 1951 wurde in einem Festakt ihr 25-jähriges Bestehen gefeiert.

Ähnliches geschah weitere 25 Jahre später, als – 1976 – Sankt Georgen auf eine inzwischen 50-jährige Geschichte zurückblicken konnte. Viele werden sich noch an den großen Festakt in der Frankfurter Paulskirche erinnern. Und nun – 2001 – ist ein weiteres Mal eine größere Jubiläumsfeier vorgesehen. In den ersten 25 Jahren bestand die Aufgabe der Jesuiten, die in Sankt Georgen tätig waren, vorwiegend in der theologischen und geistlichen Vorbereitung der Priesteramtskandidaten mehrerer deutschen Diözesen für ihren priesterlichen Dienst. Das zweite Drittel dieser Geschichte war zum einen durch das Weiterlaufen dieser Aufgabe bestimmt, zum anderen aber dadurch, dass Sankt Georgen eine zweite Aufgabe übertragen bekam: die Ausbildung des eigenen Ordensnachwuchses in der Theologie. Zwei mehr oder weniger selbständige Einrichtungen – die Philosophisch-theologische Hochschule und die Theologische Fakultät SJ – lebten in dieser Zeit nebeneinander, bis dass sie sich schließlich füreinander öffneten, ja auf der akademischen Ebene ineinander fügten: fortan gab es die eine Philosophisch-theologische Hochschule als Ausbildungseinrichtung sowohl für die Priesteramtskandidaten der Bistümer als auch für die Jesuitenscholastiker. Die dritte Phase der Sankt Georgener Geschichte ist stark durch die Öffnung der Hochschule für Theologiestudenten und -studentinnen geprägt, die sich als Laien auf die verschiedensten kirchlichen Aufgabenfelder vorbereiten.

Die drei Phasen der Sankt Georgener Geschichte kamen und kommen auch baulich zum Ausdruck. In der ersten Phase konnte zunächst auf die beiden Gebäude zurückgegriffen werden, die es bereits aus der Vorgeschichte Sankt Georgens gab: die Villa Grunelius, die nach 1926 in der Regel als der „Altbau“ bezeichnet wurde, und das „Lindenhaus“, das bisweilen auch als

„Jagdhaus“ bezeichnet wurde. Der Name „Lindenhaus“, der bis heute üblich ist, hatte seinen Anlass in dem das Haus umstehenden Baumbestand, der in einem prächtigen Exemplar bis heute fortlebt. Schon bald wurde ein großer Neubau, der heutige Ostflügel, errichtet und am 31. Juli 1929 eingeweiht. Die drei die Philosophisch-theologische Hochschule sowie die Jesuitenkommunität und andere Hausbewohner beherbergenden Gebäude wurden im Krieg zerstört und – abgesehen von der Villa – nach dem Krieg, zum Teil in veränderter Gestalt, wiederaufgebaut. Als Anfang der 50er Jahre die Theologische Fakultät SJ und damit eine beträchtliche Gruppe junger Jesuiten samt ihren Professoren nach Sankt Georgen kamen, galt es, die notwendigen Gebäude bereitzustellen. Die Gebäudeteile im Westen des Gesamtkomplexes wurden gebaut: die Kollegskirche, die Aula, der Speisesaal der Jesuitenkommunität, das „Hochhaus“ und ein Magazinbau für die Bibliothek. In den späten 70er und den dann folgenden etwa 15 Jahren galt es, die tiefgreifenden strukturellen und konzeptionellen und schließlich personellen Veränderungen, die es inzwischen gegeben hatte, baulich nachzuvollziehen. Eine neue Bibliothek, eine neue Küche samt Speisesälen und schließlich eine neue Kirche (sowie eine Kapelle für die Jesuitenkommunität) wurden gebaut. Bestehende Gebäudeteile wurden zum größten Teil grundsaniert.

Schließlich spiegelten sich die drei Phasen auch in entsprechenden Leitungsstrukturen. Sankt Georgen besaß in seiner ersten Phase eine vergleichsweise einfache Struktur. Der Seminargemeinschaft war die Jesuitenkommunität vielfach zugeordnet. Der Obere der Kommunität war gleichzeitig der Leiter = Rektor der Hochschule und der Leiter = Regens des Alumnats oder – was dasselbe bedeutet – des (Priester-)Seminars. Die anderen Mitglieder der Jesuitenkommunität waren mit den Aufgaben der akademischen und spirituellen Ausbildung der jungen Leute sowie mit den vielfältigen Diensten befasst, die in einem großen Haus, wie Sankt Georgen es immer war, täglich anfallen. In der zweiten Phase standen sich nicht nur zwei Professorenkollegien, das eine für die Hochschule, das andere für die Jesuiten fakultät, gegenüber. Schon bald innerhalb dieser Phase wurde das Amt des Regens des Seminars aus dem Amt des Kollegs- und Hochschulrektors herausgelöst und als eigenes Amt konstituiert. In der dritten Phase schließlich setzte sich die innere Differenzierung auch der Strukturen fort. Jetzt stehen der Regens des Seminars und der Rektor der Hochschule und der Rektor der Jesuitenkommu-

nität einander gegenüber. Im Blick auf die Einheit ganz Sankt Georgens waren eigene Strukturen zu entwickeln. Im „Kolleg“ sind seit einigen Jahren die selbständigen Bereiche der Hochschule, des Seminar und der Kommunität zusammengefasst. Das Kolleg hat eigene Einrichtungen, die den Bereichen subsidiär zugeordnet sind. Der Rektor der Jesuitenkommunität ist in Personalunion auch „Rektor der Kollegs“. So kommt auf der Strukturebene zum Ausdruck, dass das Kolleg Sankt Georgen ein „Werk“ der Gesellschaft Jesu, konkret: der Niederdeutschen Provinz SJ (heute: der Norddeutschen Provinz SJ), ist.

Die Quellen für die Kenntnis der Geschichte Sankt Georgens sind hervorragend und vollständig für die dritte Phase. Für die beiden früheren Phasen ist dies nur bedingt der Fall. Insbesondere für die erste Phase sind viele Lücken zu beklagen. Zum einen waren die Standards für die Dokumentierung und Archivierung der Ereignisse und Entwicklungen nicht stark entwickelt. Zum anderen ist ein beträchtlicher Teil der dennoch erstellten Materialien in den kriegsbedingten Wirren zerstört worden oder auch verbrannt.

Es geht im Folgenden um eine Darstellung nur der ersten Phase der Geschichte Sankt Georgens. Diese Begrenzung ist sachlich möglich, weil dieser Zeitraum ein eigenes Profil aufweist. Diese Darstellung wird in zwei Arten von Texten vorgelegt. Zum einen werden viele Informationen in den auf die einzelnen Jahre bezogenen Texten zusammengetragen. Zum anderen werden verschiedene Sachthemen als solche zusammenhängend erörtert und im Anschluss an die Jahresberichte im Teil II („Themen“) angeführt. Nicht zu allen Informationen werden die Belege geboten. Dies bleibt auf solche Darlegungen begrenzt, die wegen der Bedeutung oder wegen der Strittigkeit der Bewertung einer Sache herausragen.

Die Geschichte Sankt Georgens hat eine doppelte Vorgeschichte. Die eine ist die Geschichte des ganzen Anwesens an der Offenbacher Landstraße 224 in Frankfurt, das zuvor als Park und Villa Grunelius bekannt war und dann erworben wurde, damit sich dort die neu zu gründende Philosophisch-theologische Lehranstalt ansiedeln konnte. Diese Geschichte, die neben dem Namen Grunelius noch eine Reihe weiterer illustrier Namen aufweist – z. B. von Saint-George und von Bethmann – und die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem durch die gärtnerischen Planungen und Entscheidungen des Frankfurter Stadtgärtners Sebastian Rinz geprägt wurde, ist mehrfach

dargestellt worden.¹ Die andere Geschichte umgreift die Vorüberlegungen und Vorentscheidungen sowohl auf der Seite der Diözese Limburg als auch auf der Seite der Niederdeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu, die schließlich dazu führten, dass die Diözese Limburg die Philosophisch-theologische Lehranstalt Sankt Georgen gründete und ihre Leitung und Gestaltung den Jesuiten übertrug. Auch diese Geschichte ist schon einige Male dargestellt worden.² So ist es vertretbar und sinnvoll, die Darstellung des ersten Drittels des Weges Sankt Georgens auf die Jahre 1926 bis 1951 zu begrenzen und für die Vor- und Nachgeschichte auf andere Veröffentlichungen zu verweisen. Diese Phase der Sankt Georgener Geschichte war – wie sich immerzu zeigen wird – in eine äußerst bedrängende und bedrückende Etappe der Geschichte Deutschlands eingewoben – Schwäche und Ende der Weimarer Republik, Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten unter Führung Adolf Hitlers, Zweiter Weltkrieg, Wiederaufbau Deutschlands nach den kriegsbedingten Zerstörungen.

Auf welche Quellen kann man zurückgreifen, wenn man die Frühgeschichte Sankt Georgens erfassen möchte? Im wesentlichen sind es die folgenden:

Es gibt einige Kurzfassungen der Geschichte Sankt Georgens von den Anfängen bis 1951 – so „Kurze Chronik von Sankt Georgen 1926–1951“, verf. von W. K. (das ist wohl P. Wilhelm Koester)³, oder bis 1976 – so Ernst Pulsfort / Josef Venino „Streiflichter aus der Geschichte“⁴, schließlich Franz Otto Busch, „Zeittafel zur Geschichte der Philosophisch-theologischen Hochschule Sankt Georgen“⁵.

¹ WILHELM HENTRICH, Aus Sankt Georgens Geschichte. Zur Vorgeschichte unserer Hochschule, in: SGB 1 (1934), Heft 2, 1–4; DERS., Der Park und sein Schöpfer Sebastian Rinz, in: SGB 2 (1935), Heft 2, 3–6; DERS., Unser Park und sein Schöpfer S. Rinz. II. Lehr- und Wanderjahre des S. Rinz, in: SGB (1938) 3–6; ANDREA KOE-NECKE und BARBARA VOGT, Park Sankt Georgen. Universität Hannover 1997 (Projekt am Institut für Grünplanung und Gartenarchitektur).

² HERMANN ZURHAUSEN, Wie Sankt Georgen entstand, in: MDP, Nr. 95, 1–12; Ludwig Kösters, Vor zehn Jahren, in: SGB 3 (1936), Heft 1, 1–3; KLAUS SCHATZ, Geschichte des Bistums Limburg, Mainz 1983, 236–244. WERNER LÖSER, SANKT GEORGEN 1926, in: Canisius, Mitteilungen der Jesuiten, Pfingsten 2001.

³ SGB, Juni 1951, 12–19.

⁴ Sankt Georgen, Frankfurt am Main 1926–1976, 24–34.

⁵ Ebd. 36–37.

Will man die Geschichte ausgiebiger studieren und präsentieren, so muss man alle verfügbaren Quellen bearbeiten und aus den Informationen Mosaikstein zu Mosaikstein zusammenfügen, um sich zu einem Gesamtbild vorzuarbeiten. Für die vorliegende Darstellung der Sankt Georgener Frühgeschichte wurden im wesentlichen diese Quellen bearbeitet:

1) Die jährlich von dem dazu beauftragten Mitglied der Jesuitenkommunität abgefasste „Historia domus“ (abgekürzt:HD), in der die wichtigsten Daten aus dem Leben der Kommunität festgehalten werden. Die „Historia domus“ von Sankt Georgen wird im Archiv der Norddeutschen Provinz SJ aufbewahrt. Die Scriptoros waren im Laufe der Jahre:

1927: P. Matthias Fischer

1928 – 1930: Fr. Raimund Köbert

1931 – 1933: P. Wilhelm Koester

1934 – 1940: P. Renatus Vleugels

1941: P. Adolf Lillig

1950 und 1951: P. Wilhelm Koester

2) Die „Mitteilungen aus den deutschen Provinzen“ 1(1897), die mehrmals jährlich als ordensinterne Zeitschrift erschienen sind (MDP). In ihnen wurden vorwiegend Überblicke und zusammenfassende Überlegungen veröffentlicht. Gewöhnlich brachten die „Mitteilungen“ auch Nachrufe auf verstorbene Mitglieder der deutschen Jesuitenprovinzen. Hier kamen immer wieder auch Sankt Georgener Themen zur Sprache.

3) Die ordensinterne aktuelle Nachrichtenverbreitung erfolgte durch das mehrmals jährlich erscheinende Organ „Aus der Provinz“, das ebenfalls den drei deutschen Jesuitenprovinzen zugeordnet war. Auch über Sankt Georgener Vorgänge wurde in „Aus der Provinz“ immer wieder berichtet. (P).

4) Von 1934 an erschienen zweimal jährlich die „Sankt Georgener Blätter“, in denen die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des Konvikts bzw. des Seminars beschrieben wurden (SGB). Da aber das Konvikt bzw. Seminar eng mit dem ganzen Kolleg verbunden war, finden sich in den „Sankt Georgener Blättern“ auch viele Nachrichten über Sankt Georgen im ganzen. Den „Sankt Georgener Blättern“ gingen von 1931 an maschinenschriftlich geschriebene Nachrichten aus Sankt Georgen unter dem Titel „Unsere Blätter“ voraus. Die Sankt Georgener Blätter erschienen zum letzten Mal vor dem

Krieg im Sommersemester 1938 und nach dem Krieg wieder vom Wintersemester 1947/48 an.

5) Eine besonders ergiebige Quelle sind die Briefe der Sankt Georgener Rektoren und Konsultoren und der Provinziäle der Niederdeutschen Provinz an den Generaloberen der SJ in Rom und dessen Antworten auf diese Briefe. Diese Briefe werden im Archiv der Generalskurie in Rom aufbewahrt. Derartige, in der Regel recht ausführliche Briefe wurden mehr oder weniger jährlich geschrieben. (ARSI).

6) Für einzelne Bereiche konnten die Archive der Stadt Frankfurt, des Bistums Limburg und des Landes Hessen eingesehen werden.

7) Zwei Diarien, in denen die wichtigsten Ereignisse in der Hochschule festgehalten wurden. Die Diarien wurden von den jeweiligen Hochschulsekretären erstellt. Die Aufzeichnungen des ersten noch vorliegenden Diariums reichen vom 17. Oktober 1932 bis zum 27. April 1935. Das zweite Diarium schließt sich gleich an das vorhergehende an. Die erste Eintragung bezieht sich auf den 2. Mai 1935, die letzte auf den 7. März 1939. Im selben Diarium finden sich dann auch noch einige Notizen aus der Nachkriegszeit – beginnend mit dem 1. Oktober 1947 und endend mit dem 10. Februar 1948. Die Diarien, die sich im Hausarchiv von Sankt Georgen befinden, halten im allgemeinen nur die Regularien des Hochschulbetriebs fest. Ebenfalls aus dem Hochschulsekretariat stammen einige Matrikelaufzeichnungen aus den Jahren 1933 bis 1947. Sie finden sich in einer Kladde. Die Bedeutung dieser Kladde mit den Matrikelaufzeichnungen ist nicht leicht auszumachen. Abgesehen davon, dass man dort die Namen vieler Seminaristen auffinden kann, bleibt festzuhalten, dass die eigentliche Matrikel bei den Angriffen auf Sankt Georgen vernichtet worden sind. P. Hubert Koffler hat später in seinen nur als Manuskript vorliegenden „Historica et Memorabilia“ (1974) darüber mitgeteilt: „Der Sekretär der Hochschule, P. Josef Hoffmann, pflegte das ‚Hauptbuch‘ der Hochschule, in dem sämtliche Immatrikulierte von Anfang an mit den Daten, Examensresultaten usw. usw. eingetragen waren, bei jedem Fliegeralarm mit in den Luftschutzkeller zu nehmen. Aber ausgerechnet in der Nacht, da die Bomben auf den Altbau und einen Teil des Lindenhauses niedergingen, hat er es in der Hast vergessen. So ist diese wichtige, unersetzliche Quelle den Flammen zum Opfer gefallen. Man hat nach dem Zusammen-

bruch zwar versucht, sie durch Umfragen bei Altalumni zu rekonstruieren. Das ist aber nur sehr lückenhaft gelungen. Schade!“⁶

8) Eine sehr bedeutende Quelle sind die Vorlesungsverzeichnisse der Hochschule. Sie liegen vollständig für die Vorkriegszeit vor: WS 1926/27 bis SS 1939. In der Nachkriegszeit wurden die Informationen über die Vorlesungen und sonstigen Lehrveranstaltungen zunächst in einfachster Form maschinenschriftlich vervielfältigt. In gedruckter Form gab es die Vorlesungsverzeichnisse dann wieder ab SS 1951.

9) Immer wurde in Sankt Georgen gebaut. Dennoch wurden bei weitem nicht alle Baupläne und -ideen verwirklicht. Für viele realisierte oder nicht realisierte Bauvorhaben liegen noch die Pläne der Architekten vor. Sie lassen in die Baubedarfslage und die Weise, wie man ihr entsprechen wollte, Einblick nehmen. Die Baupläne befinden sich im Hausarchiv von Sankt Georgen.

10) Die Aktivitäten der neu gegründeten Lehranstalt fanden in den ersten Jahren ein reges öffentliches Interesse. Nur so ist es zu verstehen, dass die Zeitungen ausgiebig über Sankt Georgen berichteten. Viele Zeitungsartikel aus den frühen Sankt Georgener Jahren liegen noch vor. Zum Teil sind sie die einzigen Quellen für die Frühgeschichte Sankt Georgens. In späteren Jahren kam Sankt Georgen in der Presse offenbar nicht mehr so häufig zur Sprache.

11) Sporadische Mitteilungen von Alt-Sankt-Georgenern geben in der Regel Einblick in die eine oder andere konkrete Situation. So führen sie in besonders unmittelbarer Weise an die damaligen Realitäten heran. Als Ergänzungen zu den großflächigeren oder offiziellen Informationen, die zur Verfügung stehen, sind sie unentbehrlich. Sie können ihnen Farbe und Kontur verleihen. Freilich sind diese Dokumente nicht zahlreich.

12) Schließlich liegen noch eine Reihe von Photographien vor, die dazu verhelfen, dass man sich das in den Texten Dargestellte auch bildlich vorstellen kann.

Die Quellen, die an sich nicht knapp bemessen sind, sind indes innerhalb der ersten 25 Jahre der Sankt Georgener Geschichte nicht gleichmäßig geflossen. Ganz im Gegenteil: Viele von ihnen kamen Ende der 30er Jahre und

⁶ KOFFLER, 484.

dann erst recht in den 40er Jahren, in denen der II. Weltkrieg auch in Sankt Georgen Verwüstungen anrichtete, weitgehend zum Versiegen. Und in den Nachkriegsjahren dauerte es noch eine beträchtliche Zeit, bis dass die oben aufgeführten Formen der schriftlichen Information und Kommunikation wieder aktiviert werden konnten.

Im folgenden werden zunächst die wichtigsten Ereignisse der aufeinanderfolgenden Jahre chronologisch dargestellt – Teil I: Jahre. Danach werden einige wichtigere, die Sankt Georgener Frühgeschichte kennzeichnende Sachzusammenhänge erörtert – Teil II: Themen. Eine Reihe grundlegender Dokumente werden in Teil III: Texte zitiert. In Teil IV finden sich einige Bilder aus der Sankt Georgener Geschichte.

Teil I: Jahre

1926

Das Jahr 1926 ist das Jahr, in dem die „Philosophisch-theologische Lehranstalt Sankt Georgen“ zu existieren begann. Mit dem Beginn des Wintersemesters 1926/27 nahm sie ihre Arbeit auf. Diesem folgenreichen Ereignis gingen Monate voraus, in denen noch viele Vorbereitungen für die Eröffnung der Lehranstalt getroffen werden mussten.

Der erste und wichtigste Schritt war der Erwerb des großen und schönen Anwesens in der Offenbacher Landstraße 224.⁷ Nach langjährigen Beratun-

⁷ Bevor Sankt Georgen gegründet wurde, gab es schon in Frankfurt eine Residenz der Jesuiten. Um 1900 wurde in der Eschersheimer Landstraße 50 ein dreistöckiges Haus errichtet. In dieses Haus zogen 1905 (oder sogar noch früher ?) fünf Jesuiten ein – P. Hermann Nix, P. Aloisius Stellbrink, P. Joseph Schwarz, P. Rudolph Sträßle, P. Viktor Frins. Sie bewohnten das Erdgeschoss. Die oberen Etagen waren anderweitig vermietet. Die Jesuiten lebten unter dem Decknamen „Gesellschaft Fürsorgeheim“. Im Katalog der Provincia Germaniae aus dem Jahre 1907 waren sie einmal unter der Überschrift „Residentia Francofortensis“ verzeichnet. Eine genauere Adresse wird dort nicht angegeben. In allen Katalogen der vorhergehenden und der folgenden Jahre lief diese Residenz unter der Bezeichnung „Statio IV“ – angeschlossen der Kommunität des „Domus probationis Exaten“. Bis 1908 war P. Hermann Nix der Leiter dieser Gruppe, die in den dann folgenden Jahren nur noch drei oder gar zwei Patres zählte. Dies änderte sich im Jahre 1913. Damals wurde diese Kommunität formell (neu-)konstituiert. Bald – vom 24. August 1913 an – war ihr Superior P. Julius Vanvolxem. Die Zahl der Mitglieder wuchs auf ca. 15. Aber einstweilen wurde im Katalog der Deutschen Jesuitenprovinz darüber immer noch keine genauere Notiz veröffentlicht. Das war erst ab 1919 der Fall. Damals zählte die „Statio Francofurtensis“ in der Eschersheimer Landstraße 50 etwa 10 Patres. Ihre Zahl sank dann bald auf 7 oder 8 Patres. Bis 1923 blieb P. Vanvolxem der Superior. Er wurde am 1. November 1923 durch P. Wilhelm Bücken abgelöst. In diesen Jahren wechselte die Kommunität in die neue Residenz „Im Trutz 55“. Doch verlief dieser Übergang fließend. Einige Patres blieben einstweilen in der Eschersheimer Landstraße 50. Doch 1928 wurde dieses Haus an die „Kongregation der Dienerinnen des Heiligsten Herzen Jesu“ verkauft. Die Schwestern richteten in dem neuerworbenen Haus einen Kindergarten ein. Er war dann über viele Jahrzehnte der Kindergarten der St. Ignatiuspfarrei. Später diente das Haus in der Escherheimer Landstraße 50 nur noch als Altenheim. Am 30. Juni 1996 wurden das Altenheim und die Niederlassung der Schwestern geschlossen und das Haus verkauft.

gen und Entscheidungen der Verantwortlichen der Diözese Limburg – Bischof Augustinus Kilian, Generalvikar Matthäus Göbel, Stadtpfarrer Dr. Jakob Herr, Seminarregens Dr. Wilhelm Pappert – und der Niederdeutschen Provinz – P. Provinzial Bernhard Bley, P. Ludwig Kösters (als vormaliger Rektor des Ignatiuskollegs in Valkenburg), P. Assistent Rudolf van Oppenraaij – war im Dezember 1925 nach schließlich erfolgreichen Bemühungen seitens des Frankfurter Bankdirektors Hermann Schmillen das Gelände der Villa Grunelius erstanden worden. Käufer war die Niederdeutsche Jesuitenprovinz durch die eigens von ihr errichtete und ihr gehörende „Aachener Immobilien-Aktien-Gesellschaft“. Über die unmittelbare Vorgeschichte des Kaufs des neuen Grundstücks hat P. Ludwig Kösters später einmal berichtet: „Nachdem man an das Mieten eines Hotels, an einen Neubau in Oberursel oder am Frankfurter Stadtwald, an einen Umbau in Sachsenhausen u.a. gedacht hatte, erspähte P. Julius Vanvolxem, der Superior der Niederlassung am Trutz, jenes einzige Fleckchen, das als mächtiges, fast regelmäßiges Rechteck in den Stadtplan von Frankfurt einschnitt und dort als ‚Villa Grunelius‘ eingezeichnet stand. Ein Umstreifen der hohen Mauer, ein Betrachten

Im Jahre 2000 wurde das Haus abgerissen, um Platz für ein neues Bürogebäude und ein neues Wohnhaus zu gewinnen.

An dieses Haus „Eschersheimer Landstraße 50“ erinnerte Ende 2000 / Anfang 2001 eine Ausstellung in der Frankfurter Schirn: Das Gedächtnis der Kunst. Geschichte und Erinnerung in der Kunst der Gegenwart (16. Dezember 2000 bis 18. März 2001). Einer der Ausstellungsräume war der Erinnerung an das Haus Escherheimer Landstraße 50 gewidmet. Unter dem Titel „Fouilles de Sauvetage. Mémoire avant Dispersion. Escherheimer Landstraße 50, 2000“ hatten Anne und Patrick Poirer in 208 Plastikkisten Überreste des Hauses gesammelt – ähnlich wie bei Ausgrabungen Fundstücke in Kästen gesichert werden. An den Wänden des Raumes, auf dessen Boden die Kisten nebeneinander standen, waren alte Türen, Fenster, Treppengeländer, etc. aufgereiht. In dem kleinen Vorraum zu diesem Ausstellungsraum lief ein Videoband, das 120 Minuten lang noch einmal ganz detailliert darstellte, was in dem Haus vor seinem Abbruch zu sehen war. In dem Begleitheft zu der Ausstellung wurde genau beschrieben, wann die Jesuiten in dem Haus ihre Residenz hatten und welche Spuren dieser Anwesenheit noch vor dem Abbruch des Hauses gefunden worden waren.

In der damaligen Residenz in der „Eschersheimer Landstraße 50“ lebte P. Vanvolxem, der das Gelände in der Offenbacher Landstraße 224 für das künftige Sankt Georgen entdeckt hatte. In derselben Residenz kamen die Patres unter, die in der Zeit bis zum Herbst 1926 die vorbereitenden Arbeiten für Sankt Georgen durchführten.

des Parks und der Gebäude, soweit die neidischen Gitter an der Straßenseite es erlaubten, ein prüfender Blick des P. Provinzial, den der stämmige P. Sozius über das grüne Tor an der Rückseite hob, alles bestätigte, dass das Gelände für den Plan wie geschaffen wäre. Aber konnte man es kaufen und ... bezahlen? Eine vorsichtige Anfrage bei dem greisen Besitzer, Herrn Moritz Eduard von Grunelius, erhielt die kurze Antwort, das Erbe seiner Mutter sei ihm nicht feil. Man gab aber, beraten und geleitet von Bankdirektor Hermann Schmillen, der in selbstlosester Weise seine sachkundige Hilfe zur Verfügung stellte, den Gedanken nicht auf. Mit ihm arbeitete nach dem Weggang des P. Julius Vanvolxem nach Bonn P. Johannes B. Drüding, der 1925 noch als einziger in der Escherheimer Landstraße 50 wohnte, während die anderen Jesuiten schon in den Trutz 55 umgezogen waren, Hand in Hand. Was unmöglich schien, wurde wahr. Wegen der Geldentwertung hatten die Erben des inzwischen verstorbenen Herrn von Grunelius mancherlei Verluste erlitten und mussten das Besitztum verkaufen. So wurde es im Dezember 1925 zu verhältnismäßig günstigem Preis erworben und der neuen Hochschule überwiesen“.⁸

Bischof Augustinus Kilian bat Anfang 1926 den Bankdirektor Hermann Schmillen, eine Notiz in der örtlichen Presse veröffentlichen zu lassen, die lautete: „Durch Vermittlung der Maklerfirmen S. Kaufmann-Löffler & Co und Jakob S. Hess in Frankfurt a. M. ging das Grundstück Offenbacher Landstraße 224 aus dem Besitz der Familie von Grunelius in das Eigentum der Aachener Immobilien-Aktien-Gesellschaft über. Es soll fortan dazu dienen, den Theologen der Diözese Limburg sowie auch Theologen und Priestern anderer Diözesen, die neben ihrem Fachstudium auch Vorlesungen an der Universität Frankfurt besuchen wollen, ein Heim zu bieten. Damit wird ein lange gehegter Wunsch der Diözesanverwaltung Limburg erfüllt, ihren Theologen in der eigenen Diözese ihre ganze Ausbildung geben zu können. Wenn die nötigen Vorbereitungen bis dahin vollendet werden können, soll das Studienheim mit Beginn des kommenden Sommersemesters eröffnet werden.“⁹ Sie war am 12. Februar in der „Rhein-Mainischen-Volkszeitung“ zu lesen. Diese Mitteilung löste in der Presse in zwei Wellen – im Februar

⁸ SGB (1963), Heft 3, 3.

⁹ Original im Sankt Georgener Hausarchiv.

und dann noch einmal im Mai – allerhand Spekulationen aus, die sich auf die Beziehungen der neuen Einrichtung zur Frankfurter Universität, zum Ignatiuskolleg in Valkenburg und zur theologischen Fakultät in Fulda bezogen. Aber sie alle waren verfrüht und mussten darum dementiert werden.

Der Park wurde dem neuen Besitzer schon am Anfang des Jahres zur Fortführung seiner Pflege anvertraut. Bald danach wurde der Obergärtner Born angestellt. Das Anwesen als ganzes aber wurde den neuen Besitzern am 10. Mai offiziell und öffentlich übergeben. Dabei waren Herr Alexander von Grunelius, Bankdirektor Hermann Schmillen und P. Julius Vanvolxem, der von Bonn, wo er Superior der Jesuitenresidenz geworden war, angereist war, anwesend. P. Vanvolxem stimmte an diesem Tag aus Dankbarkeit ein „Te Deum“ an.¹⁰

Das neu erstandene Anwesen, das in Anknüpfung an eine frühere Phase seiner Geschichte und dann auch im Blick auf den Patron des Bistums Limburg, den heiligen Georg, fortan den Namen „Sankt Georgen“ tragen sollte, umfasste etwa acht Hektar auf der Südseite der Offenbacher Landstraße und zwei Hektar auf ihrer Nordseite. Das Gelände auf der Südseite war zum Teil

¹⁰ Am 17. Juni 1927 war in den „Frankfurter Nachrichten“ (No. 165) diese Nachricht zu lesen: „Kommunales Potpourri. Neue Siedlung in Oberrad. Im diesjährigen Wohnungsbauprogramm sind mit 2500 Wohnungen 1000 Wohnungen mehr vorgesehen, als im vergangenen Jahre gebaut wurden. Über den Rahmen dieses Programms hinaus wird das Städtische Hochbauamt eine neue Siedlung in Oberrad bauen. Diese Siedlung wird rund 100 Wohnungen umfassen und zwar ausschließlich Einfamilienhäuser mit einem Stück Garten. Als Baugelände ist das Gelände am Nonnenpfad ausersehen, das sich bisher größtenteils im Besitz des Jesuitenordens befand. Die Stadt hat dieses Gelände auf dem Wege des Tausches erworben und dem Jesuitenordens ein ungefähr gleichgroßes Gelände, das an St. Georgen (die ehemalige Besitzung von Grunelius in Oberrad) angrenzt, überlassen. Über den Erwerb verschiedener kleiner Parzellen, die zur Arrondierung des Baugeländes für die Siedlung noch notwendig sind, schweben zurzeit Verhandlungen mit den Eigentümern. Soweit diese Verhandlungen nicht zu einer Einigung führen, wird das Enteignungsverfahren eingeleitet werden müssen. Der Baubeginn ist bis Herbst dieses Jahres vorgesehen.“ Diese Notiz wird so auszulegen sein, dass im Zuge des Kaufs des Grunelius-Anwesens auch ein Stück Land am Oberräder Nonnenpfad miterworben wurde. Dieses Stück Land wurde dann gegen ein Gelände eingetauscht, auf dem heute die Alfred-Delp-Siedlung liegt und das bis in die 80er Jahre hinein zum Sankt Georgener Park gehörte. Damals befand sich dort ein Sportplatz und eine Obstplantage.

eine Gartenanlage und zum Teil der von Sebastian Rinz angelegte und im Laufe der Zeit weiterentwickelte Park. In den Park waren zwei herrschaftliche Häuser und einige kleinere Gebäude eingefügt. Letztere dienten als Werkstätten und Abstellräume. Das eine Haus war die Villa Grunelius, im Folgenden in der Regel „Altbau“ genannt. Es handelte sich dabei um ein mehrstöckiges, geräumiges Haus mit einem im wesentlichen rechteckigen Grundriss. Das andere Haus war das „Lindenhaus“, bisweilen auch als „Jagdhhaus“ bezeichnet. Dieses Haus setzte sich aus einem länglichen Haupthaus und zwei Seitenflügeln zusammen, so dass sich auf die Offenbacher Landstraße hin ein offener Lichthof ergab. Das Lindenhaus war damals von Mietern bewohnt, die die seinerzeit unter Wohnraummangel leidende Stadt dort untergebracht hatte und die bis in das Jahr 1927 nicht leicht dazu gebracht werden konnten, ihre Wohnungen zu räumen. Der Altbau jedoch stand im Frühsommer ganz zur Verfügung, nachdem schließlich noch ein Sohn des Hauses und ein Hausmeister ausgezogen waren.

Nun galt es, die frisch erworbenen Räumlichkeiten für die neuen Bestimmungen herzurichten. Mitte Mai zog P. Matthias Fischer, bis dahin mit der Aufgabe des Pater Minister im Noviziats- und Exerzitienhaus in s'Heerenberg (Holland) betraut, in Sankt Georgen ein. Er leitete die Vorbereitungen für die Ankunft der Jesuiten und der Alumnen und für die Aufnahme der Arbeit der neuen Lehranstalt. Die meisten Räume der Villa waren groß genug und in genügend gutem Zustand, so dass sie jedenfalls für den Anfang ausreichen würden. Aber eine Kapelle war einzurichten. Der dafür notwendige Raum ergab sich im Erdgeschoss durch die Zusammenfügung zweier Säle. Und im Dachgeschoss waren einige kleinere Wohnräume zu schaffen. Eine Heizung für das gesamte Gebäude wurde eingebaut, Toilettenanlagen hergerichtet. Wie einfach sich in den ersten Wochen und Monaten alles abspielte, lässt sich aus einer Notiz entnehmen, die sich in einem Brief von P. Julius Vanvolxem von Anfang Mai findet: dort empfiehlt er, der neue P. Minister Fischer solle ein Fahrrad zur Verfügung gestellt bekommen, damit er seine vielfältigen Aufgaben rasch erledigen könne.

Aber auch auf anderen Ebenen mussten im selben Sommer Entscheidungen getroffen und umgesetzt werden. Sie betrafen den Beginn des Seminarbetriebs und die Aufnahme des Lehrbetriebs. Die Jesuitenpatres, die in der Ausbildung der Seminaristen tätig werden sollten, wurden bestimmt und

bereiteten ihre Ankunft in Frankfurt vor. Gewöhnlich kamen sie in der Jesuitenresidenz in der Stadt unter, wenn sie hier zu tun hatten. Viele hochschulpraktische Fragen wurden geregelt. Ein Programm der ersten Lehrveranstaltungen wurde festgelegt. Eine Satzung wurde entworfen. Ein Grundstock für eine Bibliothek wurde gelegt. Gleichzeitig setzten schon im Sommer 1926 die Bemühungen der Verantwortlichen der Diözese Limburg, der Niederdeutschen Provinz und Sankt Georgens um eine staatliche Anerkennung der neuen Lehranstalt ein. Der Superior der Berliner Residenz bei Sankt Klemens, P. Franz Rauterkus, verhandelte vom Sommer an im Auftrag des Provinzials in Köln und des P. Ludwig Kösters mit dem Berliner Kultusministerium und bemühte sich um eine rasche staatliche Anerkennung der neuen Frankfurter Einrichtung.

Das Bistum Limburg konnte den Beginn der Arbeit der neuen Lehranstalt kaum abwarten. Nur so ist es zu erklären, dass es schon für den Sommer eine erste Gruppe von zehn Seminaristen für das Studium in Sankt Georgen vorgesehen hatte. Da sich die notwendigen Baumaßnahmen jedoch noch über den ganzen Sommer hinziehen würden und auch die neuen Professoren noch nicht nach Frankfurt umgezogen waren, konnte der Lehrbetrieb für sie noch nicht aufgenommen werden. Deshalb wurden diese zehn Studenten für das Sommersemester nach Valkenburg geschickt, wo sie schon ihre Studien beginnen konnten, bevor sie dann nach Frankfurt zurückkehrten. Am 22. April fanden sich die neuen Limburger Seminaristen am Bahnhof in Niederlahnstein ein, um gemeinsam mit der Eisenbahn nach Valkenburg zu reisen. Es handelte sich um die ersten Sankt Georgener Studenten: Fritz Diel, Walter Klemann, Josef Göb, Peter Urlichs, Hermann Noll, Ernst Lehfeldt, Georg Sturm, Christian Herzmann, Georg Höhle, Josef Hofmann. Als sie in Valkenburg ankamen, wurden sie schon erwartet und freundlich begrüßt. Im Gang unter der Valkenburger Krankenstation hatte man für die Limburger Zimmer bereitgestellt. P. Paul Köhns war beauftragt, sich der Limburger Seminaristen – in gewisser Weise als ihr „Regens“ – anzunehmen. Fr. Edmund Mertens ging ihm dabei zur Hand. Die Scholastiker bemühten sich, den jungen Seminaristen freundlich zu begegnen, so dass diese manchmal den Eindruck gewannen, man würde sie auf geschickte Weise für die Gesellschaft Jesu zu gewinnen versuchen. Ende Juli war das Valkenburger „Außensemester“ zuende, die Seminaristen kehrten nach Hause zurück und bereite-

ten sich auf den Einzug in Sankt Georgen vor. Einige machten schon im August und im September in Sankt Georgen Besuche, weil sie sehen wollten, wie P. Fischer und seine Mitarbeiter das Haus für den baldigen Beginn des Betriebs einrichteten.¹¹

Mit dem Beginn des Wintersemester war es dann soweit. Der 27. September war der Tag der formellen Konstitution der Sankt Georgener Jesuitenkomunität. Als Rektor wurde P. Ludwig Kösters, der schon 1914 die ersten Ideen zur Gründung einer neuen philosophisch-theologischen Lehranstalt entwickelt hatte und seit 1921 der Superior der Residenz in Düsseldorf gewesen war, bestimmt. P. Ludwig Kösters sollte sogleich in seiner Person drei Ämter vereinen: er wurde der Obere der Jesuitenkomunität, er wurde der Regens der Seminaristen (bzw. Alumnen) und schließlich wurde er der Rektor der neuen Lehranstalt. In seinem Amt als Regens wurde ihm P. Karl Klein als Subregens, der gleichzeitig für die kirchenmusikalische Ausbildung der Studenten zuständig sein sollte, an die Seite gestellt. Im übrigen zählten zur ersten Sankt Georgener Jesuitenkomunität noch P. Minister Matthias Fischer, P. Werner Dietrich, der einerseits als Spiritual tätig werden sollte und andererseits Rhetorik- und Homiletikunterricht erteilen sollte, P. Caspar Nink als Lehrer der Philosophie, P. Joseph Ternus als Lehrer der scholastischen und empirischen Psychologie, Br. Eduard Decher (Koch und Krankenbruder), Br. Bernhard Hagemann (Hausmeister, Heizer), Br. Johann Bapt. Ligon (Pfortner, Schneider) und die drei Scholastiker Gustav Closen (Lehrer in alten Sprachen), Edmund Mertens (Sekretär des Rektors, Bibliotheksgehilfe) und Joseph Pflumm (Bibliotheksgehilfe).

In den ersten zwei Wochen des Monats Oktober zogen die neuen Seminaristen – es waren insgesamt fünfzehn – in Sankt Georgen ein. Für sie waren die Zimmer im obersten Stockwerk des Altbaus vorbereitet worden. Am 15. Oktober begannen die Vorlesungen des ersten Sankt Georgener Wintersemesters für diese kleine Gruppe der Seminaristen. Zehn Tage später, am 25. Oktober, fand die feierliche Einweihung der Hochschule durch Bischof Augustinus Kilian statt. In seiner Ansprache gab der Bischof der neue errichteten Lehranstalt das Leitwort „Pietati et scientiae“, das später für viele Jahre in

¹¹ (Unbek. Verf.), Aus dem Archaicum von Sankt Georgen. Notizen eines Überlebenden, in: SGB, Juni 1951, 23–25.

großen Lettern auf der Front des Neubaus zu lesen war, mit auf den Weg. Zwei Patres boten Lehrveranstaltungen mit einem philosophischen Schwerpunkt für die Seminaristen an – P. Caspar Nink: Naturphilosophie, P. Joseph Ternus: Rationelle Psychologie. Fr. Gustav Closen gab Unterricht in den alten Sprachen, P. Rektor Kösters führte in das Neue Testament ein, P. Werner Dietrich bot einen Kurs in Homiletik an. Nach bewährter Tradition in den Jesuitenhochschulen wurde der Vorlesungs- und Prüfungsstoff auch in Sankt Georgen von Anfang an in die Form von Thesen gegossen.¹² Von Anfang an – und schließlich bis in die 60er Jahre hinein – wurden alle Vorlesungen in Sankt Georgen in lateinischer Sprache gehalten. Auch die Prüfungen wurden auf Latein abgelegt. Die Thesenblätter waren in lateinischer Sprache abgefasst. Das alles war für viele der Alumnus nicht einfach. Es brachte Sankt Georgen sogleich den Ruf ein, in seinen Anforderungen recht anspruchsvoll zu sein. Schon im ersten Wintersemester wandte sich die junge Lehranstalt auch an eine größere Öffentlichkeit: in „akademischen Vorträgen für entsprechend Vorgebildete“. Die ersten, die in dieser Reihe auftraten, waren P. Ludwig Kösters, P. Joseph Schröteler aus Düsseldorf, P. Erich Wasmann aus Valkenburg und P. Johannes Lindworski aus Köln. Sie handelten über theologische, pädagogische, biologische und psychologische Fragen, wie sie sich in der aktuellen wissenschaftlichen Diskussion stellten.¹³ Diese öffentlichen Vorträge fanden von Anfang an ein so starkes Echo, dass die Sankt Georgener Räume nicht ausreichten, die Zuhörer aufzunehmen. Deshalb musste sogleich man in einen größeren Saal im Lyzeum der Ursulinen im Frankfurter Unterweg (in der Nähe des heutigen „Hauses der Volksarbeit“) ausweichen. Vor allem die Vorträge über die Abstammungslehre von P. Erich Wasmann zogen viele Zuhörer an und wurden in der Presse breit wiedergegeben und besprochen.

Es ist verständlich, dass in der Hochschule, in der Kommunität, im Konvikt vieles soeben erst auf den Weg gebracht worden und deshalb noch längst nicht abgeschlossen war. Aber zwei wichtige und für die Fortsetzung des ein-

¹² Ein Auszug aus dem ersten „Thesenzettel“ Sankt Georgens ist unten, S. 227f, wiedergegeben.

¹³ Das erste Vorlesungsverzeichnis, das auch die Ankündigung dieser öffentlichen Vorträge enthält, ist auf S. 226 abgedruckt.

geschlagenen Weges wichtige Texte konnten schon formuliert und ratifiziert werden – der „Hochschulvertrag“ vom 13. November, der gleichzeitig sowohl von Bischof Augustinus Kilian als auch von P. Provinzial Bernhard Bley unterzeichnet wurde, sowie die „Statuta“, also die Satzung, die das Leben in Konvikt und Hochschule prägen sollte.¹⁴ Im Rückblick auf den ersten Hochschulvertrag sowie auf die erste Satzung erkennt man ihre weichenstellende Bedeutung. Viele damalige Entscheidungen waren der Einstieg in eine Praxis, die in ihren wesentlichen Zügen noch lange Zeit, ja bis heute, weitergeübt werden sollte.

¹⁴ Beide Grundlagentexte finden sich in „Teil III: Texte“: Hochschulvertrag S. 220–222; Statuta S. 223–225.

1927

1927 war in Sankt Georgen alles noch neu. Fast alles ereignete sich zum ersten Mal in der Sankt Georgener Geschichte. Vieles entwickelte sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Am Beginn des Jahres stand ein für die Hochschule sehr bedeutendes Ereignis, auf das man im vorangegangenen Jahr zielstrebig hingearbeitet hatte: am 4. Januar war sowohl im „Deutschen Reichsanzeiger“ als auch im „Preussischen Staatsanzeiger“ zu lesen, dass der Preussische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Becker am 29. Dezember 1926 diese Meldung zur Veröffentlichung freigegeben hatte: „Auf Grund des Artikels 1 § 1 des Gesetzes vom 29. April 1887 (Gesetzsamml. S. 127) in Verbindung mit Artikel 2 des Gesetzes vom 21. Mai 1886 (Gesetzsamml. S. 147) mache ich hierdurch bekannt, dass das von dem Bischof von Limburg in Frankfurt (Main) errichtete Seminar zur wissenschaftlichen Vorbildung der Geistlichen geeignet ist.“ Damit war ein wichtiges Ziel, das seitens der Diözese Limburg und der Niederdeutschen Provinz SJ mit der Gründung Sankt Georgens verfolgt worden war, erreicht: die staatliche Anerkennung der neuen Lehranstalt. Dies erfüllte alle mit großer Genugtuung. Der Limburger Bischof Augustinus Kilian informierte über die damit gegebene neue Situation in einer Verlautbarung „an den Klerus und an die Gläubigen aus dem Laienstande“.¹⁵ In vielen Zeitungen wurde in den ersten Wochen des Jahres von der Gründung und staatlichen Anerkennung der „Philosophisch-Theologischen Lehranstalt Sankt Georgen“ berichtet. Dies war eine tragfähige Grundlage für die Bemühungen um eine Entfaltung der noch ganz jungen Einrichtung. Und sie entwickelte sich rasch.

Spätestens von der Mitte des Jahres an zeichnete sich ab, dass Sankt Georgen stark wachsen würde. Man wusste: die Zahl der Alumnen würde im Laufe der überschaubaren Zukunft steil anwachsen. Sankt Georgen war noch kein Jahr alt, da wurde schon deutlich, dass eine Grundsatzentscheidung, ob man ein solches Wachstum mit allem, was es nach sich ziehen würde, fördern oder bremsen sollte, unausweichlich sein würde. Die einen, allen voran der Rektor von Sankt Georgen, P. Ludwig Kösters, waren willens, die Chance zu

¹⁵ Die Verlautbarung findet sich in „Teil III: Texte“, S. 229.

ergreifen, aus Sankt Georgen eine große philosophisch-theologische Lehranstalt werden zu lassen, und alles zu versuchen, dass dies auch gelingen würde. Dabei wussten sie, dass sie auf viel personelle und finanzielle Hilfe vor allem des Ordens angewiesen sein würden. Die anderen hegten Bedenken und taten sogleich alles, Sankt Georgen, jedenfalls für eine überschaubare Zukunft, in einem bescheidenen und begrenzten Rahmen zu halten. Zu diesen gehörte vor allem P. Johannes Lauer, der damalige Rektor des Ignatiuskollegs in Valkenburg, der deswegen auch nur sehr zögernd, ja unwillig einwilligte, Lehrkräfte und Bücher nach Frankfurt abzugeben. P. Provinzial Bernhard Bley fühlte sich P. Lauer und seinem die Auffassungen P. Lauers teilenden Ökonomen P. Heinrich Engelbert gegenüber nicht frei und sah sich deshalb nicht in der Lage, die Bestrebungen P. Kösters und der anderen Sankt Georgener aktiv zu unterstützen. So war Sankt Georgen schon kurz nach seinem Beginn zu einem Problem geworden, das erhebliche Spannungen unter den Führungskräften der Niederdeutschen Provinz auslöste. Die Kräfte, die vor einem raschen und umfangreichen Ausbau Sankt Georgens warnten, meinten, diese neue Lehranstalt habe zwischen den theologischen Ausbildungsstätten Fulda und Mainz keine echte Chance. Wenn es aber zu einem Ausbau Sankt Georgen käme, so könne dies nur auf Kosten von Fulda und Mainz gehen, – was diese Einrichtungen aber nicht zulassen würden.

Die schnellen Entwicklungen in der allerersten Sankt Georgener Zeit betrafen nicht zuletzt die Nutzung der vorhandenen Gebäude für die Unterbringung der Jesuitenkommunität, der wachsenden Zahl der Alumnen und der Hochschule und des Konvikts. Wie sich Sankt Georgen im Sommersemester 1927 darstellte, ist z. B. aus Berichten zu entnehmen, die in verschiedenen Zeitungen zu lesen waren. Journalisten hatten Sankt Georgen aufgesucht und sich den Altbau, der einstweilen noch die Lehranstalt und das Konvikt ganz beherbergte, angeschaut.¹⁶ Einstweilen reichten die Zimmer für alle Hausbewohner in etwa aus, – was sich freilich bald ändern sollte.

Im Laufe des Sommers zeichnete sich ab, dass die Zahl der Alumnen im kommenden Studienjahr weiter steigen würde. Nicht nur aus der Diözese Limburg, auch aus den Diözesen Köln, Aachen, Osnabrück, Hildesheim,

¹⁶ Ein kurzer Auszug aus einem solchen Zeitungsbericht ist in dem weiter unter folgenden Abschnitt über die Sankt Georgener Baugeschichte abgedruckt (S. 173f).

Berlin, Würzburg und aus der Apostolischen Administratur Schneidemühl lagen Anmeldungen vor. Es galt nun, rechtzeitig für ihre Unterbringung Sorge zu tragen. Die Finanzmittel dafür waren knapp. Dennoch gelang es schließlich und mit viel Mühe, das „Lindenhaus“ für die Aufnahme der Alumnen freizubekommen und herzurichten, sodass sie zum Wintersemester 1927/ 28 dort einziehen konnten. Auch andere Räumlichkeiten waren im Laufe der Monate mehr und mehr zugänglich geworden. Gemeint sind vor allem die Räume, die die auf bereits 20000 Bände angewachsene und weiter wachsende Bibliothek aufnehmen sollten. Ein beträchtlicher Teil der Bücher war geliehenes Gut. Der neuen Lehranstalt war nämlich die Bibliothek des „Gesamtverbandes der Frankfurter Pfarreien“ zur Verfügung gestellt worden. Diese Bibliothek war zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch den bücherliebenden Stadtpfarrer Franz Lothar Marx aufgebaut worden. Sie weist besonders viele Bestände aus der Zeit zwischen dem 16. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf. Besonders wertvoll sind die Bestände an reformatorischer und katholischer Kontroversliteratur des 16. Jahrhunderts. Bevor diese Bibliothek nach Sankt Georgen überführt wurde, war sie im Kohlenkeller (!) der Stadtbibliothek gelagert gewesen. Unter teilweiser Mitverwendung eines Remisentrakts auf der Westseite des Lindenhofes wurde nun eine Magazinbibliothek mit dreistöckiger Inneneinrichtung gebaut. In diesem Bau wurde auch ein Seminarraum mit einer Handbibliothek eingerichtet. Im dem gegenüberliegenden Trakt der ehemaligen Pferdestallungen wurden durch entsprechende Um- und Ausbauten ein weiterer Hörsaal, ein Musikzimmer und über dem Ganzen noch fast ein Dutzend kleine Mansardenzimmer gewonnen. Diese waren nicht viel größer als die üblichen D-Zug-Abteile, – was dem ganzen Trakt die Bezeichnung „D-Zug“ einbringen sollte.

Ebenso wie die Raumbereitstellung und -nutzung dem sich ausweitenden Bedarf angepasst wurde, entwickelte sich auch die personelle Ausstattung der neuen Einrichtung. Der noch kleine Lehrkörper wurde um einige neue Mitglieder ergänzt. Im Herbst 1927 kamen drei Patres als Dozenten neu nach Sankt Georgen: P. Wilhelm Koester für die neutestamentliche Exegese, P. Oswald von Nell-Breuning für die Moralphilosophie und -theologie und P. Adolf Steichen für die Kosmologie. P. Steichen starb wenige Jahre später, die beiden anderen lebten und wirkten noch viele Jahrzehnte in Sankt

Georgen und prägten es auf vielen Ebenen nachhaltig mit. Einige Dozenten halfen einstweilen von außerhalb her aus: P. Joseph Grisar (Valkenburg), P. Joseph Hentrich (Valkenburg), P. Felix Rüschkamp (Bonn), P. Joseph Schröteler (Düsseldorf). Im Herbst fiel noch eine weitere für Sankt Georgen wichtige Personalentscheidung: P. Mathias Fischer wurde am 9. September von P. Johannes Bapt. Bartholomé als P. Minister abgelöst und kehrte nach s'Heerenberg zur Wiederaufnahme seiner früheren Tätigkeiten zurück. P. Bartholomé war aus Indien zurückgekehrt, wo er eine Reihe von Jahren hindurch gearbeitet hatte. Er sollte die für Sankt Georgen immer und damals in besondere Weise bedeutende Aufgabe des „Pater Minister“, der als enger Mitarbeiter und Vertreter des Rektors wie überall in der Gesellschaft Jesu die Verantwortung für die Gestaltung und Regelung „der praktischen Dinge“ trug, fast ein Jahrzehnt hindurch innehaben.

Ein wichtiges Ergebnis der Bemühungen des Jahres 1927 war eine Über-
einkunft über eine feste Tages- und Wochenordnung für die Seminaristen. Sie lehnte sich in vielem an die Gewohnheiten an, die es in den Scholastikaten der Gesellschaft Jesu gab. Vieles sollten die Seminaristen im Sinne der vereinbarten Lebensordnung gemeinsam tun, anderes blieb ihrer persönlichen Gestaltung überlassen. Das Zeitraster war genau und fest durchstrukturiert. Zeiten für das geistliche Leben, Zeiten für das Studium, Zeiten für Erholung und Anderes wechselten einander ab.

Mitte März konnte man auf das erste volle Semester, das man in Sankt Georgen durchlaufen hatte, zurückblicken. Das Wintersemester endete am 15. März. Neben den 15 Seminaristen, von denen 12 aus der Diözese Limburg kamen, hatten auch einige auswärtige Hörer die Vorlesungen gehört – wozu sie die Erlaubnis des jeweiligen Professors eingeholt hatten. Kurz vor dem Ende des Semesters, am 7. März, beging die Lehranstalt zum ersten Mal das „Fest des Hl. Thomas von Aquin, des Patrons des Theologiestudiums“. Die Thomasakademie sollte zu einer Einrichtung werden, die es noch heute gibt. Morgens um 9.00 Uhr wurde ein Hochamt gefeiert. Danach, um 10.00 Uhr, fand ein Festakt statt. Herr Georg Höhle trug eine „Dissertation“ vor: „Wille und Wert in der Darstellung der jungphänomenologischen Schule, beurteilt aus den Gedanken des hl. Thomas“. Eine lateinische Disputation schloss sich an. Die Namen der Disputanten: Hermann Noll, Heinrich Karrell, Josef Dey, Georg Sturm. Um 12.00 Uhr schloss sich eine Übungspre-

digst an. Joseph Göb hielt sie zum Thema „Des neugeborenen Gottessohnes Niedrigkeit und Herrlichkeit“ (nach S.th. 3 q 40 a 3). Der Tag endete um 17.00 Uhr mit dem Gesang einer feierlichen Komplet.

Das zweite Sankt Georgener Semester begann am 26. April. 30 Seminaristen nahmen ihr Studium neu auf, so dass die Hochschule nun insgesamt 45 Hörer hatte, darunter 39 aus der Diözese Limburg, 6 aus anderen Diözesen. Naturgemäß gehörten die meisten Lehrveranstaltungen noch zum Bereich Philosophie. Auch öffentliche Vorlesungen wurden wieder angeboten – von P. Joseph Grisar, P. Hermann Krose und P. Jakob Fröbes. Auf ihre gute Vorbereitung und Durchführung wurde viel Wert gelegt. Entsprechend freundlich war das Echo. Viele Hörer kamen zusammen, die Zeitungen berichteten darüber ausführlich.

Im Laufe des Sommersemesters sah Sankt Georgen ein Ereignis, das sich noch häufig, mehr oder weniger jährlich, wiederholen sollte: An einem Abend im Mai trafen sich viele Mitglieder der Marianischen Männerkongregationen in Frankfurt im Park und vor dem kleinen Tempel, in dem ein Marienbild aufgestellt war. Sie hielten in Gebet und Gesang eine Maiandacht, in der P. Ludwig Kösters eine Predigt hielt. In bewegenden Worten wurde am 1. Juni darüber in der Rhein-Mainischen Volkszeitung berichtet. Diese Mai-Marienfeier im Sankt Georgen Park ist – wie man jetzt rückblickend sagen kann – bis in die späten 80er Jahre hinein aufrechterhalten worden. Hunderte von Frankfurter Männern pflegten gewöhnlich zu dieser Feier zusammenzukommen.

Ein ebenfalls beachtliches öffentliches Echo rief eine in Sankt Georgen veranstaltete Feier zum 70. Geburtstag von Papst Pius XI. am 31. Mai hervor. Nach einem Pontifikalamt mit Bischof Augustinus Kilian kamen die Festgäste zu einem Festakt im Hörsaal I zusammen. In dem, was gesprochen und auch gesungen wurde, kam in einer emphatischen Weise die Papstverbundenheit der Sankt Georgener zum Ausdruck. Der Festvortrag wurde von P. Wilhelm Hentrich zum Thema „Die Vatikanische Bibliothek und ihre Bedeutung für die Geschichte der Scholastik“ gehalten. Am Ende der Feier ermutigte und ermahnte der Bischof die Anwesenden zur Papsttreue. Ein Glückwunschtelegramm der Festversammlung wurde nach Rom gesandt: „Sr. Heiligkeit Papst Pius XI., Rom. Das neugegründete Seminar der Diözese Limburg, Professoren und Alumnus, zur Feier des 70. Geburtstages Ew. Heilig-

keit um den Bischof geschart, übersenden ehrfurchtsvolle Glückwünsche und die Versicherung inniger Treue. Pater Kösters, Rektor von Sankt Georgen.“ Auf dieses Telegramm antwortete der Kardinalstaatssekretär Pietro Gasparri: „Rektor Sankt Georgen, Frankfurt (Main). S. Heiligkeit dankt für die Huldigung, wünscht dem Seminar glückliches Gedeihen und sendet apostolischen Segen. Card. Gasparri“.

Im September 1927 begann schließlich das dritte Studiensemester, das die Philosophisch-Theologische Lehranstalt Sankt Georgen ausrichtete. Dem inzwischen erheblich ausgeweiteten internen Lehrprogramm stand ein ebenfalls erweitertes Programm an „öffentlichen Vorträgen“ damals prominenter Jesuiten zur Seite. Diese sollten dann auch wieder eine beträchtliche Aufmerksamkeit in der Presse finden, in der es zu allen Vorträgen ausführliche Berichte und Kommentare gab.

1928

In den ersten Monaten des neuen Jahres dauerten die intensiven und zum Teil kontrovers geführten Gespräche über die Fortentwicklung Sankt Georgens an. Die unterschiedlichen Einschätzungen des Finanzbedarfs für das sich entwickelnde Sankt Georgen führten hinter den Kulissen zwischen Frankfurt und Köln und Valkenburg zu weiteren Spannungen. Das Finanzgebaren des Rektors P. Ludwig Kösters, der in weiteren Perspektiven und größeren Dimensionen plante und entschied als die meisten seiner Mitbrüder, wurde vor allem von seinem unmittelbaren Mitarbeiter, P. Minister Johannes Bapt. Bartholomé, und vom Ökonomen der Niederdeutschen Provinz, P. Heinrich Engelbert, kritisiert. Wie von ihnen argumentiert wurde, lässt sich aus dem Bericht über die Revision Sankt Georgens, die am 21. und 22. Februar durchgeführt wurde, deutlich erkennen. Der von P. Engelbert am 28. Februar unterzeichnete Bericht enthält Klagen über die zu hohen Geldausgaben für die Umbauten der Gebäudeteile, für den Unterhalt von Garten und Park, für die Ausstattung der Bibliothek und für die Auslagen für die Wäscherei. Der Provinzökonom fasst zusammen: „Die Art, wie bislang die Gelder des Seminars verwaltet wurden, zeugt davon, dass man sich der schwierigen finanziellen Lage der Provinz, auf die so oft dringend hingewiesen wurde, durchaus nicht bewusst sein will. Es fehlt einfach der Wille, die Ausgaben den Verhältnissen anzupassen und dort, wo es möglich ist, ernstlich zu sparen. Man verstand sich ganz ausgezeichnet darauf, der Provinz gegenüber immer wieder die armselige finanzielle Lage des Hauses hervorzuheben, um dann die von der Provinzprokur mühsam zusammengesparten und -gebettelten Gelder zu verausgaben, z.B. für Anlage eines Radioapparates und viele andere Dinge, die sicherlich nicht zu dem notwendigen Inventar eines Seminars gehören und deren Anschaffung ganz gut auf bessere Zeiten hätte verschoben werden können. Was nur irgendwie als nützlich, brauchbar und angenehm befunden wurde, das pflegte man bislang anzuschaffen, ohne jede Rücksicht darauf, ob die vorhandenen Mittel das auch erlaubten. Und obwohl seit anfangs 1926 immer wieder betont wurde, dass verschiedene Auslagen, z.B. für den Garten, bedeutend eingeschränkt werden müssten, tat man bis zur Stunde nichts abzuwenden. Dass eine solche Wirtschaft fortwährend mit neuem Defizit ab-

schließt, ist wahrhaftig nicht erstaunlich. Eine große Katastrophe ist das notwendige Ende. Ausdrücklich möchte ich jedoch bemerken, dass der Hausprokurator bislang trotz guten Willens wenig ändern konnte. Er ist, wie er selbst gestand, in den meisten Fällen einfach machtlos und muss zahlen, was ihm von höherer Seite zugeschoben wird.“¹⁷ Die Auseinandersetzungen, die in solch einem Bericht zur Sprache kommen, waren auch das Thema verschiedener Briefe, die zwischen den Patres Kösters, Lauer (der vom 1. November 1927 an Provinzial der Niederdeutschen Provinz war), Schröteler, von Nell-Breuning, Steichen, schließlich P. General W. Ledóchowski hin- und hergingen. Diese Briefe zeugen davon, dass es bei den für Sankt Georgen Verantwortung tragenden Persönlichkeiten aus der Gesellschaft Jesu unterschiedliche Auffassungen und gegeneinander stehende Interessenlagen gab. Ärger machte sich ebenso Luft wie Sorge.

Doch während solche konzeptionellen und finanziellen Probleme noch erörtert wurden, fielen auf anderen Ebenen bereits neue Entscheidungen, die sich im Rückblick als kleinere oder größere Weichenstellungen in eine langfristige Zukunft hinein zu erkennen geben. Hier ist beispielsweise daran zu denken, dass für die wachsende Zahl der Alumnen eine größere Kapelle oder Kirche benötigt wurde. So wurde zum wichtigsten Ereignis der ersten Jahreshälfte 1928 die Errichtung einer neuen Kirche, nachdem die erste, im Erdgeschoss des Altbaus eingerichtete Kapelle einfach zu klein geworden war. Auch für diese neue Kirche wurde auf einen schon bestehenden Bau zurückgegriffen – auf eine alte Scheune, die dann gründlich umgearbeitet wurde. Bis zur Zerstörung Sankt Georgens in den Bombenhageln des II. Weltkriegs sollte diese Kirche in Gebrauch bleiben. Die alte Scheune, die zu einer Kirche umgebaut wurde, befand sich etwa in der Mitte zwischen dem Lindenhaus und der Balduinstraße. Vom Beginn des Wintersemesters 1928/29 an konnte diese Kirche gottesdienstlich genutzt werden. Ein großer Schrecken erfasste alle, als am 28. November ein Alumne namens D. Pflumm auf den Stufen des Altars der neuen Sankt Georgener Kirche zusammenbrach und sogleich starb.

¹⁷ Aus dem von P. HEINRICH ENGELBERT verfassten „Bericht über die Revision in Frankfurt a/M 21./22. Februar 1928“, Köln, 28. Februar 1928. Provinzarchiv der Norddeutschen Provinz SJ.

Noch längst war die Kapelle nicht fertiggestellt, da drängte sich schon die Frage auf, wie man eine größere Zahl von Alumnen würde unterbringen können. Zehn Zimmer immerhin würde man schon durch den Ausbau des über der Kapelle liegenden Dachgeschosses gewinnen können. Aber dies würde auf keinen Fall ausreichen, schon im kommenden Jahr nicht, aber erst recht nicht in den folgenden Jahren. So sah man sich gezwungen, einen Neubau in Angriff zu nehmen. Wie solch ein Neubau aussehen könnte, wurde unter den Verantwortlichen höchst kontrovers diskutiert. P. Heinrich Engelbert, der Provinzökonom, vertrat die Auffassung, angesichts der Finanzlage der Provinz könne bestenfalls eine größere Holzbaracke errichtet werden. Aber er konnte sich mit dieser Auffassung schließlich doch nicht durchsetzen. Den meisten, auch P. General Ledóchowski, war es klar, dass eine solide Lösung angezielt werden müsse. Überraschenderweise gelang es dann P. Provinzial Johannes Lauer, die Finanzmittel für solch einen großzügigen Neubau zur Verfügung stellen zu können.

Damit kam ein für die Sankt Georgener Verhältnisse außergewöhnliches Projekt auf den Weg. Als Bauunternehmen, das den geplanten Neubau erstellen sollte, wurde die Frankfurter Firma Philipp Holzmann ausgewählt. Mitarbeiter dieser Firma wurden frühzeitig in die Planungen des Neubaus einbezogen, vor allem ihr Direktor Schmidt. Als Architekt wurde Herr Franz Roß aus Aachen, ein Bruder des in Japan tätigen Jesuitenbischofs Johannes Roß, eingesetzt, obwohl einige der Meinung waren, Br. Ignatius Gropper hätte die Aufgabe ebenso gut bewältigt. Der Plan, den der Architekt Roß für den Neubau schließlich vorlegte, wurde allerdings noch durch den Frankfurter Baurat Adolf Meyer Frankfurter Stilgewohnheiten angepasst. Der Plan sah ein Gebäude mit enormen Maßen vor – ein geschlossenes Viereck. Um einen Binnenhof herum sollte ein geschlossener Kreuzgang entstehen. Der große Baukomplex sollte sich mit seiner Nordseite an die Offenbacher Landstraße anschmiegen, während die Ostseite in etwa die Westbegrenzung der Balduinstraße sein würde. Der der Offenbacher Landstraße am nächsten liegende und parallel zu ihr verlaufende Bauteil sollte nur ein Geschoss aufweisen. Der gegenüberliegende Teil sollte hoch aufragen – vier Stockwerke und ein Dachgeschoss waren vorgesehen. Als sich zeigte, dass die finanziellen Mittel doch nicht für das ganze Vorhaben reichen würden, entschied man sich zur Beschränkung auf den Gebäudeblock, der dann auch tatsächlich aus-

geführt worden und noch heute zu sehen ist: der südliche Teil des ursprünglich Geplanten.

Die Überlegungen und Entscheidungen für den Neubau waren mit enormer Eile durchgezogen worden. Der erste Spatenstich für den Neubau wurde Ende Juli 1928 getan. Das war der Beginn einer fieberhaften Bautätigkeit. Schon gegen Ende des Jahres war der Rohbau fertig und unter Dach. Doch während die Bauleute eifrig mauerten und zimmerten, waren von den Verantwortlichen in Diözese und Orden über die finanziellen Probleme hinaus noch andere Konflikte zu bereinigen: sie betrafen die städtischen Auflagen, nachdem die Bautätigkeit aufgenommen worden war, ohne dass schon die Baugenehmigung erteilt worden war. Ihnen zu entsprechen, kostete eine große Anstrengung.

1928 näherten sich die Studenten, die 1926 zu studieren angefangen und zunächst den Philosophiekurs zu durchlaufen hatten, ihrem zweiten Studienabschnitt, in dem es nun um das Studium der Theologie ging. So wurde es Zeit, dass die entsprechenden Lehrkräfte zur Verfügung stünden. Und so kamen in diesem Jahr eine Reihe neuer Patres nach Sankt Georgen, die dann im Bereich der Theologie dozierten. Es kamen P. Ernst Böminghaus für die Kirchengeschichte, P. Hermann Wiesmann für die Exegese des Alten Testaments, P. Albert Ammann für die Ostkirchenkunde. P. Ammann wurde gleichzeitig zum Bibliothekar ernannt. P. Hermann Zurhausen wurde als Spiritual eingesetzt. Gleichzeitig übernahm er einen Lehrauftrag für Rhetorik und Homiletik. Im Herbst, rechtzeitig zum Beginn des Wintersemesters 1928/29, kam P. Michael Gierens hinzu. Er sollte das Fach Dogmatik vertreten. Auch einige Brüder trafen in Sankt Georgen ein: Br. Josef Fink, Br. Martin Kirch und Br. Lorenz Sassen.

Trotz der geschilderten Auseinandersetzungen über die Konzeption Sankt Georgens hatte sich im akademischen Leben der noch jungen Lehranstalt schon eine gewisse Normalität eingespielt. Die Lehrveranstaltungen fanden wie üblich statt, die öffentlichen Vorträge fanden eine beachtliche Aufmerksamkeit. Wie im Vorjahr, so veranstaltete man am 7. März 1928 zum Gedenken an den hl. Thomas von Aquin erneut eine Thomasakademie, deren Thema die Erkenntnis der Naturgesetze war. Eine öffentliche Probepredigt wurde von Herrn Friedrich Buuck gehalten. Der Diözesanbischof stand der Eu-

charistiefeyer vor. Als das Sommersemester 1928 im April begann, betrug die Zahl der Alumnen 83.

Als die Studenten im September 1928 zum Beginn des neuen Wintersemesters in Sankt Georgen eintrafen, zählte die Lehranstalt 86 Studenten. 61 von ihnen gehörten zur Diözese Limburg, 25 stammten aus 7 anderen deutschen Diözesen. Dazu kamen etwa 40 Gasthörer. Das Vorlesungsverzeichnis des Wintersemesters wies zum ersten Mal theologische Lehrangebote in größerer Zahl aus: in der alt- und neutestamentlichen Exegese und auch in der Dogmatik. Verstärkt wurde nun auch die Kirchengeschichte gelesen. Auch in diesem Semester stießen die öffentlichen Vorlesungen auf ein bemerkenswert großes Interesse. Einige der Patres stellten sich zur Verfügung, als das „Deutsche Institut für wissenschaftliche Pädagogik“, das in Münster seine Zentrale hatte, im Oktober in Frankfurt ein Zweigstelle eröffnete. P. Ernst Böminghaus und P. Joseph Ternus boten in der Folge Vorträge an, die stark besucht wurden.

Die Seminaristen betätigten sich hier und da auch außerhalb des Hauses. So übernahmen sie beispielsweise am Allerheiligenfest die liturgische Gestaltung im feierlichen Hochamt im Dom.

1929

Das alles bestimmende Ereignis des Jahres 1929 war die Fertigstellung des Neubaus. Die ersten Monate des Jahres waren ganz vom Fortgang des Neubaus bestimmt. Im Januar wurde die Zentralheizung installiert und auch schon in Betrieb genommen. Gleichzeitig wurden noch zahlreiche Koksöfen aufgestellt, damit der Mörtel trotz der Winterkälte bereit und verbaut werden konnte. Und so konnte das Innere des Neubaus ohne Unterbrechungen ausgestaltet werden. Die fieberhafte Tätigkeit der Bauleute und der Handwerker brachte das erwünschte Ergebnis zustande: Am Vorabend des 1. Mai, nur acht Tage später als vorgesehen war – also praktisch noch am Beginn des Sommersemesters – konnten die Alumnen, inzwischen 120 an der Zahl, ihren Einzug in die neuen Räume halten. Für einige Zeit, so hoffte man, werde man nun über genügend Raum verfügen, um die wachsende Zahl der Alumnen aufnehmen zu können. Die bibliothekarischen Verhältnisse wurden freilich weiterhin als sehr ungenügend empfunden. Weder waren die Räume genügend groß noch standen die Bücher zur Verfügung, auf die man sich für die Forschung und die Lehre angewiesen wusste. Geklagt wurde darüber hinaus auffällig laut, dass die Sakristei zu der im Vorjahr eingerichteten Kapelle viel zu klein sei.

Am Ignatiusfest 1929, also am 31. Juli, fand dann endlich die feierliche Einweihung des Neubaus statt. Ein ausgewählter Kreis von Gästen aus Kirche und Orden und Gesellschaft kam nach Sankt Georgen, um zusammen mit den Patres und den Alumnen den Neubau feierlich einzuweihen. Man hatte mit der Einweihung des Neubaus bis Ende Juli warten wollen, weil noch eine Reihe von Arbeiten, z.B. der Außenputz, erledigt sein sollten. Nach der Begrüßung durch den Rektor P. Ludwig Kösters und umgeben von feierlichen Chorgesängen hielt Herr stud. theol. Heinrich Karell einen Vortrag zum Thema „Die Ausbildung des Priesters im Lichte des neuen CIC“. Ansonsten ergriffen der Generalvikar Göbel als Vertreter des verhin- derten Limburger Bischofs, der Regierungspräsident Commer, der Universitätsrektor Prof. Dr. Heimberger und Stadtrat May das Wort, um der Anstalt aus Anlass der Einweihung des Neubaus ihre Glückwünsche zu bringen. Schließlich sprach der Provinzial P. Johannes Lauer ein Schlusswort. Unter den Anwesenden waren auch der Frankfurter Stadtpfarrer Dr. Jakob Herr

sowie die achtzigjährige Frau Fronmüller, die seit langem eine Förderin und Wohltäterin der Jesuiten in Frankfurt gewesen war und besonders herzlich willkommen geheissen wurde, auch der Aachener Architekt Franz Roß und die Vertreter der Firma Holzmann, vor allem ein Herr Rosshier. Vor der Feier der Einweihung des Neubaus hatte ein feierliches Levitenamt stattgefunden. Dem Hauptzelebranten, Generalvikar Göbel, standen P. Joseph Ternus und P. Ludwig Kösters zur Seite. Der päpstliche Nuntius Eugenio Pacelli übermittelte die besten Wünsche und den apostolischen Segen.

Am Tag vor der feierlichen Einweihung des Neubaus, also am 30. Juli 1929, wurde ein „Ergänzungsvertrag“ zwischen dem Bistum Limburg und der Niederdeutschen Ordensprovinz unterzeichnet. Das Bistum Limburg wurde durch Bischof Augustinus Kilian vertreten, die Niederdeutsche Provinz SJ durch den P. Provinzial Johannes Lauer. Der „Ergänzungsvertrag“ setzt die Geltung des am 13. November 1926 abgeschlossenen Vertrags voraus und konkretisiert ihn hier und da auf dem Hintergrund der Erfahrungen, die man in den vorhergehenden Jahren gemacht hatte.¹⁸ Die Einweihung des Neubaus und die Unterzeichnung des „Ergänzungsvertrags“ waren in der Frühgeschichte Sankt Georgens höchst bedeutende Ereignisse. Sie machten sichtbar, dass die noch sehr junge Lehranstalt doch schon Fuß gefasst und sich auf eine lange Zukunft eingerichtet hatte.

Und doch galt es einstweilen noch, für die inzwischen drei Jahre alte und also noch sehr junge Einrichtung der Jesuiten einen anerkannten Platz in Frankfurt und in der weiteren Region zu finden. Viele begrüßten es, dass es Sankt Georgen gab und dass es sich so rasch entfaltete. Andere beobachteten mit einer gewissen Sorge, dass Sankt Georgen doch mehr als ein Diözesanseminar sein würde und nicht leicht seinen Platz finden würde. Zur Frankfurter Universität waren die Beziehungen problemfrei, zu einigen Persönlichkeiten der Universität gestalteten sich die Beziehungen herzlich, wie es ja auch in dem Besuch des Universitätsrektors zur Einweihung des Neubaus zum Ausdruck gekommen war. Hier und da waren freilich auch Vorbehalte Sankt Georgen gegenüber wahrnehmbar, auffallenderweise auch aus den Kreisen des Frankfurter Klerus. Das Seminar in Mainz hatte Grund zur Sorge, denn es konnte befürchten, mit Sankt Georgen eine konkurrierende Einrichtung in

¹⁸ Der „Ergänzungsvertrag“ ist in „Teil III: Texte“, S. 230–232, abgedruckt.

seiner Nähe zu bekommen. Doch die Beziehungen zum Seminar in Mainz entspannten sich zunehmend – nicht zuletzt durch die Bemühungen des Mainzer Spirituals P. Rudolf Sträßle –, während die Beziehungen zum Seminar in Fulda noch schwierig blieben. Dafür wurde in der Regel der dortige Spiritual P. Alois Gehlen verantwortlich gemacht.

Eine besonders wichtige und langfristig auch für Sankt Georgen hilfreiche Entscheidung wurde in Hildesheim gefällt: der Bischof Nikolaus Bares legte fest, dass die Mehrzahl seiner Alumnen zum Studium und zur Vorbereitung auf das Priestertum nach Sankt Georgen gehen sollten. Man rechnete daraufhin damit, dass der Bischof von Osnabrück nicht lange zögern werde, dieselbe Entscheidung auch für seine Alumnen zu fällen. Freilich gab es für diese Diözese immer auch gewisse Beziehungen nach Münster. Der Bischof von Berlin entschloss sich, seine Seminaristen nach Fulda zu schicken.

Innerhalb der Gesellschaft Jesu machten sich diejenigen zunehmend vernehmlich, die das offenbar sich gut entwickelnde Sankt Georgen mit Interesse und Wohlwollen betrachteten. Unter ihnen gab es auch einige, die es als sehr wünschenswert bezeichneten, dass das Kolleg von Valkenburg nach Sankt Georgen verlegt würde. Dies würde auch den Alumnen in Studium und Disziplin zugute kommen. Freilich gab es auch diejenigen, die einen solchen Schritt – zumindest einstweilen – ablehnten. Aus immer wieder anderen Gründen sollte das Thema Valkenburg – Sankt Georgen in der Folgezeit weiterhin auf der Tagesordnung bleiben.

Etwa eine Woche nach der feierlichen Einweihung ihres neuen Domizils gingen die Alumnen in ihre Sommerferien. Das nun frei stehende Haus wurde vom 18. August bis zum 3. September von den Jesuitenscholastikern, die in Köln, Bad Godesberg und Saarlouis ihr Interstiz machten, bezogen. Sie machten in Frankfurt ihre Ferien und freuten sich, in dem großen neuen Haus von Sankt Georgen untergekommen zu sein. Bald nach der Abreise der Scholastiker wurde das neue Gebäude noch einmal von einer Gruppe von Gästen bezogen: vom 16. bis zum 18. September hatten die in den verschiedenen Seminarien tätigen Spirituäle aus der Gesellschaft Jesu hier ihre Jahreskonferenz.

Unter den Spirituälen, die in Sankt Georgen beieinander waren, fand sich auch P. Wilhelm Klein, der damals Spiritual in Valkenburg war. Er wurde von Teilnehmern an der Zusammenkunft gebeten, ihnen die Exerziten zu

geben, – ein Wunsch, der sich sogleich umsetzen ließ. Am Ende dieser Exerzitien, am 27. September, wurde zu aller großer Überraschung eben dieser



P. Wilhelm Klein

P. Wilhelm Klein als der neue Rektor von Sankt Georgen verkündet. Der Amtsantritt, der sogleich erfolgte, war insgeheim schon seit einigen Wochen zwischen dem Rector designatus und dem eben noch amtierenden Rektor P. Ludwig Kösters vorbereitet worden, wobei auch die Frage zu entscheiden gewesen war, welches Fach P. Wilhelm Klein in der Lehranstalt dozieren sollte. Erwogen wurde die Geschichte der Philosophie, aber auch die Ethik. Tatsächlich las er dann neben der Geschichte der Philosophie die Aszetik. In einem Brief von P. Kösters an P. Klein, geschrieben am 1. September,

heißt es unter anderem: „Ew. Hochwürden gehen einer herrlichen und wichtigen Aufgabe entgegen. Dass ich Ihnen nach besten Kräften gerne helfen werden, wie Sie es wünschen und wo Sie es wünschen, versteht sich von selbst.“¹⁹ P. Wilhelm Klein wurde viel Vorschussvertrauen entgegengebracht. Schließlich hatte er als Spiritual in Valkenburg schon eine wichtige Aufgabe wahrgenommen und viele Erfahrungen gesammelt. P. Ludwig Kösters, der drei Jahre hindurch Rektor in Sankt Georgen gewesen war und sich um sein „Lieblingskind“ die größten Verdienste erworben hatte, blieb weiterhin in Sankt Georgen und nahm in der Lehre und an anderen Stellen weiterhin viele Aufgaben wahr.

Der neue Rektor führte bald einige Neuerungen ein, z.B. dass die Jesuiten zusammen mit den Alumnen ihre Mahlzeiten einnahmen. Das wurde nicht leicht von allen seinen Mitbrüdern angenommen, aber hatte doch auch sichtlich gute Seiten. Als schwierig wurde zunächst angesehen, dass die in der Gesellschaft Jesu üblichen Tischbräuche – Lesung der Regeln, Tischbußen, etc. – in der Gegenwart der Alumnen nicht gut beachtet werden könnten. Doch konnte man solches in die Ferienzeiten verlegen. P. Klein war in vielen Einzelfragen der Disziplin großzügig, – was manche mit Sorge wahrnahmen. Er

¹⁹ Der Brief befindet sich im Sankt Georgener Hausarchiv. In diesem Brief geht es auch um die Gestaltung der Amtsübergabe.

hatte den Ruf, dass es ihm vor allem wichtig sei, dass sich alle, die in Sankt Georgen wohnten und wirkten, hier auch wohlfühlten.

Bevor das Wintersemester 1928/29 zuendeging, hatte am 7. März wiederum eine Akademie zu Ehren des Hl. Thomas stattgefunden. Am Ende der Feier hatte Herr stud. theol. Walther Kampe, der spätere Limburger Weihbischof, eine Übungspredigt über den „Wert der Armut im Geist“ vorgetragen. Gäste von außen waren zahlreich anwesend, der Alumnenor umrahmte die Feier. Zum Beginn des Sommersemesters Ende April zogen 123 Alumnen in Sankt Georgen ein. Ein herausragendes Ereignis in diesem Sommer war die Beteiligung des Alumnats und besonders seines Chores bei der großen Feier der Katholiken Frankfurts anlässlich des goldenen Priesterjubiläums von Papst Pius XI. am 2. Juli im Saalbau in der Junghofstraße. Die Alumnen trugen zur Gestaltung der Feier die „Laudes Hincmari“, die liturgische Akklamation bei der Krönungsfeier eines Papstes, bei, was in zahlreichen Presseberichten wohlwollend vermerkt wurde.

Die Alumnen bildeten im Jahre 1929 schon eine ansehnliche Gruppe. Die meisten kamen aus der kirchlichen Jugendarbeit und brachten viele Erfahrungen mit, die sie dort gemacht hatten. Viele waren sehr gut und vielseitig begabt.²⁰ So dauerte es nicht lange, bis dass sich im Konvikt Gruppen und Strukturen herausbildeten, in denen sich die unterschiedlichsten Aktivitäten entfalten konnten. Vom Chor war schon die Rede. Eine andere Gruppierung ist hier zu erwähnen: die A.B.V. – die „Akademische Bonifatius-Vereinigung“, die die Seminaristen zusammenführte, die daran interessiert waren, Katholiken in der Diaspora zu helfen. Diese Gruppierung – so kann man im Rückblick sagen – hatte in Sankt Georgen viele Jahre hindurch eine große Bedeutung. In ihr bündelten sich eine Menge der pastoralen Aktivitäten, die sich die jungen Alumnen angelegen sein ließen. Eine erste größere Aktivität war die „Erste Diasporafahrt der Theologen von Sankt Georgen 1929“, die nach Dillenburg und Haiger führte. Unter Leitung von P. Michael Gierens begaben sich im August 27 Alumnen in dieses Diasporagebiet, das im Nor-

²⁰ P. Ludwig Kösters urteilte in einem Brief an P. General Ledóchowski über die Alumnen, die aus dem Bund Neudeutschland kamen und ihm verbunden geblieben waren: „Seit langen Jahren habe ich es beobachtet und sehe es jetzt in Sankt Georgen, wo wir ca. 30 Neudeutsche haben, die unsere Stütze sind, dass durch Neudeutschland unermesslich viel Gutes geschaffen wird.“ (ARSI 1024, Particulares 1930)

den des Bistums Limburg liegt, und lebten dort eine Woche lang mit den Katholiken der Gegend zusammen. Sie führten Gespräche, gestalteten Gottesdienste, spielten mit den Kindern und Jugendlichen und waren insgesamt daran interessiert, unter den Mitchristen eine neue Glaubensfreude zu wecken.

Noch bevor die Alumnen Mitte Oktober aus den Ferien zurückkehrten und das Wintersemester vor der Tür stand, verbreitete sich noch eine traurige Nachricht: einer der Alumnen, Heinrich Hildmann, der aus Lippspringe bei Paderborn stammte, war nach längerer Krankheit am 15. Oktober im Frankfurter Marienkrankenhaus gestorben.



P. Böminghaus

Über die innere Situation der Jesuitenkommunität liegen nicht viele Nachrichten vor. Es wurde bisweilen darüber geklagt, dass P. Minister Johannes Bapt. Bartholomé sich sowohl gegenüber den Mitbrüdern als auch gegenüber den Auswärtigen zu schroff aufführe. Er sei zu formalistisch in seinen Auffassungen. In einer Mittagsrecreation berichtete P. Ernst Böminghaus, er habe draußen gehört, die Sankt Georgener Jesuitenkommunität sei die ungemütlichste der ganzen Provinz. Ob ein solches Urteil zuträfe, ist schwer zu entscheiden. Nachvollziehbar ist jedoch, dass damals Patres mit sehr unterschiedlichen Charakteren und Überzeugungen miteinander auskommen mussten, – was vielleicht nicht immer gelang. Dazu kam die enorme Arbeitsbelastung, die auf allen lag. Für eine gute Mitwirkung

an der Gestaltung des Kommunitätslebens mögen bei den meisten die Kräfte nicht mehr ausgereicht haben. Wie auch immer es mit der Atmosphäre in der Jesuitenkommunität bestellt gewesen sein mag, – einer ist immer wieder wegen seiner Aufmerksamkeit für die Mitbrüder gelobt worden: P. Wilhelm Koester, der sich selbstlos für die anderen eingesetzt hat.

1930

Wer 1930 nach Sankt Georgen kam, traf auf eine Einrichtung, die offenbar nun eine einigermaßen ruhige Zeit erlebte. Der Neubau war bezogen, die Alumnen waren sämtlich untergebracht. Jetzt konnte man sich ungestört den Studien widmen, das Leben im Konvikt lief in Bahnen, die in den vorhergehenden Jahren Stück für Stück festgelegt worden waren. Die Lehranstalt wartete mit einem recht eindrucksvollen philosophisch-theologischen Lehrangebot auf. Die meisten Professoren hielten gute Vorlesungen, leiteten interessante Seminare. Über den einen oder anderen wurde freilich auch geklagt, er sei didaktisch nicht geschickt. Auch die „Öffentlichen Vorträge“ in der Stadt waren schon zu einer festen Einrichtung geworden, die auf eine weiterhin sehr erfreuliche Resonanz stieß.

Geklagt wurde allerdings weit vernehmlich über die Bibliothek. Sie wurde nach wie vor als zu klein empfunden. Es wurde zur allgemeinen Auffassung, dass nur erhebliche Ausbaumaßnahmen Abhilfe schaffen könnten. Im übrigen sei neue und aktuelle Literatur anzuschaffen, da die entsprechenden Bestände noch immer zu knapp seien.

Auch die zahlenmäßige Entwicklung unter den Alumnen bestätigte im übrigen das Ansehen, das Sankt Georgen inzwischen von vielen Seiten und weit über den Bereich der Diözese Limburg hinaus entgegengebracht wurde. Die ältesten unter den Alumnen gehörten nun schon zum fünften Jahrgang. Der erste Jahrgang, den die Alumnen bildeten, die 1930 neu gekommen waren, war zahlenmäßig der stärkste – ein Hinweis darauf, dass die Zahl der Alumnen weiterhin im Steigen begriffen war. Die Zahl der Alumnen betrug zu Beginn des Sommersemesters 158, zum Beginn des Wintersemesters änderte sie sich nur unwesentlich.

Die Eindruck des einigermaßen Ruhigen und Gefestigten deckte jedoch nicht die ganze Sankt Georgener Wirklichkeit ab. Für die meisten, die in Sankt Georgen lebten und arbeiteten oder Sankt Georgen besuchten, war nicht ohne weiteres wahrnehmbar, dass „hinter den Kulissen“ eine durchaus heftige Auseinandersetzung über den Sinn und die Maße eines Ausbaus Sankt Georgens stattfand. Und doch war es der Fall. Die wichtigsten Repräsentanten der unterschiedlichen Positionen waren einerseits P. Ludwig Kösters, der frühere Rektor, der weiterhin in Sankt Georgen als Professor wirkte,

und andererseits P. Provinzial Johannes Lauer in Köln. Von Sankt Georgen aus wurde bei P. General Ledóchowski in Rom über P. Provinzial Lauer nachdrücklich geklagt: er habe zu wenig Verständnis und Wohlwollen Sankt Georgen gegenüber.²¹ P. Lauer war – wie man wusste – immer schon ein Gegner einer Errichtung Sankt Georgens gewesen. Als Sankt Georgen dann existierte, wirkte P. Provinzial Lauer dahin, dass es lediglich ein Limburger Diözesanseminar sein würde. Sein Ziel war es, Sankt Georgen in jeder Hinsicht klein zu halten. Über all dies hinaus wurde P. Lauer als eine durchaus schwache Führungspersönlichkeit bezeichnet, ja, er sei in seinem Verhalten unzuverlässig und auch unehrlich. Auch über den Provinzökonom P. Engelbert wurde geklagt. Er fälle willkürliche Entscheidungen, sei unberechenbar, kein Freund von Sankt Georgen.²² Ob alle diese Urteile berechtigt waren, bleibe dahingestellt. Aber dass sie gefällt wurden, zeigt, wie schon wenige Jahre nach der Errichtung Sankt Georgens über seine Stellung und seine Bestimmung kontrovers diskutiert worden ist.

Seit Herbst 1929 war P. Wilhelm Klein Rektor von Sankt Georgen. Er hatte sich weitgehend in seine neue und anspruchsvolle Aufgabe eingelebt. Er wurde wegen seiner Liebenswürdigkeit geschätzt. Bisweilen wurde allerdings bemängelt, dass er dem Kölner Provinzial gegenüber die Interessen Sankt Georgens nicht nachdrücklich genug vertrete. Ein gewisses Problem wurde von den Alumnern darüberhinaus zunehmend darin gesehen, dass der Subregens, P. Karl Klein, und der neue Rektor, P. Wilhelm Klein, leibliche Brüder waren. Da die beiden – verständlicherweise – eine enge Beziehung zueinander hatten, wuchs in den Alumnern die Auffassung, sie hätten im Falle eines

²¹ In einem Brief von P. Ludwig Kösters an P. General Ledóchowski vom 4. April 1930 werden solche Klagen laut: „P. Lauer war schon früher ein Gegner von Sankt Georgen, sodass bei seiner Ernennung durch Außenstehende die tatsächlich eingetretenen Schwierigkeiten vorausgesagt wurden. Als Provinzial hat er nie ein Wort der Ermunterung oder Anerkennung gesprochen, aus sich nie etwas für Sankt Georgen getan, dagegen irgendwelche hervortretende Schwierigkeiten scharf unterstrichen.“ (ARSI 1024, Particulares 1930)

²² In demselben Brief von P. Ludwig Kösters an P. General Ledóchowski finden sich auch kritische Äußerungen über P. Engelbert, so z.B.: „Über die sachliche Befähigung des P. Engelbert kann ich nicht urteilen; nur wissen wir hier aus der aufgestellten Bilanz, daß die äußere Ordnung seiner Bücher sich keineswegs deckt mit innerer Richtigkeit.“ (ARSI 1024, Particulares 1930)

Problems in ihrem Subregens im Rektor keine unabhängige und wirksame Berufungsinstanz.

Bischof Augustinus Kilian, der Sankt Georgen immer aufs herzlichste zusetzte und ohne den Sankt Georgen nicht gegründet worden wäre, war seit längerem schwach und krank und konnte viele seiner bischöflichen Aufgaben nicht oder nur mit Mühe wahrnehmen. Im Frühjahr 1930 erholte er sich ein wenig, sodass er auch den Plan fasste, Sankt Georgen einen Besuch abzustatten. Dieser Besuch kam tatsächlich am Freitag, dem 16. Mai, zustande. Der Bischof besichtigte den Neubau und freute sich, dass das auch von ihm auf den Weg gebrachte Werk sich offensichtlich gut entwickelte. Er hielt eine längere Ansprache an die Alumnen.²³ Dieser Besuch sollte der letzte des Bischofs Augustinus Kilian in Sankt Georgen sein. Krankheit und Schwäche brachen bald erneut aus, und am 30. Oktober desselben Jahres ist er dann

²³ In der Rhein-Mainischen Volkszeitung war am Tag darauf ein Bericht über diesen Bischofsbesuch zu lesen: „Gestern Nachmittag weilte der Hochwürdigste Herr Bischof von Limburg zum ersten Male nach langer Krankheit wieder für ein paar Stunden in Frankfurt und besuchte Sankt Georgen. Nach einem frohen Mailied der Alumnen und herzlichen Begrüßungsworten des P. Rektors wandte sich der Hochwürdigste Herr in seiner väterlich-gütigen Weise in einer längeren Ansprache an die Alumnen: Im Jubiläum seines großen heiligen Patrons, des hl. Augustinus, der gleich groß als Kirchenfürst und Gottesmann uns heute so lebendig nahesteht wie wenige der großen Heiligen, wolle er nur auf einige Züge aus seinem Bilde hinweisen, die für uns alle ganz besonders bedeutsam sind: Sein Eintreten für die Einheit des Glaubens und der Kirche, im Großen sein Kampf gegen den Irrtum, im Kleinen sein persönliches Werben für die Gemeinschaft der Liebe im Klerus seiner Stadt, die er im gemeinsamen Leben mit seinen Priestern übte. Heute wie immer beruhe die Stoßkraft der Kirche auf ihrer geschlossenen Einheit, und gerade heute müsse ein Band der Liebe und des Vertrauens die Priester untereinander und mit ihrem Bischof verbinden. Hier in Sankt Georgen, wo Studierende vieler deutscher Diözesen zusammen lebten und strebten, könne in hervorragender Weise eine Pflegestätte solcher heiliger Einheit sein. Weiter sprach der Bischof von dem unermüdlichen Schaffensdrang und der schier unerschöpflichen Arbeitskraft des Heiligen, die uns Vorbild sein müsse, und zuletzt von seiner Liebe und Güte, die er selbst im heißen Kampf dem Gegner gegenüber nie vergaß. Gerade hier muss der zukünftige Priester Geist vom Geiste Augustins in sich tragen. Der Bischof besichtigte hierauf eingehend den Neubau des Kollegs und konnte sich mit froher Genugtuung vom Wachsen seines Werkes, das ihm so sehr am Herzen liegt, überzeugen. Leider war der Aufenthalt nur kurz bemessen; um so mehr hofft Sankt Georgen, bald wieder und noch oft seinen hohen Gast begrüßen zu können.“

gestorben. In dem in den Totengedenkzettel eingedruckten Text findet sich der Satz: „Die Gründung der phil.-theol. Akademie in Ffm., die er der Obhut des Jesuitenordens anvertraute, u. der Neubau des Limburger Priesterseminars krönten sein Lebenswerk.“

Der Pfarrer Antonius Hilfrich, ein Altgermaniker, wurde schon im Frühsommer dem erkrankten Bischof Augustinus Kilian als Weihbischof, genauer: als Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge, zur Seite gegeben und dazu am 5. Juni durch den Freiburger Erzbischof Karl Fritz in Wiesbaden, wo er eine Pfarrei leitete, geweiht. Bei der Weiheliturgie wirkte der Sankt Georgener Chor mit. Nach dem Tode von Bischof Augustinus Kilian wurde Weihbischof Antonius Hilfrich sein Nachfolger. Auch er sollte Sankt Georgen immer sehr gewogen sein. Im übrigen waren 1930 mehrere Bischöfe, Äbte und Regenten in Sankt Georgen zu Besuch: die Bischöfe von Mainz, Osnabrück, Würzburg, Speyer, Berlin, die Regenten von Trier, von Mainz, Bonn und Braunsberg. So kam das Interesse weiter Teile der Kirche in Deutschland an Sankt Georgen erfahrbar zum Ausdruck.

Die Jesuitenkommunität vergrößerte sich geringfügig: P. Karl Meyer kam am 3. November hinzu. Seine Aufgabe: er sollte die orientalischen Sprachen und die biblische Geschichte lehren. In diesem Jahr sprachen die Patres in ihren öffentlichen Vorlesungen zu ganz aktuellen Fragen: über die Sozialenzykliken der Päpste, über den Katholizismus und den Sozialismus, über die „Confessio augustana“ – dies aus Anlass ihres 400-Jahr-Jubiläums. Einige Patres hatten auch außerhalb Frankfurts Aufgaben übernommen – sie gaben Exerzitien und hielten Vorträge.

Im Alumnat kam keine Langeweile auf. Die Alumnen betätigten sich – neben dem Studium – auf den verschiedensten Gebieten. Auffallend häufig ist von ihrem gemeinsamen Musizieren die Rede. Offenbar liebten die Alumnen das Singen. Der Kalender des Jahres 1930 weist erstaunlich viele Termine auf, zu denen eine Schola oder ein Chor aus Sankt Georgen auftrat. Am 29. Mai – am Fest Christi Himmelfahrt – sangen sie zu Ehren der Gottesmutter Maria im Dom gregorianische Gesänge, eine „Mariologie in Tönen“. Der Dom war bis auf den letzten Platz besetzt. Die Gläubigen freuten sich über den Eifer der Sankt Georgener Alumnen. Die Alumnen sangen dann auch noch einmal am 19. und am 23. Oktober anlässlich der „Woche der internationalen Gesellschaft für die Erneuerung der Kirchenmusik“, die in

Frankfurt stattfand. Im Advent veranstalteten sie eine besondere Akademie mit einem Hirtenspiel.

Was die Alumnen mit wacher Beobachtungsgabe sahen und sicherlich in ihren Rekreationen und auf ihren Spaziergängen besprachen, das hatte ein heiteres Echo in den vielen Karikaturen, die im Jahre 1930 und 1931 der Alumnus Cornehl Freiherr von Geyr gemalt hat. Zum einen handelte es sich um Porträts einiger Patres, zum anderen um Szenen aus dem Leben Sankt Georgens.²⁴

Wie einfach sich in den ersten Jahren vieles abspielte, lässt sich an einer leicht übersehbaren Notiz in der Sankt Georgener „Historia domus“ ablesen: im Oktober wurde ein kleines Auto – ein Goliath – gekauft, damit die Nahrungsmittel aus der Großmarkthalle und aus dem Schlachthaus einfacher hierher gebracht werden konnten. Bis 1930 hatte es nur Fahrräder als Transportmittel gegeben.

²⁴ Eine kleine Auswahl der Karikaturen, P. Oswald von Nell-Breuning und andere darstellend, ist im Bilderanhang wiedergegeben (S. 245f). Einige andere Porträts sind verstreut im Buch abgedruckt (SS. 42, 44, 54, 57, 67, 77, 84, 102, 143).

1931

Der wachsende Raumbedarf war 1931 erneut ein vordringliches Thema in Sankt Georgen. Die Zahl der Alumnen nahm erneut stark zu. Als das Sommersemester am 22. April begann, zogen 205 Alumnen ins Haus. Gut die Hälfte von ihnen stammten aus dem Bistum Limburg, die anderen aus den verschiedensten anderen Bistümern – aus Aachen, aus Basel, aus Köln, aus Hildesheim, aus Osnabrück, aus Würzburg, aus Trier, aus Paris und immerhin eine Gruppe von 20 Seminaristen aus der Prälatur Schneidemühl. Hatte man noch im vergangenen Jahr alle Alumnen einigermaßen leicht unterbringen können, so war der Raummangel nun wieder deutlich spürbar. Viele Alumnen mussten sich ein Zimmer teilen, – nur so konnten alle untergebracht werden. Der enorme Raummangel machte es notwendig, dass die Theologen und die Philosophen die gemeinsamen Räume nacheinander und also zeitversetzt benutzten – den Speisesaal, die Kapelle, die Aula. Neben dem Katalog in der Bibliothek stand das Bett eines Bibliotheksangestellten. Man entschied sich auch, die Jesuiten und die Alumnen gemeinsam ihr Mahlzeiten einnehmen zu lassen. Manche Jesuiten klagten darüber, andere verteidigten es, z.B. P. Adolf Steichen, der sich sogar an P. General Ledóchowski wandte, um seine Auffassung kundzutun.²⁵ Diejenigen, die diese neue Praxis nicht befürworteten, begründeten dies damit, dass man so die den Jesuitenkommunitäten eigenen Gewohnheiten nicht aufrechterhalten könne.

Es zeichnete sich also mehr und mehr ab, dass bauliche Erweiterungen schließlich doch notwendig sein würden. Doch wie sollten sie finanziert werden? Der Provinzial in Köln machte deutlich, dass er grünes Licht für weitere Baumaßnahmen erst geben werde, wenn die finanziellen Grundlagen dafür gesichert seien. Der Provinzvisitator P. Alois Ersin besuchte im November 1931 auch Sankt Georgen, um sich vor allem auch von der finanziellen Situation ein Bild zu machen. Er bedauerte, dass die zur Verfügung stehenden Geldmittel zu gering seien, um die gewünschten Baumaßnahmen durchführen zu können. Die Entscheidung, die er in einem „Dekret“ vom Herbst 1931 dokumentierte, gipfelt in dem Satz: „Die Provinzprokur wird ab

²⁵ ARSI 1025, Consultores 1932.

1.10.1931 keine Mittel für Sankt Georgen mehr zur Verfügung stellen, weder aus dem Vermögen der Arca Seminarii, noch aus angelehnten Geldern.“ Dies wurde vor allem damit begründet, dass seitens der Provinz in der vorhergehenden Zeit bereits große Geldmengen eingesetzt worden seien und dies nun nicht länger möglich sei. Diese Entscheidung stieß in Sankt Georgen auf ein erhebliches Missfallen. P. Oswald von Nell-Breuning bemängelte, dass die Finanzverwaltung unsachgemäß durchgeführt werde. Der Rektor und der Minister seien auf diesem Gebiete zu wenig kompetent. Trotz der geschilderten Probleme wurden im Jahre 1931 eine Reihe von recht detaillierten Bauplänen erstellt. Die Pläne sahen ein gegenüber dem Programm von 1928 eingeschränktes Konzept vor. Es ist aber offenbar niemals ernsthaft darüber debattiert worden. Statt dessen wurde später – 1932 und 1934 – eine Erweiterung des Hauptbaus nach Osten hin realisiert.

Neue Gebäudeteile entstanden also 1931 einstweilen nicht. Dafür wurde hier und da das Bestehende überholt. Die Außenmauern des Lindenhauses wurden mit grüner Farbe neu gestrichen. In der Küche wurden neue Maschinen eingebaut, z.B. für die Verarbeitung von Fleisch. Die Hochschulverwaltung genehmigte sich einen Vervielfältigungsapparat für das Kopieren von Thesenzetteln und anderen Schriftstücken. Im übrigen wurden die Bibliotheksverhältnisse weiterhin als sehr unbefriedigend empfunden. Der Platz für die Bücher reichte nicht aus, Neuanschaffungen wurden spärlich getätigt. Valkenburg war nicht großzügig im Überlassen der Bücher, die man wohl hätte abgeben können.

Es war klar, dass der wachsenden Zahl der Alumnen durch einen verstärkten Einsatz von Professoren und Spirituellen entsprochen werden musste. Am 18. Juni kam P. Karl Richstätter nach Sankt Georgen, um Spiritual für die Theologen zu werden. Zuvor war er in s'Heerenberg gewesen. Man versprach sich von ihm eine besondere Bemühung um die Herz-Jesu-Frömmigkeit. Das Herz-Jesu-Fest wurde übrigens mit großer Feierlichkeit begangen. Die Alumnen hatten zuvor acht Tage Exerziten gemacht – die Philosophen mit P. Otto Cohausz, die Theologen mit P. Friedrich Kronseder. Ende Oktober kam, ebenfalls als Spiritual, allerdings für die Philosophen, P. Ferdinand Ehrenborg, der zuvor im Seminar in Fulda gewesen war und dort von P. Hermann Zurhausen abgelöst wurde. Am 20. November traf P. Josef Gummersbach, der im Sommer das Doktoratsstudium in Freiburg i. Br. ab-

geschlossen hatte, in Sankt Georgen ein. Er wurde aufgrund seiner Arbeit „De descensu Christi ad inferos sec. Suarez“ von der Fakultät angenommen und vom Ministerium in Wiesbaden als Professor anerkannt. P. Leonhardt Oster wurde zum Subregens und gleichzeitig zum Bibliothekar ernannt, nachdem P. Michael Gierens – nach dem Weggang von P. Karl Klein nach Köln – ein Jahr hindurch diese Aufgaben versehen hatte. Man war sehr froh und dankbar, dass im Wintersemester 1931/32 P. Ivo Zeiger, der an der Gregoriana in Rom die Geschichte des Kirchenrechts las, mit Kirchenrechtsvorlesungen aushelfen konnte. P. Ludwig Kösters wurde zum Leiter des „Cursus Scripturae Sacrae“ ernannt. Die Patres waren sämtlich sehr ausgelastet, so dass bisweilen darüber geklagt wurde, dass man zu wenig Zeit und Kraft übrig habe, um Bücher und Artikel zu verfassen. P. Kösters liebte es, die personelle Besetzung von Valkenburg mit der von Sankt Georgen zu vergleichen. In fast jedem Fach waren – so zeigte sich – in Valkenburg erheblich mehr Professoren eingesetzt als in Sankt Georgen. Als Problemfall im Sankt Georgener Lehrbetrieb galt P. Joseph Ternus, der an sich für die Psychologie ausgebildet war, aber plötzlich den Anspruch erhob, in der Dogmatik eingesetzt werden zu wollen. Um des lieben Friedens willen konzidierte man dies P. Ternus, wodurch freilich Zufriedenheit nicht aufkam. Zu den Gründen, die P. Ternus geltend machte, gehörte, dass er meinte, von den Studenten nicht verstanden und anerkannt zu werden, – was wohl auch den Tatsachen entsprach. Die Studenten klagten über die Art, wie P. Ternus seine Vorlesungen hielt.

Auch 1931 blieb es üblich und möglich, eine Reihe von öffentlichen Vorlesungen anzubieten. Einmal ging es um das Konzil von Ephesus, das 1500 Jahre zuvor gefeiert worden war, dann um den Solidarismus als wirtschaftliches Programm, schließlich um die Erkenntnisse über den Sinanthropos pekinesis. Auch über die hl. Elisabeth wurde eine Vorlesung gehalten. Die öffentlichen Vorlesungen galten als der zweite Schwerpunkt der Lehranstalt bzw. der Hochschule, wie sie inzwischen bezeichnet wurde. P. Oswald von Nell-Breuning war ein beehrter Referent auf Tagungen und war deshalb viel unterwegs. In diesem Jahr sprach er an verschiedenen Orten über die Enzyklika „Quadragesimo anno“ (1931). P. Michael Gierens bot Vorträge über die Enzyklika „Casti connubii“ (1931) an.

1931 wurde in Rom die Apostolische Konstitution „Deus scientiarum Dominus“ veröffentlicht, in der die kirchlichen Studien neu geregelt wurden. Davon war die Hochschule mit ihrem Lehrprogramm unmittelbar betroffen. Und so ist es verständlich, dass sich die Hochschulleitung zusammen mit den Professoren darum bemühte, die neuen Aufgaben zu erkennen und Wege zu ihrer Verwirklichung aufzuspüren. In diesem Zusammenhang wurde auch verstärkt erwogen, ob man nicht ein viertes Jahr Theologie einführen sollte, zumindest für die, die in ihren Heimatdiözesen kein Seminar haben, das solch ein Jahr durchführen könnte.

Der Ruf Sankt Georgens scheint unter den Bischöfen sehr gut gewesen zu sein. Kardinal Faulhaber berichtete einmal, in der Bischofskonferenz sei von Zeit zu Zeit von Sankt Georgen die Rede. Dabei komme die allgemeine Wertschätzung zum Ausdruck. Bisweilen schickten die Bischöfe bewusst schwierige Alumnen nach Sankt Georgen in der Hoffnung, dass sie dort gut erzogen und gebessert werden könnten. Es wurde auch berichtet, der Bischof von Osnabrück habe beim Vergleich der Alumnen, die in Sankt Georgen studiert haben, und der Alumnen, die in Münster studiert haben, festgestellt, dass die Sankt Georgener eine solidere wissenschaftliche Ausbildung erhalten hätten. Der neue Bischof Hilfrich von Limburg lud übrigens die Patres für den Juli zu sich ein. Man folgte dieser Einladung zahlreich. Die Beziehungen zum Bistum Fulda, die in früheren Jahren angespannt gewesen waren, hatten sich inzwischen spürbar verbessert. Zu den Ereignissen, die sich jährlich wiederholten, gehörten die Besuche der Bischöfe. Bisweilen nahmen sie die Gelegenheit wahr, Weihehandlungen vorzunehmen. So erteilte am 30. Mai Bischof Hilfrich den Alumnen des fünften Kurses die Niederen Weihen. Ein besonderes Ereignis war die Weihe der ersten dreizehn in Sankt Georgen ausgebildeten Alumnen zu Priestern. Am 8. Dezember fand die Weihe in Limburg statt. Am darauffolgenden 1. Januar traten sie ihre Stellen an.

Wenn man die Berichte über Sankt Georgen aus all diesen Jahren liest, so zieht sich wie ein roter Faden hindurch, dass die geistliche Ausbildung der Alumnen als die wichtigste Aufgabe angesehen wurde. Von den Spirituellen wurde erwartet, dass sie mit fester Hand das beste erreichten, – was freilich nicht immer möglich war. Dennoch wird doch auch immer wieder herausgestellt, dass der Zustand des Alumnats in geistlicher Hinsicht recht gut sei. Die meisten der Seminaristen gingen zielstrebig ihren Weg. Nur einige weni-

ge hätten sich entschieden, das Seminar doch verlassen und einen anderen Weg einschlagen zu sollen. 1931 waren es insgesamt fünf von 205 Seminaristen, die wieder weggingen. Sie hielten das Leben in Sankt Georgen für zu streng und zu eng.

Aus dem Kreis der Alumnen starb am 21. November Karl Kraus an Typhus. Er stammte aus Aachen und starb im Krankenhaus Köln-Niehl. Die Alumnen hatten eine Stanislaus-Novene gehalten und für den Todkranken gebetet, der sich mit dem Gedanken getragen hatte, in die SJ einzutreten.

In Sankt Georgen waren im Sommer 1931 einundzwanzig „Hausdiener“ tätig. Sie waren in den verschiedensten Bereichen tätig, und ohne sie hätten die vielen Arbeiten, die anfielen, nicht bewältigt werden können. Im Laufe der zurückliegenden Jahre war diese Zahl allmählich erreicht worden. Bis Ende der 30er Jahre war die Gruppe der „Famuli“ immer recht groß und immer auch unentbehrlich. Bisweilen wurde erwogen, ob man nicht ihre Zahl senken solle. Dies sei allerdings nur möglich, wenn die Zahl der Jesuitenbrüder wachsen würde.²⁶

Es war in Sankt Georgen nicht häufig der Fall, dass zu politischen Entwicklungen öffentlich Stellung bezogen wurde, auch später nicht. Zu den Ausnahmen gehörte ein Vorstoß von P. Adolf Steichen im Jahre 1931. Bei



P. Steichen

den Reichstagswahlen vom 14. September 1930 hatten sowohl die Kommunisten als auch die Nationalsozialisten erhebliche Stimmengewinne erzielen können, zumal auch in Frankfurt. P. Steichen bezeichnete diese beiden Gruppen als „unsere entschiedenen, fanatischen Gegner“. Man dürfe sie nicht reizen. Dies geschehe z.B. durch das Tragen des langen Talars, der besser in die geschlossene Szene Valkenburgs passe als in die Großstadt Frankfurt, wo man am richtigsten in der kürzeren Soutanelle ausgehe. Die Auseinandersetzung um die angemessene Kleidung der Alumnen hatte eine Parallele in den internen Diskussionen in den deutschen Jesuitenprovinzen. Dabei ging es um das Tragen des „Jesuitenkleides“ in Deutschland. In den holländischen

²⁶ Vgl. zur Gruppe der „Hausdiener“ den entsprechenden Abschnitt unter „Themen“, S. 190f.

Häusern war, auch in der Öffentlichkeit, immer schon das Tragen des Jesuitentalars üblich, während man in Deutschland in der Exilszeit (bis 1917) selbstverständlich incognito, d.h. wie die Weltpriester, ging. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte man diesen Brauch auch in der Öffentlichkeit beibehalten und den Talar nur innerhalb der Häuser getragen. P. General Ledóchowski tendierte dahin, auch für Deutschland das Tragen des Talars in der Öffentlichkeit zu urgieren, stieß hier jedoch auf den Widerstand der Provinziäle. Es waren freilich insbesondere Sankt Georgener Patres – wie P. Ludwig Kösters, P. Oswald von Nell-Breuning, P. Adolf Steichen –, die sich gegen das Tragen des Talars in der Öffentlichkeit wandten. Sofern man nun in Sankt Georgen die Alumnen auf eine Lebensweise einstimmte, die sich in vielem an den inneren Gepflogenheiten der Jesuiten ausrichtete, stellte sich auch im Blick auf sie die Frage, wie sie sich kleiden sollten – innerhalb des Hauses und dann auch außerhalb des Hauses.

1932

Die Anstrengungen bezüglich der Erweiterung der Raumkapazitäten gingen im Jahr 1932 weiter. Dabei gab es auch echte Fortschritte. P. Rektor Wilhelm Klein teilte am 1. April P. General Ledóchowski mit, dass nun eine Aula gebaut werden könne. Gemeint war eine einstöckige Ausweitung des Neubaus auf die Balduinstraße zu. Man habe dies lange beabsichtigt. Jetzt seien die Erlaubnisse gegeben worden und die Bedingungen günstig. Und so wurde mit den Baumaßnahmen Anfang Mai begonnen. Der Neubau wurde zur Balduinstraße hin um einen großen Hörsaal erweitert. Er war als Erdgeschoss eines schließlich die ganze Höhe des Neubaus erreichenden Erweiterungsbaus gedacht. Dieser sollte so bald als möglich hinzugebaut werden und so würden dann 24 neue Zimmer entstehen. So hatte Sankt Georgen für einige Monate wieder eine Baustelle, die man Stück um Stück wachsen sah.

Ein besonders wichtiges Datum im Jahre 1932 war der Wechsel im Amt des Rektors. P. Rektor Wilhelm Klein, der in drei entscheidenden Aufbaujahren das Haus geleitet hatte, wurde am 2. Juli zum Provinzial ernannt. P. Jakob Gemmel, der bis dahin Ethikprofessor in Valkenburg gewesen war, trat als sein Nachfolger am 15. August das Amt des Rektors von Sankt Georgen an. Er kannte das Haus noch wenig, als er kam, und musste sich rasch auf vielen Gebieten kundig machen. In seiner Amtszeit waren viele und nicht gerade einfache Aufgaben zu lösen, z.B. die Aufgabe der Unterbringung der noch wachsenden Zahl der Alumnen. Auch fiel in seine Amtszeit der Beginn des „Dritten Reichs“, auf das auch in Sankt Georgen in der rechten Weise zu reagieren war.

Die Bewegungen in der Jesuitenkommunität hielten sich ansonsten im wesentlichen in einem engen Rahmen. Am 2. Februar legte P. Joseph Gummersbach die letzten Gelübde ab. P. Clemens Blume verstarb an den Folgen einer Magenkrebserkrankung am 8. April. Er wurde auf dem Südfriedhof beerdigt. Er war als Liturgiker weit bekannt gewesen. Im Sommer wurde P. Oswald von Nell-Breuning beauftragt, dem Prokurator bei seiner Arbeit beizustehen. P. Joseph Schröteler, der regelmäßig von Düsseldorf aus zu Lehrveranstaltungen nach Sankt Georgen kam, beklagte die Raumeige und den schlechten Zustand der Bibliothek in Sankt Georgen.

Die Ausrichtung der geistlichen Ausbildung war in Sankt Georgen in den frühen 30er Jahre durchaus strittig. Die Trennlinie zwischen den Gruppen (oder gar Parteien) verlief durch das Alumnat und vor allem durch die Jesuitenkommunität hindurch. Im September schrieb der Spiritual der Alumnen, P. Karl Richstätter, einen langen Brief an P. General Ledóchowski, in dem er von den Sorgen berichtete, die er als Spiritual habe. Er hielt geschriebene Regeln für das persönliche und gemeinschaftliche Leben im Seminar für notwendig. Er betonte, dass einmal in der Woche gebeichtet werden müsse. Die Möglichkeiten der Begegnung der Seminaristen mit Frauen müssten begrenzt werden. Das Stillschweigen müsse besser beobachtet werden. Die Tischlektüre müsse besser ausgesucht werden. Es zeigte sich damals sehr deutlich, dass die Einflüsse der liturgischen Bewegung, die das gemeinschaftliche Tun stärker betont, kontrovers bewertet wurden. P. General Ledóchowski schloss sich in seinem Antwortbrief an P. Provinzial Klein der Kritik an den liturgischen Tendenzen an. Er betonte darüber hinaus, dass die Theologie, die in Sankt Georgen vorgetragen werde, stärker an Thomas v. A. ausgerichtet werden müsse; dies sei die spezifische Erwartung des Heiligen Stuhles an Sankt Georgen. Auch die anderen gravamina, die P. Richstätter gemeldet hatte, wurden von P. General im Sinne des Briefschreibers erwähnt²⁷



P. Richstätter

Die zu P. Richstätters Auffassungen über die neuere liturgische Bewegung entgegengesetzten Überzeugungen hatten einen Vertreter in P. Josef Kramp, der damals in der Residenz „Im Trutz“ Minister war und noch einer Reihe weiterer seelsorgerlicher Aufgaben nachging. Dieser P. Kramp wurde als Professor der Liturgie in Sankt Georgen in Erwägung gezogen. P. Rektor Wilhelm Klein und im Hintergrund P. Provinzial Johannes Lauer setzten sich nachdrücklich dafür ein. Dagegen bildete sich eine kräftige Front, die durch P. Ludwig Kösters und P. Karl Richstätter angeführt wurde. P. General Ledóchowski wurde mit der Angelegenheit befasst und übernahm die Meinung der Gegner einer Berufung von P. Kramp nach Sankt Georgen. In der Sache ging es um die Ausrichtung der Frömmigkeit, die man in Sankt

²⁷ Auszüge aus diesen Briefen finden sich in den Fußnoten 89 (S. 182) und 90 (S. 183).

Georgen den Alumnen nahebringen wollte. P. Kramp hätte die Anliegen der damaligen liturgischen Bewegung vertreten. Aber gerade dies wurde von vielen heftig abgelehnt. Man meinte, diese Anliegen seien mit den bewährten Frömmigkeitsidealen der Gesellschaft Jesu nicht vereinbar, und gerade diese sollten in Sankt Georgen vermittelt werden. Stichworte wie Herz-Jesu-Frömmigkeit, Rosenkranzgebet, Marienfrömmigkeit, ruhige Feier der Heiligen Messe durch die einzelnen Patres spielten eine zentrale Rolle. Der ziemlich erbitterte Streit um die Berufung von P. Josef Kramp ging zugunsten seiner Gegner aus. Man folgte dem Votum von P. General Ledóchowski, der in Sankt Georgen keinen Professor der Liturgie wünschte, der ein Mann „extremae inclinationis liturgicae“ sei. P. Kramp blieb daraufhin im „Trutz“ tätig.

Die Zahl der Alumnen betrug im Sommersemester 225. 80 waren neu eingetreten, darunter 48 Aachener und 19 Limburger. Die Alumnen aus der Prälatur Schneidemühl wurden zurückgerufen, um fortan in der Akademie von Braunsberg zu studieren. Im Wintersemester studierten 212 Alumnen in Sankt Georgen. Die Niederen Weihen wurden am 7. März und am 21./22. Mai in Sankt Georgen erteilt, die Priesterweihe am 8. Dezember in Limburg. Mitte des Jahres berichtete P. Rektor Klein dem P. General Ledóchowski, dass man die Anforderungen in den Studien anheben wolle. Die Ferienzeiten würden ein wenig gekürzt, die Prüfungsanforderungen würden anspruchsvoller.

Am 7. März wurde eine Akademie mit Vortrag und Disputation zu Ehren des hl. Albertus magnus (im Vorjahr: zu Ehren des Hl. Robert Bellarmin) gehalten. Im übrigen waren die Patres weiterhin eifrig mit Kursen, Vorträgen beschäftigt.

Am Bonifatiustag, also Anfang Juni, wurde im Park ein Fest gefeiert, aus dem dann schon im kommenden Jahr das Sankt Georgener „Sommerfest“ hervorging, das dann eine feste und beliebte Einrichtung werden sollte.

Eine Gruppe von Seminaristen, unter ihnen Walther Kampe, unternahm im August eine Fahrt nach Bessarabien, das Land, das am Schwarzen Meer zwischen Pruth und Dnjestr liegt und das zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf Initiative der russischen Regierung auch von Deutschen besiedelt wurde. Nach dem Ersten Weltkrieg bereiteten die Rumänen der Deutschen Volksgruppe große Schwierigkeiten, sie enteigneten sie, sie grenzten ihre Lebens-

möglichkeiten wo nur immer möglich ein. Die Hinreise dauerte für die Gruppe zehn Tage, davon sechs Tage Fahrt auf der Donau. Einen Zwischenhalt machte man in Bukarest. Mit dem Zug ging es dann weiter bis ans Ziel, dem Dorf Krasna. Die Sankt Georgener Seminaristen besuchten vor allem die Katholiken. Sie gingen in ihre Häuser, sie gestalteten ihre Gottesdienste, sangen und spielten mit den Kindern, erkundigten sich über das Leben in Bessarabien, erzählten über Volk und Kirche in der deutschen Heimat.²⁸

Am 2. Dezember starb an den Folgen eines Mittelohrkrebses der Alumne Hubert Breuer. Er wurde in Aachen beerdigt. Am 21. Dezember starb plötzlich der Alumne Johannes Kinkel, der außerordentlich begabt war – in Philosophie und in den Sprachen – , aber auch an epileptischen Anfällen litt. Noch am Nachmittag hatte er mit seinen Mitstudenten eifrig disputiert. Abends um 21.00 Uhr wurde er tot aufgefunden. Er wurde in Frankfurt-Schwanheim beerdigt.

²⁸ Ein längerer Reisebericht aus der Feder von Walther Kampe ist in den Abschnitt „Das Leben im Seminar“, s. u. S. 186–188, aufgenommen.

1933

Das Jahr 1933 lässt sogleich an den Beginn der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland denken. Auch Sankt Georgen wird in den Jahren des Dritten Reiches den Druck des braunen Systems immer wieder zu spüren bekommen, bisweilen in blutigen Formen. Wie die Sankt Georgener Jesuiten und die Alumnen die Anfänge der Hitler-Diktatur erlebten und besprachen, ist aus den Quellen leider wenig erkennbar. Zunächst jedenfalls blieb Sankt Georgen von Übergriffen verschont. Der Rektor, P. Jakob Gemmel, berichtete am 15. September nach Rom: „Wir haben hier Gott Dank in den Umsturzeiten gar nichts zu leiden gehabt“²⁹, nachdem er Ende Juli schon geschrieben hatte: „Wir sind hier Gott Dank in vollster Ruhe, im schönsten Frieden durch das Sommersemester gekommen und hoffen, dass auch weiter der Segen des Herzens Jesu auf seinem collegium ruhe.“³⁰ In das Sankt Georgener Ausbildungsprogramm wurde – in Angleichung an die staatlichen Hochschulen – „freiwillig“ ein Fach „Volkskunde“ aufgenommen. Auch die Pflege des Sports wurde neu betont.

Aufschlußreich ist eine Notiz über die Beteiligung der Sankt Georgener an den Aktivitäten des „Winterhilfswerks“ gegen Ende des Jahres 1933. Das von den Nationalsozialisten gegründete Winterhilfswerk veranstaltete vor dem Krieg regelmäßig sogenannte Eintopfessen. Diese fanden in der Zeit von Oktober bis März statt. Die Menschen wurden aufgefordert, einmal im Monat zugunsten des Winterhilfswerks auf Fleisch zu verzichten und dafür ein Eintopfgericht am Sonntag zu kochen und die Ersparnisse dem Winterhilfswerk zu spenden. Mit dieser Aktion verschafften sich die sammelnden Männer und Kinder an diesem Sonntag Zutritt zu jeder Familie. So entstand die Möglichkeit einer Art von Kontrolle über die Zustimmung oder Ablehnung gegenüber dem nationalsozialistischen Regime. Gleichzeitig wurde Geld zur Entlastung der Staatskasse gesammelt. Im Blick auf das Winterhilfswerk wurde in Sankt Georgen am 1. Oktober, am 5. November und am 3. Dezember ein Eintopfessen gereicht. So beteiligte man sich an der gemeinsamen Aktion im Reich und übergab das Ersparte dem Winterhilfswerk.

²⁹ ARSI Germ.Inf. 1025, Ex officio 1933.

³⁰ ARSI Germ. Inf. 1025, Ex officio 1933.

Die politischen Ereignisse des Jahres 1933 fanden – beispielsweise – auch noch ein gewisses kritisches Echo in der theologischen Freiarbeit, die Walter Kampe mit dem Thema „Stellung und Bedeutung von Volk und Nation in der Heilsordnung“ verfasste und einreichte. Sie war von jedem Liebäugeln mit den Thesen von christlichen Theologen, die damals eine Symbiose des Deutschen Volkes mit einer Deutschen Kirche befürworteten, frei. So konnte sie denn auch – in überarbeiteter Form – fast zwei Jahrzehnte später in Buchform noch einmal veröffentlicht werden.³¹ Die „Sankt Georgener Blätter“ berichteten Ende 1933 von einer Tagung des Jungmännerverbandes, die in Trier zu dem Thema „Unser Reichsgedanke im Jugendreich, im Gottesreich, im Deutschen Reich“ stattgefunden hatte. So sehr der Begriff „Reich“ dort im Mittelpunkt der Überlegungen stand, er war frei von jedweder Anlehnung an die nationalsozialistische Ideologie.

Im übrigen nahmen die internen Entwicklungen den größten Teil der Aufmerksamkeit der Sankt Georgener in Anspruch. Man freute sich darüber, dass die Zahl der Alumnen weiterhin im Steigen begriffen war – die Zahl der Alumnen betrug im Sommersemester 220, im Wintersemester 1933/34 216. Andererseits war es weiterhin nicht einfach, alle Alumnen in Sankt Georgen in angemessener Weise unterzubringen. So wurde es notwendig, nach ganz neuen Unterbringungsmöglichkeiten Ausschau zu halten. Im Blick auf das Sommersemester wurde am 10. April ein (zweites) Haus in der Balduinstraße 46 gemietet, in dem dann einige Seminaristen wohnen konnten. (Zuvor war bereits aus denselben Gründen ein erstes Haus in der Balduinstraße gemietet worden. Es handelte sich um Balduinstraße 51). Aber auch in Sankt Georgen selbst wurden einige baulichen Maßnahmen vorgenommen. Ein neues Sekretariat samt Prokur wurde im Erdgeschoss des Neubaus eingerichtet. Ein Fahrradkeller wurde gebaut, ein Sportplatz eingerichtet. Mehrere Säle der Alumnen wurden erweitert und erneuert – der Erholungsraum, ein Vorlesungssaal. Neue Bildwerke wurden aufgestellt: Kruzifixe, eine Muttergottesstatue im Tempel im Park, die 12 Apostel – den Figuren in Nürnberg nachgestaltet –, und besonders der hl. Albertus magnus auf einem Seitenaltar der Kirche. Die große Attraktion aber lag im Park: ein kleiner mit Bäumen

³¹ Die Nation in der Heilsordnung. Eine natürliche und übernatürliche Theologie vom Volk, Mainz: Grünewald 1951.

bestandener Bezirk wurde als Behausung für zwei Damhirsche umgrenzt. Fortan ging man oft in den Park, um sie zu bewundern. Doch auch anderes Leben gab es im Park: Katholische Jugendgruppen kamen gern, z.B. die Jungen aus dem Bund Neudeutschland. Die Marianische Männerkongregation machte am 21. Mai ihre Wallfahrt zur Marienstatue im Park und hielt ihre Marienandacht. Prediger war P. Rektor Gemmel.

Die Alumnen waren voller Tatendrang. Im Januar 1933 erschienen „Unsere Blätter“ (seit 1931) zum ersten Male unter dem Namen „Sankt Georgener Blätter“. Im selben Jahr folgten noch drei weitere Ausgaben. Es stellte sich bald heraus, dass sie auf großes Interesse stießen, so dass beschlossen wurde, vom kommenden Jahr an eine zweimal jährlich erscheinende Ausgabe, die auch in einer Druckerei hergestellt würde, herauszubringen. In den „Sankt Georgener Blättern“ wurde regelmäßig und ausführlich über die Aktivitäten der „Akademischen Bonifatius Vereinigung“ (A.B.V.) berichtet, in der die Bemühungen der Sankt Georgener Seminaristen um die Kirche in der Diaspora gebündelt waren. Diese Bemühungen hatten immer ein erhebliches Ausmaß. Zu ihnen gehörten u.a. auch gemeinsame Reisen in Diasporaorte und -gebiete. Die A.B.V. wurde durch einen Präsidenten geleitet. Ihm standen ein Kassierer und zwei Schriftführer zur Seite. Dazu kamen noch sieben Nebenämter: Bücherstelle, Caritasstelle, Diasporafahrten, Kinderhilfe, Missionsamt, Paramentenvermittlungsstelle, Zeitschriftenstelle. Anfang 1933 bildete sich dann noch innerhalb der A.B.V. ein „Missionskreis“. Seine Mitglieder nahmen brieflichen Kontakt mit Studenten der Universität Tokio auf. In den vierzehntägigen Treffen wurden Informationen aus den Missionen ausgetauscht und theologische Fragen zur missionarischen Tätigkeit der Kirche erörtert.

Gleich zu Beginn des Jahres – Ende Januar 1933 – brach in Sankt Georgen eine üble Grippewelle aus. Es war unausweichlich, dass „Grippeferien“ ausgerufen wurden. Alle, die noch auf den Beinen waren, hatten nach Hause zu fahren – vom 31. Januar bis zum 9. Februar. Die schon Erkrankten – ungefähr 30 Seminaristen – wurden in einem Hörsaal, der als Lazarett eingerichtet wurde, untergebracht. Die Pflege wurde zunächst durch die häuslichen Krankenwärter durchgeführt, aber schließlich wurden zwei Krankenschwestern – „Dernbacher Schwestern“ – herbeigegeben, um die Sorge für die Er-

kranken zu übernehmen. Nach den „Grippeferien“ konnte der Lehrbetrieb wieder aufgenommen werden.

Von besonderer Bedeutung war von 1933 an das jährliche Sommerfest im Park. Im dritten Heft der 1933 einstweilen noch auf einfache Weise vervielfältigten „Sankt Georgener Blätter“ wurde von den Anfängen des Sankt Georgener Sommerfestes erzählt: „Der Gedanke, im Rahmen der Kommunität ein Sommerfest zu feiern, ist sehr begrüßenswert. Schließt doch ein solches Fest die Kommunität enger zusammen, indem es die einzelnen menschlich näher bringt, sei es in gemeinsamem Sich-Mühen bei der Vorbereitungsarbeit, sei es im gemeinsamen Genießen der Festesfreuden. Im vergangenen Jahr sah Sankt Georgen das erste derartige Fest. Es war damals mehr gedacht als eine Art weltliche Feier des Bonifatiustages, mit der Absicht, für die Zwecke des A.B.V. einen finanziellen Gewinn zu erzielen. Die Idee des Sommerfestes fand allgemeinen Anklang und so glaubte der A.B.V. der Kommunität einen erwünschten Dienst zu erweisen, wenn er auch für dieses Jahr die Organisation eines Sommerfestes in die Hand nehme. Das Fest will diesmal nicht Bonifatiustag sein, sondern das Sommerfest der Sankt Georgener, dessen Risiko der A.B.V. trägt, dessen finanziellen Gewinn er aber auch infolgedessen für sich beansprucht. Der ursprüngliche Plan, das Fest bereits vor den Pfingstferien zu begehen, stieß auf allgemeinen Widerstand, da ein solches Fest mit seinem entspannenden Charakter viel richtiger mitten im Semester läge. So begehen wir denn unser diesjähriges Sommerfest am Sonntag, den 2. Juli, also um die Zeit, wo der gefürchtete Thesenzettel sich anmeldet. Wir werden es begehen in ähnlicher Weise wie voriges Jahr, nur mit dem Unterschiede, dass wir abends nach Tisch, also ganz unter uns, einen schauerlich-schönen Schwank aufführen.“

Aus den „Sankt Georgener Blätter“-Ausgaben von 1933 geht hervor, dass die Seminaristen damals auf vielen Gebieten sehr engagiert tätig waren. Sie trieben viel Sport. Sie sprachen über die Bücher, die sie gelesen hatten. Sie kamen zum gemeinsamen Musizieren zusammen, bildeten sogar ein Orchester, sangen im Chor. Jeweils im Dezember hielten sie weiterhin den schon zur Tradition gewordenen „Nikolausabend“, an dem sie die Ereignisse des vorhergehenden Jahres noch einmal karrierten und kommentierten.

So wie 1932 eine Gruppe von Seminaristen eine Fahrt nach Bessarabien durchgeführt hatte, so machte sich im August dieses Jahres wiederum eine

Gruppe – insgesamt 20 Alumnen – auf den Weg, diesmal in die Dobrudscha. Wieder ging es darum, deutsche Katholiken, die andernorts lebten und nicht selten vieles zu leiden hatten, zu besuchen und ihnen zu helfen.

In der Jesuitenkommunität gab es eine Reihe von Veränderungen. Die wichtigste bestand darin, dass P. Bartholomé einen Nachfolger bekam: am 2. April wurde P. Renatus Vleugels als P. Minister von Sankt Georgen verkündet. Ab Oktober wurde er dann auch noch Subregens. Am 22. April wurde P. Emmerich Raitz von Frenz als Spiritual der Theologen eingesetzt. Mehrere Brüder kamen neu nach Sankt Georgen: Br. Nikolaus Stark, Br. Peter Weber, Br. Johannes Petrus Weber, Br. Johannes Bapt. Wessel.

Eine erhebliche Unruhe kam in Sankt Georgen auf, als P. Provinzial Wilhelm Klein P. Ludwig Kösters als Studienpräfekt einsetzte. Man hielt P. Kösters nach wie vor für einen vielseitig begabten und engagierten Mann, aber man sah in ihm weniger einen geistlich überzeugenden Menschen. Deswegen werde P. Kösters die Wissenschaft fördern, nicht aber die geistliche Disziplin. Die unter einigen verbreitete Sorge über die Entscheidung wurde auch nach Rom gemeldet. P. General Ledóchowski äußerte für die Sorgen Verständnis. Er schrieb sogar die Tatsache, dass aus Sankt Georgen so wenige Kandidaten für die SJ kämen, dem möglicherweise mangelnden Vorbild von Sankt Georgener Jesuiten zu.

Hinter den Kulissen wurden weitreichende konzeptionelle Fragen diskutiert. Zum Teil hatten sie mit der Beziehung zwischen Sankt Georgen und Valkenburg zu tun. Es kursierte die Meinung, man könne über und mit Valkenburg das kirchliche Promotionsrecht auch für Sankt Georgen erwerben. Der Rektor von Valkenburg, P. Karl Brust, entfaltete in einem Brief vom 3. Juli 1933 an P. General seine Gedanken zu einem stärkeren Zusammengehen von Valkenburg und Frankfurt. Das Ziel könnte letztlich eine gänzliche Vereinigung der beiden Einrichtungen sein. Der Ort wäre Sankt Georgen. Seine Argumente: jetzt schon pendeln mehrere Professoren zwischen Valkenburg und Frankfurt: die Patres E. Böminghaus, J. Gemmel, G. Gundlach, G. Hartmann, W. Hentrich, H. Keller, E. Kirschbaum, W. Koester, H. Koffler, O. von Nell-Breuning, J. Schröteler, L. Ueding. Außerdem könnte einer Weisung des neuen Konkordats für die Jesuiten, die in Deutschland eingesetzt werden sollten, leichter entsprochen werden: dass katholische Geistliche, die in Deutschland ein geistliches Amt bekleiden, auf einer staatlichen

oder kirchlichen Lehranstalt in Deutschland ausgebildet sein müssen – zumindest für eine gewisse Zeit.³² P. Rektor Gemmel richtete einen entsprechenden Brief an P. General Ledóchowski und wies auch noch auf die Möglichkeit eine gemeinsamen Promotionsrechts hin.³³ P. General freilich bezweifelte, dass die Zeit für derart weitreichende Verschmelzungspläne schon reif sei. Auch werde die Bildungskongregation in Rom angesichts eines solches Ansinnens vermutlich Einwände erheben. Er zweifelte auch daran, dass die Ausstattung Sankt Georgens mit Professoren schon den Forderungen der Apostolischen Konstitution „Deus scientiarum dominus“ genügend entspreche. P. Oswald von Nell-Breuning habe ihn kürzlich darüber unterrichtet, dass es in Sankt Georgen noch an vielem mangle. Im übrigen kenne er inzwischen die Valkenburger und die Frankfurter Überlegungen, und es habe keinen Sinn, sie immer erneut vorzutragen. Letztlich seien es jedoch rechtliche Fragen, die zuvor gelöst sein müssten. Kurz: er mochte sich bei der „S. Congregatio de Seminariis et Studiorum Universitatibus“ für eine Verschmelzung von Valkenburg und Frankfurt jedenfalls einstweilen nicht einsetzen.

Dann kam noch ein neuer Gedanke auf: der Vorschlag, in der Nähe von Sankt Georgen ein Missionsseminar zu errichten, wurde erwogen.³⁴ Der Vorschlag ging auf einen Professor Schmidlin zurück. Er hatte darauf hingewiesen, dass es sinnvoll sei, deutschen Theologen, die wohl einen Missionsberuf, aber keinen Ordensberuf hätten, die Missionen zu erschließen. Sie müssten entsprechend ausgebildet werden. Die Vorlesungen könnten in Sankt Georgen stattfinden, alles andere bliebe dem Missionsseminar selbst überlassen, vor allem die Finanzierungsfragen. Im übrigen könne man sich an den Erfahrungen von Weltpriester-Missionsgesellschaften in anderen Ländern orientieren. Dabei dachte man an die Missionsgesellschaft in Immensee (Schweiz) oder an das Pariser Missionsseminar. Man liebäugelte auch bereits mit der nahe bei Sankt Georgen gelegenen Villa Klee als Haus, in dem die künftigen Missionare wohnen könnten. P. Rektor Gemmel scheint den Vorschlag mit Wohlwollen aufgenommen zu haben, wie eine Notiz aus dem Juli

³² ARSI Germ. Inf. 1025, Consultores 1933.

³³ ARSI Germ. Inf. 1025, Ex officio 1933.

³⁴ ARSI Germ. Inf. 1025, Ex officio 1933.

1933 zeigt. P. General Ledóchowski lehnte ihn nicht ab, warnte aber vor zu großer Eile bei der Verwirklichung des Planes. Und auf jeden Fall müsse alles im Zusammenwirken mit den zuständigen Bischöfen geschehen. Der Plan der Errichtung eines Missionsseminars in der Nähe von Sankt Georgen ist, nachdem er für kurze Zeit erwogen worden war, nicht weiter verfolgt worden.

1934

P. Ludwig Kösters hatte in früheren Jahren mit P. General Ledóchowski vereinbart, dass Sankt Georgen eine Gesamtzahl von 250 Studenten anstreben sollte, diese Zahl aber gleichzeitig als Höchstgrenze betrachten solle. Im Jahre 1934 war das Problem zu bewältigen, dass es nicht leicht möglich war, diese Grenze einzuhalten. 262 Seminaristen begannen das Sommersemester. Alle Versuche, zum Beginn des Wintersemesters die Zahl 250 nicht zu überschreiten, erwiesen sich als schwierig, da viele der sich meldenden Seminaristen aufgrund der Absprachen mit den Diözesen, aus denen sie kamen, angenommen werden mussten. So begannen 260 Seminaristen das Wintersemester. Dieser Tatbestand brachte dem Rektor P. Gemmel herbe Kritik verschiedener Mitbrüder, z.B. von P. Oswald von Nell-Breuning, ein. Inzwischen erließ P. Provinzial Wilhelm Klein die strikte Weisung, die Zahl 250 auf keinen Fall weiterhin zu überschreiten. Als P. Rektor Gemmel daraufhin in große Bedrängnis geriet, wandte er sich an P. General Ledóchowski und bat ihn um Rat und Hilfe. Dabei erwähnte er auch, dass es bereits Pläne für ein zweites Konvikt gäbe. Er bat um die Erlaubnis, die Zahl 250 übersteigen zu dürfen, bis dass ein solches zweites Konvikt eröffnet worden sei.



P. Kösters

Das Jahr 1934 war wieder durch eine erhebliche Bautätigkeit bestimmt. Wieder galt es, für die weiter im Wachsen begriffene Jesuitenkommunität und für die Seminargemeinschaft genügend Wohn- und Arbeitsraum zu schaffen. In den Monaten vor dem Herbst 1934 wurde der Neubau, der zwei Jahre zuvor in seinem Erdgeschoss auf die Balduinstraße hin erweitert worden war – wodurch eine Aula hinzugewonnen worden war –, über dieser Aula in seinen weiteren Stockwerken ergänzt. Anfang Mai hatte die Baufirma ihre Arbeiten aufgenommen. Doch galt es bald danach erst noch eine Hürde zu nehmen. Nachbarn, die unter dem Einfluss von Nationalsozialisten standen, erwirkten Mitte Mai ein Bauverbot. Wie aus einem Brief von P. Gustav Gundlach vom 13. Juni hervorgeht, hat P. Ludwig Kösters, der immer noch

als der eigentlich starke Mann in Sankt Georgen galt, seinen Einfluss bei der Berliner Regierung geltend gemacht, um eine Aufhebung des Bauverbots zu erreichen. Er bediente sich dabei der vermittelnden Hilfe des katholischen Pfarrers Strehl von Potsdam, der als Mitglied der nationalsozialistischen Partei bekannt war. Pfarrer Strehl war für die Katholiken in Berlin ein großes Ärgernis. Aus mehreren Gründen war gegen ihn ein kirchliches Disziplinarverfahren eingeleitet worden. P. Gundlach äußerte in seinem Brief sein tiefes Befremden darüber, dass P. Ludwig Kösters aus reinem Opportunismus den Kontakt mit Pfarrer Strehl nicht gemieden hatte, sondern sich sogar zu Ostern von ihm zu einer Mission in Potsdam hatte einladen lassen.³⁵ – Ein vergleichbarer Vorgang, bei dem es um eine Beziehung eines Sankt George-ner Jesuiten zu einem Mitglied der nationalsozialistischen Partei ging, ist aus den Akten ansonsten nicht zu erheben, was als Hinweis auf eine allgemeine Distanz zum Dritten Reich gewertet werden kann.

Als der Erweiterungsbau festiggestellt war, konnten endlich alle Alumnen in Sankt Georgen wohnen. Im Sommersemester zuvor war eine beträchtliche Gruppe von Seminaristen in insgesamt vier Häusern außerhalb Sankt Georgens untergebracht gewesen – in drei Häusern in der Balduinstraße, von denen das dritte dieser Häuser am 1. Juni 1934 gemietet wurde, damit dort insgesamt 26 Alumnen übernachten konnten, sowie in dem am Schaumainkai 53 liegenden Haus, in dem nicht weniger als 64 Alumnen übernachteten. P. Michael Gierens wohnte mit ihnen zusammen. Morgens kamen diese Alumnen mit einem Autobus nach Sankt Georgen, abends fuhr der Omnibus sie zum Main zurück. Als schließlich der Neubau erweitert war, konnten – zum Beginn des Wintersemesters – alle Alumnen in Sankt Georgen wohnen. Das heißt: bis zum Herbst 1934 wurde der Erweiterungsbau zum bisherigen Hauptbau in Richtung Balduinstraße fertiggestellt. Zum Beginn des Wintersemesters konnte das Haus Balduinstraße 51 den Claretinern überlassen werden. Sie richteten dort mit einem Pater, acht Studenten und einem Bruder eine Niederlassung ein. Die Claretiner hatten sich entschieden, ihre jungen Leute in Sankt Georgen ausbilden zu lassen. Man hoffte, dass andere Ordensgemeinschaften diesem Beispiel folgen würden. P. Kösters klagte im übrigen

³⁵ Memorandum von P. Gundlach für P. General vom 13. Juni 1934 (ARSI Germ. Or. 1002, Particulares 1934).

in einem Konsultorenbrief über die weiterhin beengten Verhältnisse in der Bibliothek und kritisierte die Entscheidung des Vizeprovinzials P. Sierp, die finanziellen Aufwendungen für die Bibliothek müssten gesenkt werden.

Im September wurden von P. Rektor Jakob Gemmel zwei Hausdiener, Josef Müller und Richard Martini, entlassen. Sie hatten u.a. Sankt Georgen bei den Nationalsozialisten in Verruf gebracht, aber auch sonst einen schlechten Einfluss ausgeübt. Martini hatte übrigens trotz seines jugendlichen Alters sogar schon der SA angehört. Nach ihrer Entlassung hatten sie sich mit einer Beschwerdeschrift gegen Sankt Georgen nach Berlin gewandt. Dies wurde zum Anlass, dass P. Rektor Gemmel der Geheimen Staatspolizei in Frankfurt einen ausführlichen Bericht über die beiden Hausdiener und die Gründe für ihre Entlassung übergab. So hoffte er, dass die Beschwerde der Hausdiener in Berlin für Sankt Georgen folgenlos bleiben werde. Über den gesamten Vorgang erstattete P. Gemmel bei P. Assistent einen Bericht. Übrigens legte P. Gemmel in seinem Brief an die Geheime Staatspolizei auch da, wie man sich in Sankt Georgen dem damaligen politischen System gegenüber zu verhalten geeinigt hatte. Dabei stellte er heraus, dass für die „Geistlichen und Ordensleute die Mitgliedschaft in politischen Parteien und die Tätigkeit für solche Parteien“ durch den Art. 32 des Reichskonkordats ausgeschlossen war und dass man sich darin halte. Bezüglich des Hissens der deutschen Flagge (mit dem Hakenkreuz) folge man konsequent den Abmachungen des Bischöflichen Ordinariats in Limburg mit den staatlichen Stellen.³⁶

Interessant im Blick auf die Bewegungen innerhalb des Hauses mag auch sein, dass am 5. Juni, zum Bonifatiusstag, P. Heinrich Klein SJ (Berlin) auf Einladung des A.B.V. einen Vortrag über das Thema „Germanentum und Christentum“ hielt. P. Klein griff bei der Durchführung seines Themas vor allem auf isländische Quellen zurück. Die Ausführungen wurden, wie berichtet wird, mit Interesse aufgenommen.

In der Jesuitenkommunität gab es 1934 einige Veränderungen. Die wichtigste betraf das Amt des Ministers und des Subregens. Nach nur 17 Monaten wurde P. Renatus Vleugels, der beide Aufgaben versehen hatte, von Sankt Georgen weggerufen, weil er eine neue Arbeit in Luxemburg überneh-

³⁶ Brief an die Geh. Staatspolizei vom 13. Sept. 1934, vorhanden im Sankt Georgener Hausarchiv.

men musste. P. Bartholomé wurde am 10. September erneut mit dem Amt des Ministers betraut. P. Michael Gierens wurde trotz seiner vielfältigen anderen Aufgaben Subregens im Alumnat. Er übernahm dieses Amt schweren Herzens. Es hinderte ihn an der wissenschaftlichen Arbeit, und dies rief bei vielen Bedenken hervor. Am Ende des Sommersemester wechselte P. Joseph Ternus nach Valkenburg, um dort Dogmatik zu lesen. Neu nach Sankt Georgen kam P. Johannes Petrus Pohl, der als Lektor für Kirchenmusik eingesetzt wurde. P. Wilhelm Hentrich wurde Sankt Georgen zugeschrieben. Schon seit dem Sommersemester 1927 hatte P. Wilhelm Hentrich in Sankt Georgen die Geschichte der Philosophie und der Psychologie gelesen, aber bis 1934 zum Ignatius-Kolleg in Valkenburg gehört. Einige jüngere Jesuiten bereiteten sich an öffentlichen Universitäten auf ihr Doktorat vor, so P. Nikolaus Junk in Leipzig und P. Albert Hartmann in Köln. Weil sie später in Sankt Georgen tätig werden sollten, wurden sie dieser Kommunität schon 1934 zugeschrieben. Fr. Paul Lottner und Fr. Joseph Neßhöver wurden nach Sankt Georgen destiniert. Ersterer wurde Sekretär des Rektors, der zweite Sozius des Bibliothekars. Schließlich kamen 1934 einige Brüder neu nach Sankt Georgen: schon am 1. März Br. Wilhelm Meyer, der als Gehilfe des Kochs tätig wurde, bald danach – vom 5. April an – Br. Friedrich Hafkemeyer, der sich dem Dienst an den Kranken widmete. Am 2. Juli kam Br. Rudolf Claus. Er wurde Präfekt des Speisesaals. Im Herbst wuchs die Gruppe der Brüder noch weiter: Br. Joseph Jung traf am 16. Oktober ein und wurde Sakristan, Br. Peter Leinekugel half vom 31. Oktober an dem Bibliothekar. Dass die Zahl der Brüder in Sankt Georgen größer wurde, ging nicht zuletzt auf das Drängen von P. Vleugels zurück. Er war überzeugt davon, dass die Brüder dazu beitragen könnten, dass Sankt Georgen und zumal seine Jesuitenkommunität deutlichere und festere Konturen bekommen würden. Gleichzeitig würde so die Zahl der Hausdiener gesenkt werden, – was nicht zuletzt darum wichtig sein könnte, weil unter ihnen ja immer auch politisch unzuverlässige Menschen sein könnten, die dem Haus schaden könnten.

P. Hermann Zurhausen, der als Spiritual in Fulda tätig war, aber nach wie vor der Sankt Georgener Jesuitenkommunität zugehörte, wurde Mitte Oktober krank. Kurz vor Weihnachten wurde er ins Bonifatiushaus in s'Heerenberg gebracht, wo er sich erholen sollte. Der Krankenbruder Br. Hafkemeyer begleitete ihn. Für die Übergangszeit vertraten ihn in Fulda zunächst

P. Ernst Böminghaus, danach P. Ferdinand R. Conrath, der bislang in Luxemburg tätig gewesen war. Am 27. August starb mit erst 33 Jahren aufgrund eines Schlaganfalls, der ihn am Ende seiner Jahresexerziten in Mittelsteine ereilte, Br. Johannes Ligon SJ. Er war der erste Pfortner in Sankt Georgen gewesen.

Von großer Bedeutung für Sankt Georgen war und ist immer die Pflege des großen und schönen Parks. Bis 1934 war diese Aufgabe einem Angestellten, dem Obergärtner Born, anvertraut. In diesem Jahr schied er altersbedingt aus dem aktiven Dienst aus. Er hatte mit seiner Familie in dem Haus an der Hauptpforte gewohnt und zog nun fort. Das Pfortenhaus wurde nun den Brüdern übergeben, damit sie dort ihre Treffen halten konnten. 1934 kam nach Sankt Georgen Br. Julius Kox. Er löste den Obergärtner Born als Gärtner ab, der den Park von 1926 an gepflegt hatte. Damit begann seine vieljährige und von vielen hoch anerkannte Tätigkeit im Sankt Georgener Park.

Für die Jesuitenkommunität war das Jahr 1934 nicht leicht. Einer der Gründe, die aus den Quellen überaus deutlich hervorgehen, waren die dauernden und starken Spannungen zwischen den leitenden Personen des Hauses – dem Rektor P. Jakob Gemmel, dem Minister P. Johannes Bapt. Bartholomé, dem früheren Rektor P. Ludwig Kösters, der nach wie vor einen großen Einfluss ausübte. Besonders P. Gemmel, der nicht nur der Obere der Kommunität, sondern auch der Regens des Seminars und der Rektor der Hochschule und dann noch der Studienpräfekt war, hatte nach dem klaren Urteil fast aller Professoren und Studenten weder die Kraft noch die Gabe gehabt, seine Aufgaben gut zu erledigen. Die Leitung des Hauses durch P. Gemmel wurde von P. Vleugels als ungenügend bezeichnet.³⁷ Der Rektor, der auch Regens und Studienpräfekt sei, habe keine Übersicht. Er vergesse vieles. Er halte keine Ordnung. Briefe würden nicht beantwortet. Er sei zu häufig abwesend, ohne dass man wisse, wo er sich aufhalte. Im ganzen sei er blind für die praktischen Notwendigkeiten in der Leitung des Hauses. Er werde von den Mitbrüdern ebenso wie von den Alumnen so weit wie möglich gemieden. Die Kritik an P. Rektor Gemmel wurde in ähnlicher Weise auch von mehreren anderen sehr deutlich geäußert – in Briefen nach Rom,

³⁷ ARSI Germ. Inf. 1026, Consultores 1934.

z.B. durch P. Bartholomé, von P. von Nell-Breuning, von P. Kösters.³⁸ Letzterer kritisierte den Rektor hart und berichtete, dass P. Provinzial Wilhelm Klein es für notwendig erachtet habe, ihn vor der Kommunität öffentlich zu ermahnen. P. Michael Gierens, der von manchen als möglicher Nachfolger genannt werde, werde – so P. Kösters – sein Amt wohl nicht besser führen. Er sei von sich zu sehr überzeugt und urteile über andere bisweilen hart und ungerecht.

Der andere Grund, der für die inneren Unzulänglichkeiten und Unzufriedenheiten in der Jesuitenkommunität angeführt wurde, wurde darin gesehen, dass die Kommunität sich noch in ihrer Anfangsphase befinde, also noch nicht dazu gekommen sei, feste und gute Gewohnheiten auszubilden. Im übrigen verhinderten dies nicht zuletzt die räumlichen Verhältnisse, in denen sich die Kommunität zu bewegen gezwungen sei. Die Patres wohnten in drei verschiedenen Häusern, die Brüder gar unter fünf Dächern. Es gebe kein eigenes Bräuderzimmer. Die Brüder bekämen zu selten Anregungen für ihre Betrachtungen vorgelegt. Da man gemeinsam mit den Alumnen die Mahlzeiten einzunehmen genötigt sei, sei es schwierig, eine Tischlesung zu halten und die Bußübungen zu vollziehen. P. Vleugels merkte an, dass sich die ungünstige Situation der Kommunität darin spiegele, dass man nicht viele Freunde habe. Selten werde etwas gespendet, die Zahl der Messstipendien sei gering. Er bemängelte, dass es eine Krankenstation und einen Krankenbruder nicht gebe, obwohl doch immer wieder Mitbrüder gesundheitliche Probleme hätten. Der Gesundheitszustand einiger Mitbrüder gebe zu Sorgen Anlass. P. von Nell-Breuning sei oft erschöpft und arbeite zu viel. Er habe ein Herz wie ein 70-jähriger.

P. Provinzial Wilhelm Klein, der Sankt Georgen als ehemaliger Rektor aufs genaueste kannte und immer wieder von der schwierigen Lage in Sankt Georgen, zumal in ihrer Kommunität, hörte, schrieb an P. General Ledóchowski und verteidigte Sankt Georgen gegen die internen Klagen, die immer wieder über seinen Zustand nach Rom gemeldet werden, z.B. durch den hyperkritischen P. von Nell-Breuning. P. Klein verwies auf den guten Ruf, den Sankt Georgen gerade auch bei Bischöfen habe.

³⁸ Kösters, *ibid.*; Bartholomé, *ibid.*; von Nell-Breuning, *ibid.*

In der Hochschule nahm der Lehr- und Prüfungsbetrieb seinen üblichen Gang. Die Alumnen waren auf vielen Gebieten aktiv. Gleich zu Beginn des Jahres freuten sie sich über einen interessanten Besuch: Ende Januar hielt sich Bischof Johannes Roß SJ in Sankt Georgen auf, bevor er nach Japan, wo er als Missionsbischof tätig war, zurückkehrte. In einer Missionsfeier, die aus Anlass dieses Besuchs stattfand, hielt der Bischof einen Lichtbildervortrag, die Alumnen umrahmten die Feier musikalisch. Am 8. und 9. Februar hielt der Abt Eberhard Hoffmann aus der Abtei Marienstatt zwei Gastvorlesungen, in denen er in das Leben und Denken Bernhards von Clairvaux einführte. Am 1. Mai gab der berühmte P. Jon Svensson („Nonni“) eine Probe von seiner außergewöhnlichen Erzählkunst. Vom 18. bis zum 22. Mai nahmen einige Alumnen in Balduinstein an einem Jugendzeltlager teil. Sie halfen bei seiner Vorbereitung und Durchführung mit. Es fand auch 1934 wieder eine Diasporafahrt statt – in diesem Jahr nach Hemelingen bei Bremen.

Ein Ereignis von ganz besonderer Bedeutung waren die Großen Exerzitionen, die vom 25. August bis zum 24. September P. Friedrich Kronseder in Sankt Georgen für 45 Alumnen, die aus insgesamt 13 Diözesen stammten, gab. Diese Großen Exerzitionen wurden auch in den folgenden Jahren gehalten – stets durch P. Kronseder.

In den Sommerferien starb der Alumne Heinz Ricker im Frankfurter Marienhospital an Schwindsucht. In einer Totenmesse wurde seiner Anfang des Wintersemesters gedacht.

Ein Priester des griechisch-unierten Ritus, Dr. Werhun aus der Ukraine, hielt am 11. November in Sankt Georgen einen „Ostkirchentag“. Im Mittelpunkt stand die Feier der ostkirchlichen Liturgie. Sie war von einigen Vortragern umrahmt. Die Alumnen waren von allem sehr bewegt.

Von 1934 an erschienen die „Sankt Georgener Blätter“ zum ersten Mal als gedruckte und mit Bildern angereicherte Hefte. Drei Hefte pro Jahr waren vorgesehen. Tatsächlich kamen dann jährlich zwei Hefte heraus. Die erste Gruppe der Schriftleitung weist Namen auf, die in der Limburger Diözesangeschichte noch eine große Rolle spielen sollten – W. Bokler, H. Wolf, W. Pabst, V. Löhr, H. Helsper, W. Adlhoch.

Schließlich berichten die Chronisten noch die eine oder andere Kuriosität: in den ersten Tagen des Jahres, am 5. Januar, brach in der „Räucherammer“, die unter dem Zimmer von P. Gerhard Hartmann lag, ein Feuer aus,

das aber schnell wieder gelöscht werden konnte. Am 8. Juni kam im Park ein kleines weißes Hirschbaby zur Welt. Am 30. Juli entwendete ein unbekannt gebliebener Räuber aus dem Zimmer von Bartholomé, der damals Procurator des Hauses war, einen Betrag von 500 Mark. Im übrigen kehrten die schon zur Tradition gewordenen Ereignisse wieder – das Sommerfest, die Spendung der Niederen Weißen, der Nikolausabend ...

1935

Das Jahr 1935 ist in der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg insgesamt eines der unauffälligsten gewesen. Die eingespielten Abläufe in der Hochschule und im Seminar bestimmten das Jahr. Es wurde doziert und studiert, gelernt und geprüft. Thomasakademie, Weihen, das Mariengebete der Frankfurter Männer im Park, Sommerfest, Nikolausabend und viele andere kleinere Ereignisse gliederten das Jahr. Die Patres schrieben und veröffentlichten Bücher. Sie waren auch viel unterwegs und hielten Kurse, Vorträge, machten Seelsorgsaushilfen. Die Zahl der Studenten ging geringfügig zurück, so dass im Blick auf ihre Unterbringung keine neue Probleme zu lösen waren. Im Sommersemester 1935 zählte das Alumnat 246 Studenten – dazu kamen 9 Claretiner-Fratres –, im Wintersemester ging die Zahl der Alumnen auf 240 zurück. Daneben gab es 10 Claretiner. Nachdem der Neubau im Vorjahr in seinem Ostteil ergänzt und bezogen worden war, gab es im Jahr 1935 keine neuen Bauprojekte. Lediglich wurde die Ausstattung der Küche verbessert. Und ein neues Auto wurde für 600 Mark gekauft. Freilich waren nicht alle baulichen Bedürfnisse gedeckt. Vor allem die Gemeinschaftsräume ließen viele Wünsche offen. Ein Mangel an Altären für die Messfeier der Patres wurde beklagt. Auch ein weiterer Speisesaal und ein neuer Vorlesungsraum wurden für wünschenswert gehalten. Merkwürdigerweise war ein recht kleines Stück Land, die Parzelle 702 auf dem Blatt 579 der Frankfurter Grundbücher, noch nicht im Besitz Sankt Georgens. Es lag am Goldbergweg, in etwa auf der südöstlichen Ecke des Geländes. Es wirkte wie aus dem Sankt Georgener Gelände herausgeschnitten. Im Sinne einer Grundstücksbegradigung wurde diese Parzelle am 31. Mai gekauft – für 2199,00 Mark.

Eines der wichtigsten Ereignisse im Jahre 1935 war für Sankt Georgen der Wechsel im Amt des Rektors. Unaufhörliche und durchaus schwerwiegende Klagen über P. Jakob Gemmel machten den Wechsel unausweichlich. P. Oswald von Nell-Breuning, P. Johannes Bapt. Bartholomé, P. Michael Gierens meldeten sich noch einmal in Briefen an P. General Ledóchowski und stellten ihre Sorgen dar. Nach Ablauf seiner dreijährigen Amtszeit kehrte P. Gemmel im Sommer schließlich ans Ignatiuskolleg in Valkenburg zurück. Dort übernahm er wieder die Professur in Ethik. Als sein Nachfolger in Sankt Georgen wurde am 15. August P. Michael Gierens verkündet. Er hatte damit auch die

Aufgaben des Regens und des Studienpräfekten im Seminar zu übernehmen. P. Gierens hatte schon seit einigen Jahren zur Sankt Georgener Kommunität gehört – als Professor der Dogmatik und in der unmittelbar vorhergehenden Zeit auch kurzzeitig als Subregens im Seminar.

Aber auch andere Ämter wurden neu besetzt. Am Ende des Sommersemesters, am 18. Juli, wurde P. Ehrenborg, der Spiritual der Philosophen, als Spiritual in die Residenz von Trier destiniert. P. Engelbert Kirschbaum löste ihn ab. Er kam nach dem Ende seines Tertiats nach Sankt Georgen. Gleichzeitig rückte ein neuer Subregens ein: P. Karl Zander, der nun viele Jahre hindurch in Sankt Georgen bleiben sollte. Fr. Johannes Beckmann aus der Ostdeutschen Provinz wechselte am 13. Juli nach Frankfurt – als Socius des Redakteurs des „Cursus Scripturae Sacrae“ P. Ludwig Kösters. Er löste damit Fr. Johannes Adolf Schöbi ab, der in seine Heimatprovinz zurückkehrte. Br. Joseph Gellissen kam am 23. Mai, um dem Gärtner Br. Fox zu helfen. Br. Joseph Brachtendorf wurde am 23. Mai Koch – anstelle von Br. Alois Hector, der am 30. Mai in die Residenz von Saarbrücken geschickt wurde, aber bald danach aus der SJ entlassen wurde. Am 12. August wurde auch Fr. Joseph Neßhöver auf Anraten von P. Gierens und P. Bartholomé aus der SJ entlassen.

Einige Mitglieder der Jesuitenkommunität sind 1935 gestorben. Br. Wilhelm Meyer starb am 5. Mai. Br. Meyer war nur 52 Jahre alt geworden. Er war lange krank gewesen. Dennoch hatte er ein Jahr hindurch in der Küche mitgeholfen. Es starb am 16. Juni P. Adolf Steichen, der viele Jahre hindurch in Sankt Georgen gewirkt hatte.³⁹ P. Hermann Zurhausen, der in Sankt Georgen und in Fulda als Spiritual gewirkt hatte, starb am 15. September. Un-

³⁹ Die letzten Wochen hatte P. Steichen in Valkenburg gelebt, wohin er sich zurückgezogen hatte. 1870 war P. Steichen in der Eifel geboren worden. Nach dem Noviziat in Blijenbeck hatte er in Valkenburg und in Dublin studiert. Nach fünfjährigen Fachstudien an den Universitäten Cambridge und Göttingen hatte er 1910 bis 1927 den Lehrstuhl für Mathematik und Physik an der St. Xavier's-University der deutschen Jesuiten in Bombay inne. Seit 1927 war er Professor für Naturphilosophie in Sankt Georgen. Eine ausführliche Würdigung seines Lebens und seines Wirkens findet sich in den SGB 2 (1935), Heft 2, 8–9, sowie in den MDP, Nr. 104, 79–82.

gefähr neun Monate zuvor hatte er durch einen Schlaganfall sein Sprachvermögen vollständig verloren.⁴⁰

Wie man sich dem nationalsozialistischen Regime gegenüber zu verhalten habe, blieb ein Thema für die Jesuitenpatres wie für die Alumnen auch 1935. Eine bemerkenswerte, ein wenig rührende Weise, wie sich die Alumnen dem Motiv „Deutsches Volk“ zu nähern versuchten, lag in ihrem auffallenden Interesse an der Heiligsprechung von Bruder Konrad von Parzhaim. Dieser Bruder galt ihnen als eine gute Verkörperung des Deutschen, während alles, was ansonsten im Zeichen eines deutschen Nationalismus inszeniert wurde, mit Skepsis betrachtet wurde. An einem Sonntagnachmittag am 27. Januar wurde eine Festakademie zu Ehren des Hl. Bruders Konrad gehalten. Neben musikalischen Beiträgen und der Rezitation einer „Hymne an die Kirche“ von Gertrud von le Fort waren drei Ansprachen zu hören, eine von dem Alumnen Walter Pesch, eine weitere von P. Joseph Gummersbach und die dritte von Bischof Antonius Hilfrich, der aus Limburg zu der Feier gekommen war.

Im übrigen machte sich die Politik immer wieder aufdringlich bemerkbar. Ein Beispiel: am 15. Januar fielen nach der 1. Vorlesungsstunde alle weitere Lehrveranstaltungen aus. Dies war eine ministerielle Anordnung, die mit dem glücklichen Ausgang der Saarabstimmung begründet wurde. Am 1. März fielen erneut alle Vorlesungen aus. Es wurde der „Tag der Saarfreiung“ begangen. Am 2. März war auf bischöfliche Anordnung nach dem Mittagessen ein „Saar-Te-Deum“ zu singen. Im übrigen wurde Sankt Georgen offenbar auch immer wieder durch staatliche Stellen beobachtet. So kamen beispielsweise am 20. August zwei Herren vom „Zollfahndungsdienst“, um etwa vier Stunden hindurch die Bücher des Prokurators des Kollegs, P. Johannes Bapt. Bartholomé, durchzustöbern.



P. Bartholomé

Im Alumnat gab es eine Reihe von Ereignissen, die ahnen lassen, wie viel an Aktivität und Kreativität unter den Seminaristen lebendig war. Am Aloisiusfest, also am 21. Juni, fand – wie in den vorhergehenden Jahren – das

⁴⁰ Nachrufe auf P. Hermann Zurhausen finden sich in den SGB 2 (1935), Heft 2, 9–10, sowie in den MDP, Nr. 104, 91–97.

Sankt Georgener Sportfest statt. Leichtathletische Wettkämpfe und Handballspiel füllten den Tag. Die Vorbereitung lag weitgehend in der Hand von Lehrer Carl Bauer, der jeden Dienstag die pflichtmäßige Sportstunde mit den Alumnen leitete.

Die gemeinsamen Reisen der verschiedenen Gruppen der Alumnen ragten im Erleben der Sankt Georgener weit heraus. Eine Gruppe von Alumnen unternahm eine Studienreise nach Rumänien, vor allem um deutschsprachige Gruppen und Gemeinden zu besuchen. In ihrem Reisebericht fanden sich auch Motive, die sich nur aus dem damals allgemeinen Interesse an allem Deutschtum erklären lassen. Die Alumnen, so heißt es, suchten auf dem Balkan „der Einfachheit deutschen Wesens“ zu begegnen. Ansonsten war diese weite Reise für alle ein großes Erlebnis, das sie nachhaltig prägte. Eine andere Gruppe aus zehn Alumnen machte eine Fahrt nach Ostpreussen – wie auch schon in früheren Jahren. Sie besuchten die in Ostpreussen eingesetzten „Landhelfer“ und boten ihnen und unter ihnen besonders den Katholiken ihre Hilfe an. Die vom A.B.V. organisierte Diasporafahrt der Alumnen führte 1935 nach Leipzig. Schon damals erlebten die Alumnen die Probleme einer weitgehend entchristlichen Stadt. An Pfingsten waren sechzig Alumnen in Kirchähr, um im Rahmen eines Ferienlagers das Fest des Heiligen Geistes mitzufeiern.

Große Beachtung fand auch in diesem Jahr der Ostkirchentag mit Dr. Werhun, der durch Vortrag und Feier der Liturgie in die Welt der Orthodoxen Kirchen einführte.

Auch 1935 – vom 5. August bis zum 4. September – gab P. Friedrich Kronseder einer großen Gruppe, sieben Priestern und mehr als fünfzig Theologiestudenten, die Großen Exerzitien. Diese Exerzitien wurden als ein sehr wertvolles geistliches Angebot Sankt Georgens empfunden. Im übrigen waren die Patres auch in diesem Jahre oft unterwegs, um seelsorgliche Aufgaben wahrzunehmen – Vorträge, Predigten, Exerzitien.

Als am 26. Juni im Park ein zweites Damhirschbaby geboren wurde, bekamen die Parkbesucher wieder ein beliebtes Ziel für ihre Spaziergänge.

1936

Für eine kurze Zeitspanne – das heißt: im Sommersemester 1936 – brauchte ein Problem in Sankt Georgen nicht (mehr) erörtert und bearbeitet werden: der Raummangel aufgrund der Studentenzahlen. Im Sommersemester 1936 zählte die Hochschule 180 Seminaristen, also ungefähr 60 weniger als im vorhergehenden Wintersemester. Man erklärte sich diesen auffallenden Rückgang der Studentenzahl unter Hinweis auf verschiedene Entwicklungen. Zum einen hatten 23 Aachener Seminaristen schon nach vier (statt nach fünf) Studienjahren ihre Sankt Georgener Studien beendet und waren ins Heimatseminar zurückgekehrt. Zum anderen waren noch einmal 23 Seminaristen – alle aus dem Jahrgang 1915 – in den „Reichsarbeitsdienst“ einberufen worden. Und dann waren einige Seminaristen weggeschickt worden, andere hatten den Studienort gewechselt und setzten ihre Studien an einer anderen Universität fort. Übrigens hatte man schon am 6. Februar das Haus Balduinstraße 43, das früher gemietet worden war, definitiv einem neuen Eigentümer übergeben.

Doch war die Zeit, in der die Jesuitenpatres und die Alumnen einigermaßen unbeengt in Sankt Georgen wohnen und wirken konnten, bald zuende. Zum Beginn des neuen Studienjahres, also im September/Oktober 1936, wurde Sankt Georgen durch eine neue Gruppe von Studenten besiedelt: es kamen die Scholastiker der Ostprovinz SJ und der Oberdeutschen Provinz SJ von Valkenburg nach Sankt Georgen. Der Grund: das Devisengesetz, das es nicht mehr erlaubte, die Gelder, die für den Lebensunterhalt der Mitbrüder in Valkenburg notwendig waren, über die Grenze zu überweisen. Sankt Georgen, das bis dahin eine Hochschule für Theologen, die nicht der Gesellschaft Jesu angehörten, und ihr Konvikt war, erhielt am 7. September die Bezeichnung „Collegium nostrorum“. Es waren insgesamt 59 Scholastiker, darunter 12 Neupriester, die nach Sankt Georgen kamen und untergebracht werden mussten. Hatte die Zahl der in Sankt Georgen wohnenden Alumnen am Beginn des Sommersemesters 180 betragen, so wuchs sie zum Beginn des Wintersemesters doch wieder auf 199, zu denen nun noch die 59 Scholastiker hinzukamen (31 aus der Oberdeutschen Provinz, 28 aus der Ostdeutschen Provinz). Diese alle, sowie 11 Claretinerfratres und 4 Benediktinermönche, die aus Ilbenstadt täglich mit der Eisenbahn nach Frankfurt kamen

und ihre Studien in Sankt Georgen durchlaufen sollten, ergaben eine Gesamtzahl von 273 Studenten, eine Zahl, die es in dieser Höhe zuvor niemals gegeben hatte. Jetzt waren die Raumverhältnisse – für die Hochschule wie für das Alumnat und für die Jesuitenkommunität – unvorhersehbarerweise wieder viel zu knapp. Und so musste man ganz schnell Übergangslösungen finden, um das neu entstandene Problem bewältigen zu können.

Die Ankunft dieser neuen und großen Gruppe von Studenten – der Scholastiker aus zwei deutschen Jesuitenprovinzen – bedeutete einen tiefen Einschnitt in der Geschichte Sankt Georgens. Es galt jetzt das Miteinander der unterschiedlichen Gruppen mit ihren jeweiligen Zugehörigkeiten und Interessenlagen zu gestalten. Vieles konnte leicht nebeneinander laufen, aber bisweilen waren auch Spannungen auszutragen. Die innere Komplexität Sankt Georgens nahm durch das Hinzukommen der Jesuitenscholastiker erheblich zu.

Doch zunächst galt es ganz einfach, die Scholastiker in den vorhandenen Gebäuden und Räumen unterzubringen. Sie bezogen einige Zimmer im Lindenhau, weitere Zimmer über dem Erholungszimmer der Alumnen und im obersten Stockwerk im Altbau, dem Haus der Professoren. Der Platz für die Scholastiker war äußerst begrenzt. Die meisten wohnten zu zweit oder dritt auf einem Zimmer. Die Überlegungen, wie man die Raumprobleme der plötzlich so groß gewordenen Jesuitenkommunität lösen könnte, brachten es immerhin mit sich, dass die Kommunität endlich einen eigenen Speisesaal bekam. Dazu wurde die Aula hergerichtet, die nahe bei dem Refektor der Alumnen lag und zuvor als vierter Vorlesungsraum der Hochschule gedient hatte. Dies hatte nun wieder Konsequenzen für die Gestaltung der Tagesordnung der Scholastiker und der Patres, und die Hausgewohnheiten waren von diesem Tage an, soweit es möglich war, diejenigen des Kollegs in Valkenburg. Zumal bei den Mahlzeiten konnte man nun wieder den ordenseigenen Gewohnheiten folgen. Während der Mittagsmahlzeit hörte man eine Tischlesung. Während der anderen Mahlzeiten herrschte Stillschweigen. Die Zeit der Mahlzeiten war auch die Zeit einiger Bußübungen. Nun waren die Scholastiker wenigstens bezüglich des Wohnens von den Alumnen gänzlich getrennt. Im Studienbereich war dies allerdings nicht in gleicher Weise möglich. Im allgemeinen und von Rechts wegen galt fortan zwischen den Alumnen und den Scholastikern das Gesetz der „Separatio“, das nur für den ge-

meinsamen Besuch der Vorlesungen aufgehoben war. Einige Lehrveranstaltungen wurden eigens für die Scholastiker angeboten – im Sinne der ordensinternen Studienordnungen. Es wurde auch eine eigene Scholastikerbibliothek eingerichtet. Die Regale standen auf den Gängen des Lindenhauses. Verschiedene Residenzen hatten Bücher für die Grundausstattung dieser Bibliothek abgegeben. Scholastikerminister wurde P. Bernhard Hapig aus der Ostprovinz, der – am 2. Oktober – mit den Scholastikern von Valkenburg gekommen war. Die Aufgabe des Spirituals für die Scholastiker übernahm P. Emerich Raitz von Frenz, der nach längerer Krankheit seine Kräfte wiedererlangt hatte und diesen Dienst übernehmen konnte. Die Scholastiker scheinen trotz der engen Wohnverhältnisse mit Sankt Georgen zufrieden gewesen zu sein. Sie schätzten wohl die städtische Umgebung Frankfurts einerseits, andererseits aber auch den Park und den Stadtwald. Vor allem aber waren sie mit P. Michael Gierens als Rektor zufrieden. In verschiedenen Briefen war zu lesen, dass es ihnen in Frankfurt besser gehe als in Valkenburg. Freilich war es sehr bald ganz klar, dass die Scholastiker besser untergebracht werden mussten. Die Überlegungen darüber gingen in die verschiedensten Richtungen und hatten zum Teil einen sehr grundsätzlichen Charakter.

Nachdem nun schon eine beträchtliche Gruppe von Scholastikern von Valkenburg nach Frankfurt gekommen war, erhob sich die Frage, ob nicht auch die Scholastiker der Niederdeutschen Provinz nach Frankfurt kommen sollten. Der Grund für solche Erwägungen lag in den Möglichkeiten, die das Reichskonkordat gerade auch für Jesuiten bot, sofern es verlangte, dass Geistliche, die in Deutschland eingesetzt werden sollten, auch an einer deutschen Hochschule studiert haben müssten. Jesuiten, die in Deutschland tätig werden sollten, würden somit sinnvollerweise in Frankfurt und also nicht länger im Ausland – in Valkenburg – ausgebildet.

Zu den weiterreichenden Bemühungen, die durch die Ankunft der Jesuitenscholastiker in Sankt Georgen ausgelöst wurden, gehörte auch, dass P. Rektor Michael Gierens gegen Ende des Jahres noch einmal einen Versuch unternahm, die Errichtung einer „Theologischen Fakultät“ – wie es sie in Valkenburg gab – auch in Sankt Georgen zu erreichen. Er erbat sich dabei die Unterstützung von P. General Ledóchowski. Am 28. November teilte P. General P. Gierens brieflich mit, dass die „S. Congregatio de Seminariis et Studiorum Universitatibus“ den Jesuitenscholastikern in Sankt Georgen

ermöglicht habe, die in den Statuten der Theologischen und Philosophischen Fakultäten SJ vorgesehenen akademischen Grade zu erwerben. Er werde sich darüber hinaus darum bemühen, den Fakultätsstatus für Sankt Georgen als solches zu erwerben, damit auch die Alumnen alle Möglichkeiten erhielten. Doch müsse im Blick darauf in Sankt Georgen streng nach der Konstitution „Deus scientiarum Dominus“ verfahren werden und die äußeren Bedingungen – Räume, Bibliothek, etc – müssten verbessert werden. Er bitte im Blick auf seine weiteren Gespräche mit der Kongregation um Unterlagen, die belegten, dass die Bedingungen für eine Erhebung in den Fakultätsrang gegeben seien.⁴¹ Bemühungen des Rektors P. Gierens und der Hochschule, die Studien- und Prüfungsordnungen den Gegebenheiten anzupassen, hatte es auch schon zu Beginn des Jahres gegeben. So hatte man damals vor allem die Zahl und die Art der Prüfungen verändert. Es war dabei nicht um eine Minderung der Anforderungen gegangen, sondern um eine sinnvollere Gestaltung der Prüfungen. Die Bemühungen von P. Gierens am Ende des Jahres 1936 führten schließlich nicht zur formellen Errichtung einer „Facultas theologica“. Es blieb dabei, dass die Scholastiker SJ in Sankt Georgen dieselben Rechte hatten, die sie im Ignatiuskolleg in Valkenburg, das eine Theologische Fakultät war, besessen hatten.

Sofern es die räumlichen Möglichkeiten zuließen und auch die verschiedenen organisatorischen Fragen lösbar erschienen, stellte man das Haus für Exerzitien zur Verfügung. Das Angebot – vorwiegend für Seminaristen und Priester – war reichhaltig und wurde stark genutzt. Im September kamen viele Limburger Priester, die in den vorhergehenden fünf Jahren geweiht worden waren, nach Sankt Georgen, um hier gemeinsam die Exerzitien zu machen. Bischof Antonius Hilfrich hatte entschieden, dass sie dies tun sollten. Und so fanden zwei große Exerzitienkurse statt – vom 7. bis zum 12. September und vom 21. bis zum 26. September. Alle freuten sich, die ehemaligen Sankt Georgener Seminaristen wiederzusehen. Exerzitien bestimmten das Bild auch einige Monate vorher. Unter Leitung von P. Franz Hürth machten 34 Jesuitenpatres vom 13. bis zum 22. April die Geistlichen Übungen. Gleich an diese Exerzitienwoche schloss sich eine Seelsorgekonferenz an, an der 94 Jesuitenpatres aus den Deutschen Jesuitenprovinzen teilnahmen.

⁴¹ Registro Lettere Generali, Germ. Inf. XIII, 331 f.

Sowohl die Exerzitien als auch die Seelsorgekonferenz galten als sehr gelungen und die Teilnehmer waren für die gute Aufnahme in Sankt Georgen dankbar. P. Friedrich Kronseder leitete vom 8. August bis zum 7. September erneut einen 30tägigen Kurs der Geistlichen Übungen. 57 Seminaristen und Priester aus den verschiedensten Diözesen nahmen daran teil. Gleich im Anschluss an den Kurs P. Kronseders leitete P. Ludwig Esch einen Exerzitienkurs für 35 ehemalige Studenten Sankt Georgens, die inzwischen als Priester tätig waren. Derselbe P. Esch leitete dann noch einmal einen Exerzitienkurs vom 21. bis zum 26. September für 57 weitere Priester des Bistums Limburg – alle ehemalige Sankt Georgener. Ganz am Ende des Jahres fand in Sankt Georgen eine Konferenz von 40 Volksmissionaren aus der Gesellschaft Jesu statt. Sie wurde als sehr hilfreich empfunden. An die Konferenz schlossen sich für weitere 34 Jesuiten Exerzitien an, die P. Erich Przywara leitete. Es zeigte sich somit, dass es im Jahr 1936 besonders viele geistliche Aktivitäten in Sankt Georgen gab. Gerade durch sie blieb Sankt Georgen sowohl mit den deutschen Jesuitenprovinzen als auch mit dem Bistum Limburg und anderen Bistümern vielfach vernetzt.

Viel Bewegung gab es im Bereich der Jesuitenkommunität. Einige kamen, andere gingen. Manche waren krank, andere warfen andere Probleme auf. P. Emerich Raitz von Frenz war gesundheitlich von Anfang des Jahres an sehr geschwächt. Die Ärzte rieten ihm eine Kur in Bad Mergentheim an. Schon bald danach ging er in die Schweiz, wo er im Sanatorium Viktoria in Bern gepflegt wurde. Schließlich wurde entdeckt, dass ein Magengeschwür die Ursache der Beschwerden war. Nachdem er schließlich genesen war, konnte er nach Sankt Georgen zurückkehren, wo er dann Spiritual im Bereich der Jesuitenkommunität wurde. P. von Nell-Breuning ging es ebenfalls nicht gut. Er teilte dem Rektor P. Gierens im Sommer mit, er werde im Wintersemester keine Lehrveranstaltungen halten können und müsse sich erholen. Viel Kritik zog P. Gerhard Hartmann auf sich. Er prüfe viel zu streng, suche für sich selbst immer das Angenehme und Bequeme, urteile aber gleichzeitig über andere sehr hart. Es wurde deshalb die Auffassung vertreten, P. Hartmann könne und solle nicht weiter als Lehrer in Sankt Georgen tätig bleiben. Man hoffte auf P. Gustav Closen, der die alttestamentlichen Lehrveranstaltungen bald werde übernehmen können. Als P. Engelbert Kirschbaum erkrankte (und deswegen am 18. Dezember ins Schriftsteller-

haus in München übersiedelte), wurde Anfang Oktober P. Johannes Peter Pohl sein Nachfolger als Spiritual der Philosophen. Einige neue Brüder kamen nach Sankt Georgen: am 3. Juni Br. Joseph Maas als Krankenbruder, am 30. August Br. Ferdinand Stoewer als Gehilfe des Kochs, am 13. September Br. Conrad von Gruchalla als Schneider, am 28. September Br. Franziskus Leineweber als Schlosser und Heizer, am 28. September Br. Wilhelm Arndt als Präfekt des Speisesaals. Einige verließen Sankt Georgen, um andere Aufgaben zu übernehmen: Br. Rudolph Claus und Br. Peter Leinekugel, um ihrer Wehrpflicht zu genügen, Br. Peter Joh. Weber wurde am 23. September nach Saarlouis versetzt. Weil die Leitung des „Cursus Scripturae Sacrae“ ans Bibelinstitut nach Rom verlegt wurde, wurde Fr. Johannes Beckmann frei und konnte in die Ostprovinz zurückkehren. Ein Scholastiker namens Paul Kellerwessel wurde am 13. September Sankt Georgen zugeschrieben. Er sollte geprüft werden, ob er dem Bibliothekar oder dem Prokurator zur Hand gehen könnte. Aber nach kurzer Zeit wurde er dann doch in ein anderes Haus geschickt. Ganz am Ende des Jahre, am 28. Dezember, wurde noch ein einschneidender Wechsel notwendig. P. Bartholomé war schwer erkrankt. Er litt an Magenkrebs und musste als Minister abgelöst werden. P. Karl Schüller übernahm seine Aufgabe.

Vor den Weihnachtsferien gab es noch einen kräftigen Eklat in der Vorlesung des P. Hermann Wiesmann. Er hatte P. Alfons Tandetzki aufgefordert, ein hebräisches Wort zu erläutern. Er konnte es nicht, was die aufgeregteste Reaktion von P. Wiesmann hervorrief. Aus Protest verließen daraufhin P. Tandetzki und aus Solidarität auch P. Maximilian Hahn und ein Alumne den Vorlesungsraum. P. Rektor Gierens mahnte die Beteiligten öffentlich. Eine Ablösung des P. Wiesmann, der auch sonst schon viel Kritik auf sich gezogen hatte, wurde angekündigt. Einige, z. B. P. Oswald von Nell-Breuning, taten die Entgleisung der Mitbrüder als „Kindereien“ ab, um die man sich nicht so viel kümmern sollte. Doch andere sahen den Vorfall als schwerwiegend an, zumal da er sich in eine Reihe anderer Konflikte einpasste.



P. Wiesmann

Das Seminar wurde von den meisten Vorgängen, die aus dem Jahr 1936 zu berichten sind und vorwiegend die Ankunft der Scholastiker betrafen, nur

am Rande berührt. In allen Berichten über das Seminar wurde herausgestellt, dass der Zustand des Seminars sehr gut sei. Die Alumnen bemühten sich aufrichtig, eifrig zu studieren und ein ernsthaftes geistliches Leben zu führen. Sie bereiteten sich auf ihre späteren priesterlichen Aufgaben so vor, wie man es von ihnen erwarte. Neben dem Studium und neben den üblichen „Großereignissen“ sei auf das eine oder andere hingewiesen: Offenbar ist in Sankt Georgen viel musiziert worden. Es gab eine Choralschola, die nicht nur im Haus, sondern immer wieder auch außerhalb, z.B. im Dom, beim Gottesdienst mitwirkte. Dann gab es einen Chor. Unter anderem sang er die Chor-teile im byzantinisch-slawischen Gottesdienst. Und schließlich spielte ein Orchester. Anfang 1936 wurde zum ersten Mal in der Sankt Georgener Geschichte ein ganzes Orchesterkonzert gegeben. Unter den Stücken, die gespielt wurden, war eine große Haydn-Sinfonie.

Während in den vorhergehenden Jahren die meisten Alumnen über Pfingsten unterwegs gewesen waren – auch gemeinsam –, blieben sie in diesem Jahre zum ersten in Sankt Georgen zurück und gestalteten hier ein gemeinsames Pfingstfest. Die guten Erfahrungen mit den Ostkirchentagen führten zu der Idee, eine Studienfahrt in die Ukraine zu unternehmen. Durch Vermittlung von Dr. Werhun gelang es, die entsprechenden Kontakte zu knüpfen. So fuhr im Sommer eine Gruppe nach Lemberg und in einige andere Orte der Ukraine. Die Kontakte mit den Unierten standen im Vordergrund. Mit den Orthodoxen zusammenzukommen, war nicht so einfach. Die Alumnen lernten die ostkirchliche Liturgie neu kennen. Sie ließen sich über das kirchliche Leben in der Ukraine unterrichten. Es ist wohl verständlich, dass diese für damalige Zeiten sehr weite und abenteuerliche Reise für die Reisenden viel bedeutet hat und dass sie daran immer zurückgedacht haben.

Am Buß- und Betttag, also am 18. November, spielte die Sankt Georgener Fußballmannschaft gegen das Team des Bischöflichen Priesterseminars in Mainz. Die Mainzer gewannen das Spiel mit vier zu eins.

1937

Im Jahre 1937 waren in Sankt Georgen eine Reihe nicht einfacher Probleme zu lösen. Es galt, eine Reihe von Ämtern neu zuzuteilen, – was nicht leicht war, weil man darauf nicht eingestellt war. So ergab sich unvorhersehbarerweise im Laufe des Jahres 1937 ein Wechsel an der Spitze des Hauses. P. Michael Gierens war in den ersten Monaten des Jahres noch als Rektor tätig gewesen. Es scheint jedoch, dass er nicht mehr allen Aufgaben, die sich damit stellten, ganz gewachsen war. Hier und da hörte man Kritik an seiner Amtsführung. Er entscheide manchmal unklug, z.B. da er den einen oder anderen Seminaristen nach Hause schickte oder auch da er Seminaristen aufnahm, obwohl alle Gründe dagegen sprachen. Er scheint sich auch nicht genügend mit anderen beraten zu haben. Einmal habe er zugelassen, dass im Haus ein Film gezeigt wurde, den manche wegen einiger allzu freizügiger Szenen für ganz unpassend ansahen. Doch rechnete keiner damit, dass P. Michael Gierens schon bald nicht mehr Rektor sein würde. Am 18. März, unmittelbar nach dem Ende des Wintersemesters, starb er ganz plötzlich und unerwartet, nachdem er sich eine Lungenentzündung zugezogen hatte. Die Trauer über seinen Tod war groß.⁴²

Es galt nun, rasch einen neuen Rektor für Sankt Georgen zu finden. Die Entscheidung fiel auf P. Paul Schütt, der zuvor Professor für Fundamentaltheologie in Valkenburg gewesen war. Er trat sein Amt schon bald nach dem Beginn des Sommersemesters an – am 8. Mai. P. Schütt hat in den folgenden, wahrlich nicht einfachen Jahren die Geschicke Sankt Georgens geleitet. Auch im Amt des Ministers brachte das Jahr 1937 einen Wechsel. Am 29. September wurde P. Heinrich Abeler, der schon vom 2. Juni an als Prokurator des Kollegs gearbeitet hatte, als P. Minister verkündet. P. Karl Schüller, der übergangsweise die Aufgaben des nach wie vor kranken P. Johannes Bapt. Bartholomé übernommen hatte, wechselte nach Saarlouis. Schon gegen Ende des Wintersemesters 1936/37, genauer: am 12. Februar, übernahm P. Clemens Bonnenberg aus der Ostprovinz anstelle von P. Bernhard Hapig,

⁴² Nachrufe auf P. Michael Gierens finden sich zum einen in den SGB, SS 1937, 1–3, sowie in den MDP, Nr. 106, 388–394.

der in seine Provinz zurückkehrte und Oberer der Residenz in Breslau wurde, das Amt des Scholastikerministers.

Der zweite große Problembereich war die Situation der nach Sankt Georgen gekommenen Scholastiker der Süd- und der Ostprovinz SJ. In den ersten Tagen des neuen Jahres 1937 waren die Provinziäle der drei deutschsprachigen Jesuitenprovinzen, die Patres Klein, Rösch und Wehner, zu Beratungen in Sankt Georgen. Eines der Hauptthemen war das Frankfurter Scholastikat. Man wertete die Erfahrungen, die man in den drei vorhergehenden Monaten mit dem Frankfurter Scholastikat gemacht hatte, aus und befasste sich mit den Problemen, die noch ungelöst waren. Das wichtigste war die Unterbringung der Scholastiker, die bislang sehr unbefriedigend gewesen war. Die Provinziäle kamen darin überein, dass sie es für unabdingbar hielten, dass jeder Scholastiker so bald wie möglich ein Einzelzimmer zur Verfügung hätte. Um dies zu erreichen, forderten sie, dass die Zahl der Alumnen von Ostern an auf 160–170 gesenkt werden müsse, damit für die Scholastiker mehr Räume frei würden. Sie zweifelten, dass ein an sich dringend erforderlicher Neubau errichtet werden könnte, da dazu das Geld nicht vorhanden sei. Die Frankfurter Patres, z.B. P. Rektor Gierens und P. Ludwig Kösters, hegten freilich Zweifel, ob es möglich sein werde, die Zahl der Seminaristen zum Beginn des Sommersemesters erheblich zu senken. Sie wandten ein, man habe gegenüber den Diözesen, die ihre Seminaristen nach Frankfurt schickten, einen solchen Handlungsspielraum gar nicht. Außerdem würden die finanziellen Einbußen, die entstehen würden, nicht leicht aufgefangen werden können.

Ohne dass eine tragfähige Lösung für die Unterbringung der Scholastiker gefunden war, begann im April das Sommersemester. Die Zahl der Alumnen betrug am Beginn des Sommersemesters 188, war also nicht im Sinne der Forderung der Jesuitenprovinziäle vom Januar gesenkt worden. Dazu kamen 49 Scholastiker und 25 andere Ordensleute. Zusammen waren sie 262. Damit blieben die Wohnverhältnisse weiterhin sehr beengt, – was zu Unzuträglichkeiten und Unzufriedenheiten Anlass gab.

Der neue Rektor, P. Paul Schütt, wandte sich am 30. Juni in einem Brief nach Rom und sprach dabei von den extrem beengten Wohnverhältnissen.⁴³

⁴³ ARSI Germ. Inf. 1027, Ex officio 1937.

Er beklagte, dass man keine Krankenabteilung habe, dass es an Gast- und Sprechzimmern mangle. Im Herbst erwarte man vier neue Professoren, aber wisse einstweilen nicht, wie man sie unterbringen solle. Zusammen mit den drei deutschen Provinziälen, die zu einer Krisensitzung nach Sankt Georgen gekommen waren, war er sich darin einig, dass Alumnat und Scholastikat zum Beginn des nächsten Wintersemesters voneinander getrennt sein müssten. Für entsprechende Wohnmöglichkeiten war also bis dahin zu sorgen. Man dachte an den Kauf oder die Miete eines entsprechenden Hauses, aber konkrete Vorstellungen lagen einstweilen noch nicht vor.

Doch dann schien sich für einen Augenblick eine Lösung der Probleme zu zeigen. Man wurde nämlich mit der Möglichkeit konfrontiert, zwei Stockwerke des in Sachsenhausen am Mainufer liegenden Deutschordenshauses zu mieten und dort das ganze Sankt Georgener Scholastikat unterzubringen. P. General Ledóchowski erbat und erhielt Pläne und Kostenaufstellungen und sonstige Unterlagen über das Projekt Deutschordenshaus. Eine am 10. Juli erstellte Stellungnahme des Architekten Martin Weber über Möglichkeiten eines Ausbaus des Dachgeschosses des schönen Hauses am Main gehörte dazu. P. General zeigte sich in einem Brief vom 22. Juli an P. Provinzial Wilhelm Klein von den Frankfurter Plänen durchaus angetan, verlangte freilich eine genaue Prüfung aller Fragen, besonders der Frage der Finanzierbarkeit der notwendigen Umbauten und Einrichtungen. Er bat P. Provinzial Wilhelm Klein, die entsprechenden Beratungen und Entscheidungen selbst zu koordinieren. Er forderte ihn als Provinzial auch auf, die letzte Zuständigkeit für die Errichtung und Gestaltung des Scholastikats selbst zu beanspruchen.⁴⁴ In hektischer Eile nahmen die Beratungen auf den verschiedensten Ebenen, auch mit dem Frankfurter Pfarrverband, nun ihren Fortgang. Am 27. Juli trat der Provinzkonsult der Niederdeutschen Provinz zusammen, um alles noch einmal zu prüfen. Bei dieser Gelegenheit entschied P. Provinzial Wilhelm Klein auf Rat seines Konsults, von dem Projekt Deutschordenshaus wegen der hohen Kosten und wegen der Unsicherheit der Zukunftsprognosen und der Ungelöstheit einiger rechtlicher Fragen doch Abstand zu neh-

⁴⁴ Registro Lettere Generali, Germ. Inf. XIII, 375–377.

men. Diese Entscheidung wurde am selben 27. Juli P. General Ledóchowski mitgeteilt.⁴⁵

Als sich das Projekt Deutschordenshaus zerschlagen hatte, musste man rasch nach einer neuen Lösung der Probleme Ausschau halten. Es kam – in der genannten Sitzung des Provinzkonsults der Niederdeutschen Provinz – der Plan eines Barackenbaus im Sankt Georgener Park auf. Dort könnte wenigstens ein Teil der Scholastiker untergebracht werden. Der Provinzial der Ostprovinz, P. Karl Wehner, war allerdings einstweilen immer noch der Meinung, dass man an dem Projekt „Deutschordenshaus“ unbedingt festhalten müsse. Er wurde dabei von seinem Provinzkonsult unterstützt. P. von Nell-Breuning nahm an der Juli-Sitzung des Ostprovinzkonsults teil, um die notwendigen Informationen beisteuern zu können. Die Ostprovinzleitung bestand schließlich darauf, dass die geplante Baracke auf jeden Fall nur eine Übergangslösung sein dürfe, bis dass man sich im Deutschordenshaus fest einrichten könne. Die Scholastiker selbst zogen es vor, in Sankt Georgen bleiben zu können und also nicht in das Deutschordenshaus umziehen zu müssen. So sei es angenehmer.

Inzwischen, das heißt im Herbst, hatte man zur Aufnahme der Scholastiker im Park bereits die Ende Juli in Erwägung gezogene Baracke fertiggestellt. Man hatte zunächst – unter Beteiligung der Valkenburger Scholastiker, die ihre Sommerferien in Sankt Georgen gemacht hatten – damit begonnen, den Bauplatz einzuebnen. Dann wurde in gut einer Woche der äußere Bau aufgerichtet, zu dem das Material – Wände, Dach, Fenster, Türen – in einer Fabrik schon fast vollständig zugeschnitten und hergerichtet worden war. Die Inneneinrichtung für die beiden Schlafsäle und den Tagesraum mit Wasser, Licht, Etagenheizung ließ noch ein wenig auf sich warten, wurde aber dann auch fertiggestellt. Am 29. September konnte die Baracke bezogen werden. Sie bot Platz für immerhin zwölf Scholastiker. Für die Unterbringung der zum Wintersemester 1937/38 insgesamt 64 Scholastiker, unter ihnen Fr. Karl Fank, Fr. Josef Neuner, Fr. Franz Prinz, Fr. Herbert Roth, Fr. Alois Grillmeier, Fr. Alfred Delp, Fr. Helmut Ogiermann u.a., war somit wenigstens eine geringfügige Entspannung erreicht. Die Baracke hatte leider keine Einzelzimmer, was P. Rektor Schütt in einem langen Brief vom 8. Oktober

⁴⁵ ARSI Germ. Inf. 1027, Praep. Prov. 1937.

P. Assistent gegenüber rechtfertigen musste, der dies offenbar kritisiert hatte. Der Brief ist ausführlich gehalten und lässt alle Gesichtspunkte der Beratungen erkennen.⁴⁶ P. Schütt verwies darauf, dass man bei der Planung und Errichtung der Baracke nicht ausschließen konnte, dass sie ein Provisorium sein würde. Die Leitung der Ostdeutschen Provinz habe ja damals noch daran festgehalten, dass das Deutschordenshaus gemietet werden solle. Deswegen habe man die Baracke so gebaut, dass sie auch als Wohnhaus für die Hausdiener dienen könnte. Wenn sich herausstellen würde, dass das Projekt Deutschordenshaus definitiv nicht weiterverfolgt würde, und wenn gleichzeitig entschieden würde, dass die Scholastiker langfristig in Frankfurt bleiben würden, so könnte man in der Baracke nachträglich noch Einzelzimmer schaffen. P. Schütt berichtete nach Rom darüber hinaus, dass die Sankt Georgener Kapelle den Notwendigkeiten keinesfalls mehr genüge. Nur durch gegeneinander versetzte Tagesabläufe könnten die Alumnen und die Scholastiker die Kapelle jeweils einigermaßen unbehindert für sich nutzen.

P. General Ledóchowski, unterstützt durch seinen P. Assistenten, war offenbar eher beunruhigt über die Frankfurter Entwicklungen. Deshalb beauftragte er umgehend P. Augustin Bea, als sein Visitator nach Sankt Georgen zu fahren, um alles zu prüfen. Vom 13. bis zum 27. Oktober 1937 weilte P. Bea in Frankfurt und prüfte die Sankt Georgener Situation, zumal diejenige des Scholastikats, in allen Hinsichten. Die Ergebnisse der Visitation wurden in einem größeren Schriftstück „Acta Visitationis Collegii SS.i Cordis Francofurtensis per R. P. Augustinum Bea factae“ zusammengestellt.⁴⁷ Im Rahmen seiner Visitation führte P. Augustin Bea am 21. und 22. Oktober auch Gespräche mit den drei deutschen Provinzialen. Nachdem in diesem Gespräch auch P. Wehner von dem Plan der Anmiete von zwei Stockwerken im Deutschordenshaus abgerückt war, galt dieses Vorhaben endlich und abschließend als erledigt.

Ein besonders wichtiges Ergebnis der Gespräche P. Beas mit den Verantwortlichen in Frankfurt war die Entscheidung, dass die Raumprobleme langfristig durch die Errichtung eines neuen Seitenflügels zum Neubau gelöst

⁴⁶ ARSI Germ. Inf. 1027, Ex officio 1937.

⁴⁷ Eine Kopie dieser Visitationsakten befindet sich im Sankt Georgener Hausarchiv. Vgl. auch ARSI Germ. Inf. 1027, Visitatio Collegii Francofurtensis 1937.

werden sollten. Man hatte zuvor auch die Errichtung einer zweiten Baracke erwogen, diesen Gedanken dann aber wieder verworfen. Man nahm daraufhin schon bald mit der Fa. Holzmann Verbindung auf. Deren Vertreter meinten, eine Baugenehmigung rasch – etwa innerhalb von vier Monaten; denn man verfüge über Kontakte zur „Partei“ – erhalten zu können, so dass der geplante Bau dann zum Herbst 1938 bezugsfertig sein könnte. P. General Ledóchowski, der über das Gesamtprojekt unterrichtet wurde, stimmte am 2. November in einem Brief an P. Provinzial Wilhelm Klein den Plänen zu. In den letzten Monaten des Jahres 1937 bemühte man sich um die Vorbereitung des geplanten Neubaus. Die Baugenehmigung ließ jedoch auf sich warten. Die Pläne der Architekten erlaubten jedoch erste Kostenvoranschläge, die freilich nicht gerade optimistisch stimmten. Sie ließen nämlich die Befürchtung aufkommen, man werde das geplante Bauwerk einschließlich einer neuen Kapelle vermutlich nicht finanzieren können. Daraufhin schrieb P. Schütt am 31. Dez. 1937 an P. General Ledóchowski, man ziehe es unter Berücksichtigung aller Gesichtspunkte nun doch vor, auf den geplanten Neubau wohl nicht definitiv, aber doch einstweilen zu verzichten. Statt dessen wolle man das Lindenhaus gründlich renovieren und auch die Baracke so ausgestalten, dass man mit den Scholastikern doch über die Runden kommen werde.

Im oben genannten Gutachten des P. Augustin Bea ging es lang und breit auch um die Frage einer Überprüfung der Studien- und Prüfungsordnung. Vor allem wurde die Möglichkeit einer Einrichtung eines Miteinanders von *cursus maior* und *cursus minor* – für die Scholastiker, aber auch für die Alumnen – erörtert und auch empfohlen. P. Bea gab auch zu erwägen, man solle das Amt des Regens von dem des Rektors trennen. Ein eigener Regens würde sich mit mehr Intensität um die Alumnen kümmern können und er stelle auch die Eigenständigkeit des Alumnats dem Scholastikat gegenüber deutlich dar.

Dass es in Sankt Georgen nun ein Scholastikat gab, bedeutete für die Kommunität eine erhebliche Herausforderung: Wie sollten die Scholastiker herangebildet werden? Wie könnte man die Scholastiker auch im geistlichen Bereich gut ausbilden? Über solche Fragen wurde häufig gesprochen und noch häufiger nachgedacht. Ein Echo der Überlegungen ist in den Konsultorenbriefen nach Rom greifbar. Dabei kommt eine gewisse Besorgtheit im

Blick auf die Scholastiker zum Ausdruck. Sie seien zwar gern in Frankfurt und trügen geduldig die räumliche Enge. Andererseits mangle es an Disziplin: es gebe keine Stille, auch im Refektor; manche beteten in der Vorlesung ihr Brevier, während andere gar nicht kämen. Einige machten für die mangelnde Disziplin P. Gierens, den Rektor, verantwortlich, der vieles nicht wahrnehme. Im übrigen stellten sich damit, dass nun Scholastiker in Sankt Georgen lebten, eine Reihe konkreter neuer Aufgaben: einige von ihnen standen zu Weihen an – zur Subdiakonen- und zur Diakonenweihe. Sie mussten darauf vorbereitet werden, die Weihen selbst mussten vorbereitet und durchgeführt werden. Alles war zum ersten Mal im März 1937 aktuell: am 6. und 7. März wurden zehn Scholastiker im Dom zu Diakonen und Subdiakonen geweiht. Es war auch darüber nachzudenken, wie die Scholastiker ihre Sommerferien verbringen würden. Es wurde eine gute und einfache Lösung gefunden. Sie machten ihre gemeinsamen Sommerferien drei Wochen hindurch in einer der Familie zu Löwenstein gehörenden Villa im Spesart. In diesen drei Wochen machten die Valkenburger Scholastiker ihre Sommerferien in Sankt Georgen. Bevor sie nach Holland zurückkehrten, hatten sie noch mitgeholfen, den Bauplatz für die geplante Baracke herzurichten.

Während für einige Scholastiker die schon erwähnte Wohnbaracke errichtet wurde, betätigten sie sich selbst auch baulich – freilich im überschaubaren Maßstab: sie errichteten im Park ein Bienenhaus für zehn Bienenvölker. Anfang Dezember waren sie damit fertig.

In der Jesuitenkommunität gab es auch 1937 manche personellen Wechsel – über die schon berichteten hinaus. Am 26. Juli kam P. Clemens Brockmöller nach seinem Tertiat nach Sankt Georgen, um Homiletik zu lehren. Am 30. September ging P. Karl Meyer, der in Sankt Georgen die alten Sprachen lehrte und der schon seit einiger Zeit krank war, nach Essen, um sich dort zu erholen. Am 1. Dezember wurde P. Anton Seggewiß, der P. Ferdinand Conrath als Spiritual im Seminar in Fulda folgte, Sankt Georgen zugeschrieben. Einige Brüder kamen neu: Br. Gottfried Kohnen am 19. Januar (Kleiderkammer), Br. Joseph Lueg am 9. Mai (er wurde sogleich zum Militär einberufen), Br. Fritz Wellner am 30. September (Sozius des Prokurators), Br. Joseph Theodor Lambertz, am 19. Dezember (Hausreinigung). Es gingen weg: Br. Joseph Berg am 16. Juli (er wechselte nach Rom), Br. Rudolf Claus am 10. Dezember (er ging nach Valkenburg). Die Br. Karl Freudenreich und

Br. Conrad von Gruchalla verließen den Orden. Im Sommer kam auch Br. Franz Xav. Büse neu nach Sankt Georgen. Er war als Schneider tätig und hatte seinen Arbeitsplatz an der Pforte im Altbau. Schon einige Monate später, am 25. Oktober, ist Br. Büse nach kurzer Krankheit gestorben.

So sehr sich 1937 ein großer Teil der Aufmerksamkeit auf die Aufgaben richtete, die das Sankt Georgener Scholastikat mit sich brachte, – auch das Alumnat war weiterhin eine starke und lebendige Größe. Am Beginn des Wintersemesters lebten und lernten in Sankt Georgen 201 Alumnen (dazu kamen in der Hochschule 64 Scholastiker und 29 andere Ordensleute, alle zusammen 294; im vorhergehenden Sommersemester waren die Zahlen etwas geringer: 188 Alumnen, 49 Scholastiker, 25 weitere Ordensleute, alle zusammen: 262). Auch in diesem Jahr hielten die Seminaristen wieder einen Ostkirchentag. An Pfingsten war als Gast P. Norbert Cappuyns OSB gekommen. Er feierte eine große ostkirchliche Liturgie. In seinen Vorträgen ging er vor allem auf das Phänomen und Problem des Uniatismus ein. Die Kontakte zum Mainzer Seminar konkretisierten sich in zwei Fußballspielen, eines fand in Mainz statt und eines in Frankfurt. Beim ersten trugen die Sankt Georgener einen hohen Sieg (9 : 1) davon, beim zweiten gewannen die Mainzer (5 : 3). Auch auf der Professorenebene begegneten sich Frankfurt und Mainz. Am 8. Juli kamen die Professoren zusammen. Auch die Bischöfe (von Mainz und Limburg) waren anwesend.

Im Sommersemester fand zunächst wieder das große Sommerfest statt, danach traf man sich zu einem großen Sankt Georgener Sportfest. Leichtathletische Wettbewerbe und Mannschaftskämpfe wechselten sich ab. Überhaupt spielte der Sport eine große Rolle. Dies kam auch darin zum Ausdruck, dass man zum Wintersemester einen neuen Sportlehrer einstellte: Herrn Zellekens.

Eine Gruppe von Alumnen wurde im Laufe des Sommersemesters wieder für ein halbes Jahr in den Reichsarbeitsdienst einberufen. Der Eindruck, den die meisten wiedergaben: es tut für Theologen gut, das normale Leben unmittelbar kennenlernen zu können.

Gleich zu Beginn des Jahres 1937, am 24. Januar, nahm Sankt Georgen die Gelegenheit wahr, eine Feier zu Ehren des Stadtpfarrers Dr. Jakob Herr zu veranstalten. Er beging damals seinen 70. Geburtstag. Dr. Herr hatte schon seit langem zu den besten und treuesten Freunden Sankt Georgens

gehört. Den Dank für diese herzliche Verbundenheit wollte man anlässlich dieses Geburtstags durch die Feier zum Ausdruck bringen. Neben den Reden war das Sankt Georgener Orchester zu hören. Es spielte Glucks Ouvertüre zu „Iphigenie in Aulis“ und eine ganze Haydn-Sinfonie.

Vom 18. August bis zum 11. September kam – wie in den vorhergehenden Jahren – P. Friedrich Kronseder nach Sankt Georgen, um wieder die Großen Exerzitien zu geben. Es nahmen insgesamt 63 Priester und Seminaristen teil. Auch andere Exerzitienkurse und verschiedene Arbeitstagungen wurden in Sankt Georgen durchgeführt. Man öffnete das Haus gern für solche Aktivitäten, sofern sie sich bewältigen ließen. Interessant ist, dass man auch den Sankt Georgener Hausdienern einmal die Exerzitien gab – vom 14. bis 18. September 1937. P. Otto Träm leitete sie. In diesem Zusammenhang ist auch die Provinzkongregation der Niederdeutschen Provinz zu erwähnen, die vom 27. bis 30. Dezember in Sankt Georgen tagte.

1938

P. Rektor Schütt hatte schon einige Monate seiner Amtszeit als Rektor von Sankt Georgen hinter sich, als das neue Jahr begann. Alle waren froh und dankbar, ihn nun als Rektor zu haben. Er war angesehen und beliebt. Man vertraute ihm, zumal da P. Schütt seine Aufgabe auch in geistlicher Weise versah.

Zum Beginn des Sommersemester sank plötzlich die Zahl der Alumnen auf 134. Der Grund für diesen Rückgang: junge Männer, die das Abitur gemacht hatten, wurden sogleich zum Reichsarbeitsdienst eingezogen. Dies wirkte sich auch auf die Zahl der Sankt Georgener Studienanfänger aus. Es würde konkret bedeuten, dass die mit einem halben Jahr Verzögerung in Sankt Georgen anfangenden Seminaristen gleichzeitig mit den neuen Scholastikern ihr Studium aufnehmen würden: am 1. Oktober. Die Zahl der Alumnen betrug am Beginn des Sommersemesters 134. Zu ihnen kamen 73 Scholastiker SJ und 31 weitere Ordensleute, so dass die Gesamtzahl 238 betrug. Anfang April waren bereits 28 Alumnen in den Reichsarbeitsdienst gezogen. Die Zahl der Alumnen am Beginn des Wintersemesters stieg wieder und belief sich nun auf 167. Dazu kamen 36 Scholastiker SJ und 31 andere Ordensleute (8 Benediktiner, 11 Capuziner, 12 Claretiner), alle zusammen 234. Die Gesamtzahl der Studenten war also 1938 trotz der beträchtlichen Bewegungen innerhalb der Gruppen einigermaßen konstant. Dass die 11 Kapuzinerfratres aus dem Liebfrauen-Kloster ziemlich häufig nach Sankt Georgen kamen, um Vorlesungen zu hören, war etwas Neues, das man gern begrüßte.

Für das Sommersemester 1938 war durch die geringer gewordene Zahl zunächst einmal ein Problem gelöst – die Unterbringung aller Seminaristen und Scholastiker. Alle konnten in einem eigenen Zimmer wohnen. Und man hoffte, dass sich dies auch im bevorstehenden Wintersemester durchsetzen lasse, wohl wissend, dass sich dies wohl nur verwirklichen lassen würde, wenn ein neues Gebäude errichtet sein würde. Pläne dazu gab es ja, und sie lagen auch in Rom zur Genehmigung vor.

Doch ergab sich dann überraschenderweise eine ganz andere Lösung der Probleme. Es zeigte sich, dass der am 13. März 1938 vollzogene Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich neue Möglichkeiten für die Bestimmung der Studienorte für die Scholastiker eröffnet hatte. Am Ende des Sommerse-

mesters wechselten folglich alle Scholastiker der Oberdeutschen Provinz, die zum 1. und zum 2. und zum 3. Jahr gehörten, nach Innsbruck, insgesamt 30. Es blieben daraufhin nur drei Scholastiker der Niederdeutschen Provinz und vier schon zu Priestern geweihte Scholastiker der Oberdeutschen Provinz und alle Scholastiker der Ostprovinz in Sankt Georgen, alle zusammen annähernd 50. Einige Scholastiker kamen zum Wintersemester noch neu von Valkenburg nach Frankfurt. Für sie alle verfügte man aber nun über genügend Wohnraum. Die Pläne für einen Neubau wurden so hinfällig. Kleinere Baumaßnahmen wurden jedoch noch durchgeführt. Vom 28. Oktober an waren praktisch alle Zimmer, die sich in dem über der Alumnenskapelle liegenden Stockwerk befanden, als kleine Zelebrationskapellen eingerichtet.

Schon 1937 und dann wieder 1938 gingen die Patres, die sich als Viertjährige auf das Abschlussexamen vorbereiten wollten und sollten, für zweieinhalb Monate nach Sankt Blasien, um dort Ruhe und Platz für ihr Studium zu haben. Dies, so sah man voraus, werde im kommenden Jahr nicht mehr notwendig sein. Dann stehe genügend Platz in Sankt Georgen zur Verfügung, und auch eine intensive Vorbereitung der letzten Prüfungen werde hier möglich sein.

Auf dem Hintergrund der Anregungen, die von der Visitation von P. Augustin Bea ausgegangen waren, traf man in den ersten Monaten des Jahres 1938 und im Blick auf das Wintersemester 1938/39 alle Vorkehrungen für die Einrichtung eines cursus minor und eines cursus maior sowohl für die Scholastiker als auch für die Alumnen. Gleichzeitig sollte die Studien- und Prüfungsordnung den Anforderungen der Konstitution „Deus scientiarum Dominus“ angepasst werden. Die neuen Entwicklungen im Sommer, die einen großen Teil der Scholastiker SJ nach Innsbruck gehen ließen, machten neue Überlegungen zu den geplanten Studienreformen notwendig. Der neue Provinzial der Niederdeutschen Provinz, P. Theodor Wulf, der sein Amt am 31. Juli 1938 angetreten hatte, äußerte in einem Brief an P. General Ledóchowski vom 29. August die Auffassung, es lege sich nahe, dass man sich in Sankt Georgen darauf einrichte, schon bald möglicherweise wieder nur noch Alumnen als Studenten zu haben, aber nicht mehr Scholastiker SJ. Daraufhin habe es auch keinen Sinn mehr, ein Nebeneinander eines cursus maior und eines cursus minor zu organisieren. Jedenfalls empfehle er, dieses Vorhaben einstweilen zu vertagen. P. General Ledóchowski stimmte am 7.

September den Überlegungen des Provinzials zu. Und so kam es im Herbst 1938 nicht dazu, dass der Dogmatikkurs gesplittet wurde.

Wie in jedem Jahr, so gab es auch 1938 eine Reihe von personellen Veränderungen in der Jesuitenkommunität und damit auch im Seminar und in der Hochschule. Am 11. November starb nach jahrelanger und schwerer Magenkrankheit (Magenkrebs) P. Johannes Bapt. Bartholomé, der viele Jahre hindurch die Ämter des Ministers und des Prokurators verwaltet und im übrigen für die Studenten Sprachkurse angeboten hatte.⁴⁸ Im Herbst kam P. Johannes Bapt. Schoemann neu nach Sankt Georgen, um die dogmatische Theologie zu lehren. P. Josef Linder aus Innsbruck las die Exegese des AT. P. Clemens Brockmöller wurde zu Beginn des Sommersemesters Spiritual der Philosophen – für P. Johannes Peter Pohl, der Hausspiritual blieb. Zu Beginn des Wintersemesters übernahm P. Ludwig Kösters die Aufgabe des Spirituals der Scholastiker. Spiritual der Theologen wurde zu Beginn des Wintersemesters P. Conrad Dehne – anstelle von P. Emerich Raitz von Frentz, der aus Krankheitsgründen diese Aufgabe nicht mehr wahrnehmen konnte. P. Wilhelm Hentrich ging Anfang Juni in den Orient, wo er drei Monate hindurch den deutschen Karl-Borromäus-Schwestern Exerzitien gab – in Syrien, in Palaestina, in Ägypten. P. Felix Rüschkamp erregte Unruhe wegen seiner Thesen in der Naturphilosophie. Schließlich wurde er abberufen.⁴⁹

Vier neue Brüder kamen nach Sankt Georgen: Br. Peter Gail und Br. Alfons Sacré (beide am 3. Februar), Br. Heinrich Thissen (am 9. September) Br. Karl Nengelken (am 22. November). Br. Peter Gail allerdings wurde am 19. Mai aus der SJ entlassen. Er konnte sich offenbar nicht in die Kommunität einfügen. Es wurde übrigens immer wieder darauf hingewiesen, dass die Zahl der Brüder in Sankt Georgen zu gering sei. Dies sei freilich auch eine

⁴⁸ Nachrufe auf P. Bartholomé finden sich in den SGB, SS 1938, 12–13, sowie in den MDP, Nr. 109, 323–326.

⁴⁹ P. Felix Rüschkamp erregte das Misstrauen der Oberen und vieler Mitbrüder und anderen wegen seiner Thesen zur Abstammung des Menschen aus dem Tierreich. Die Auseinandersetzungen, die sich daraus ergaben und die schließlich zur Abberufung P. Rüschkamps aus der Hochschule führten, hatten enorme Dimensionen. Sie wurden erbittert geführt. P. Klaus Schatz hat einen größeren Artikel zu den Auseinandersetzungen um P. Felix Rüschkamp angekündigt.

Folge der beengten Wohnverhältnisse. Man hätte gar nicht gewusst, wo man sie hätte unterbringen können. Andererseits seien die Brüder für das häusliche und geistliche Klima in der Kommunität und im ganzen Kolleg sehr wichtig. Weil die Zahl der Brüder noch gering war, war man weiterhin auf etwa zwanzig Diener angewiesen. P. Minister Heinrich Abeler unterließ es nicht, in einem Brief nach Rom die großen Verdienste der Dernbacher Schwestern zu würdigen, die immer wieder den Kranken in Sankt Georgen durch ihre liebevolle Pflege beigestanden haben.

P. Rektor Paul Schütt machte P. General Ledóchowski in Rom in einem Brief vom 18. Juli darauf aufmerksam, dass aufgrund des Konkordats nur diejenigen an deutschen Hochschulen als Lehrer der Theologie dozieren können, die selber ihr Promotionsstudium an einer deutschen Hochschule absolviert haben. Es gebe aber nur wenige Patres, die in Deutschland ihre Aufbaustudien machten, so dass es schwer sein werde, neue Professoren für Sankt Georgen zu gewinnen, die allen Anforderungen genügen. Jetzt seien wieder zwei Patres für eine theologisches Aufbaustudium bestimmt worden, P. Heinrich Bacht und P. Wilhelm Bertrams, und beide sollten sich in Rom auf ihre Aufgaben in Valkenburg vorbereiten. Da es aber eines Tages notwendig werden könnte, dass sie in Sankt Georgen eingesetzt würden, solle man noch einmal überlegen, ob die beiden genannten Patres ihre Doktoratsstudien nicht doch an einer deutschen theologischen Fakultät durchführen sollten.⁵⁰

Nie war es einfach, auch in Sankt Georgen nicht, für die gemeinsame und persönliche Lebenspraxis einen richtigen Weg zwischen Rigorismus und Liberalismus zu finden. Der neue Rektor, P. Paul Schütt, hielt es für richtig, die eine oder andere Grenze wieder etwas enger zu ziehen. Das zeigte sich zum Beispiel bei der Vorbereitung der Subdiakonen- und Diakonenweihe, die am Fest des heiligen Thomas, also am 6. bzw. 7. März, stattfinden sollte. 18 Fratres sollten zu Diakonen oder Subdiakonen geweiht werden. Ein Problem, das in diesem Zusammenhang gelöst werden musste, bestand darin, dass man zunächst meinte, Verwandte als Gäste einladen bzw. zulassen zu müssen. Dies war freilich in Valkenburg und in früheren Zeiten nicht üblich gewesen. Und als man sich schließlich nicht einigen konnte, wie weit der

⁵⁰ ARSI Germ. Inf. 1028, Ex officio 1938.

Kreis der möglichen Gäste reichen könnte, zog man es vor, auf die Zulassung von Gästen, auch aus dem Bereich der Verwandtschaft, ganz zu verzichten. P. Paul Schütt sah es darüberhinaus als Problem an, dass sein Vorgänger den Scholastikern eine Reihe von Annehmlichkeiten erlaubt hatte, die er selbst nun nicht mehr für angemessen halten wollte – so zum Beispiel den zu leichten Zugang zu Radiogeräten. Er wollte nun versuchen, in vorsichtiger, aber doch wirksamer Weise zu den guten Gewohnheiten, die es in der Gesellschaft Jesu gab, zurückzuführen.

Das Jahr 1938 war in Sankt Georgen auch dadurch gekennzeichnet, dass das politische System der Hochschule und ihren Mitgliedern erkennbar bedrohlich zu werden begann. Gleich im Januar 1938 gab es Anlass zu der Befürchtung, dass auf die Sankt Georgener Jesuiten Schwierigkeiten zukommen könnten, die es nahelegten, Vorsorge zu treffen – etwa im Bereich der Bibliothek. Deswegen wurden 12 schwere Kisten mit den wertvollsten Büchern der Handbibliothek von Br. Stephan Bungarten, Br. Franz Xaver Auf der Springe (beide aus Bad Godesberg) und P. Leo Ueding auf einem Lastwagen abtransportiert, zum Teil in ein Versteck im Taunus – es handelte sich um den Speicher eines Pfarrhauses –, zum Teil in ein anderes Versteck im Rheinland. Einige Wochen später mussten die Bücher aus dem Pfarrhaus im Taunus wieder abgeholt und im Turm einer Burg versteckt werden. P. Hermann Deitmer organisierte noch zwei Büchertransporte zum Schloss des Fürsten Löwenstein, anderes ging per Bahn oder Post zu Verwandten der Patres in Aachen, an die Saar, ins Münsterland, in die Pfalz, in die Eifel, ins Sauerland. Dies war der Beginn einer Reihe von Aktivitäten zur Sicherung der Sankt Georgener Bücherbestände.

Der erste Besuch der Gestapo in Sankt Georgen fand im Dezember 1938 statt. Es war am Tag vor Nikolaus. Am Morgen war ein Alumnus, der gerade aus dem Reichsarbeitsdienst heimgekommen war, zitiert worden und nicht wiedergekommen. Nachmittags, zwischen 4 und 5 Uhr, erschien gleich ein ganzer Trupp, dessen Leiter sich als Gestapokommissar vorstellte. Es begann eine Hausdurchsuchung großen Stils, wohl die größte und systematischste, die Sankt Georgen je erlebt hat.⁵¹ Die Vorgeschichte ist diese: Der Alumnus

⁵¹ Ein Bericht über diese Aktion findet sich in PAUL SCHÜTT, Gestapo-Sorgen in St. Georgen, in: SGB, WS 1947/48, 3f.

X hatte im Reichsarbeitsdienst, wohl angeregt durch die politisch sehr bewegten Zeiten, einen Brief geschrieben – sehr harmlos, aber ein wenig das politische Geschehen jener Tage beleuchtend. Staatsgefährliches stand nicht darin. Der Brief blieb beim Abmarsch im Spind liegen, wurde gefunden und für geeignet gehalten, eine Aktion gegen Sankt Georgen zu begründen. Die „staatsgefährliche Gesinnung“, die aus dem Brief sprach, war für die Gestapo natürlich das Produkt der Jesuitenerziehung in dem sonst so harmlosen und unschuldigen, nun von den bösen Jesuiten so verdorbenen Alumnus. Die Gestapo erhoffte sich wohl, bei einer gründlichen Hausdurchsuchung das gewünschte Material zu finden. Drei Gestapoleute bemühten sich allein um das Rektorszimmer. Hektisch wurde bis zum Abend in den Akten studiert, dennoch reichte die Zeit nicht, alles zu lesen. Kurz entschlossen nahm man einige große Aktenbündel im Auto zu weiterem Studium mit. Der Alumnus wurde am Tage vor Weihnachten wieder seiner besorgten Mutter zugesandt – er war ja nur das betrogene Opfer. Und die Jesuiten? Nach Monaten bekamen sie auf mehrfache Anfragen hin ihre Akten zurück. Damit war die Aktion ergebnislos abgeschlossen.

Bei allen zum Teil dramatischen Bewegungen und Ereignissen lief das Leben in der Hochschule und im Seminar weitgehend „normal“. Der eingespielte Jahresablauf kam erneut zum Zuge – die Thomasakademie, das Mariengebete im Park im Mai, das Sommerfest, der Nikolausabend, die 30tägigen Exerzitien, die P. Friedrich Kronseder wieder leitete. Zweimal wurde gegen die Mainzer Seminaristen Fußball gespielt, einmal in Frankfurt – auf dem Oberräder Fußballplatz – und einmal in Mainz. Beide Male gelang es in diesem Jahr den Sankt Georgenern, den Sieg davonzutragen. Vom Sommersemester an traten die Alumnen morgens pflichtgemäß zum Frühsport an. Es wurde weiter eifrig musiziert. Die Choralschola war einigemal im Radio zu hören. Die „Sankt Georgener Blätter“ erschienen allerdings im Sommersemester 1938 vorerst zum letzten Mal.

1939

Im Herbst des Jahres 1939 brach der Zweite Weltkrieg aus, der im Laufe der kommenden Jahre auch in Sankt Georgen die kräftigsten Spuren hinterlassen sollte. Die ersten Monate des Jahres 1939 verliefen noch unter in etwa „normalen“ Bedingungen, bevor dann, als das Wintersemester beginnen sollte, schwerwiegende Eingriffe in die Sankt Georgener Situation erfolgten. Für das Sommersemester 1939 wurde noch ein Vorlesungsverzeichnis herausgebracht, das ausweist, dass der Lehrbetrieb in geregelten Bahnen ablaufen würde, – was ja dann auch der Fall war. Für das Wintersemester aber wurde schon kein Vorlesungsverzeichnis mehr gedruckt. Viele der eingespielten Abläufe waren nun unterbrochen und man musste sehen, wie man von heute auf morgen und behelfsweise über die Runden kam.

In den ersten Monaten 1939 rechnete man noch nicht mit den kriegsbedingten Entwicklungen der späteren Monate. Noch beschäftigten sich P. Rektor Paul Schütt und P. Provinzial Theodor Wulf mit personellen und strukturellen Planungen, die die längerfristigen Perspektiven Sankt Georgens betrafen. Wer sollte auf die Dauer die verschiedenen Fächer in der Hochschule vertreten? In welcher Weise sollten man ihnen eine gediegene Ausbildung zukommen lassen? Man machte sich Gedanken um P. Gerhard Hartmann, der ein Jahr hindurch die Exegese des AT gelesen hatte. Dabei hatte sich gezeigt, dass er seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Auch menschlich galt er als schwierig. Man wurde sich darüber klar, dass er so schnell wie möglich ersetzt werden müsse. Man ließ ihm die Einleitung in die Heilige Schrift und den Unterricht in den alten Sprachen. Im übrigen wurde er auch in Valkenburg tätig. P. Joseph Linder aus der österreichischen Provinz, der die AT-Lehrveranstaltungen nun übergangsweise durchführte, war schon 70 Jahre alt. Man wusste nicht, wie lange er zur Verfügung stehen würde. P. Eugen Bergmann aus der Ostprovinz, der an sich für Sankt Georgen vorgesehen war und soeben seine Examina in der alttestamentlichen Wissenschaft ablegte, wurde unvorhersehbarerweise ans römische Bibelinstitut destiniert und fiel damit für Sankt Georgen aus. Nun hofften alle auf P. Gustav Closen, der aber seine AT-Studien noch nicht abgeschlossen hatte. Für die Fundamentaltheologie liebäugelte man mit P. Heinrich Bacht, der eines Tages P. Ludwig Kösters nachfolgen sollte. Aber er war bisher für Valkenburg

vorgesehen und hatte auch sein Doktorat nicht in Deutschland gemacht. So rechnete man nicht damit, dass man ihn bekommen könnte. Man versuchte darüber hinaus, P. Alois Grillmeier für Sankt Georgen zu gewinnen. Da er – entgegen früheren Plänen – aufgrund seiner gesundheitlichen Situation nicht nach Indien gehen würde, käme er für den geplanten cursus minor im Bereich Dogmatik in Betracht. Ob die Oberdeutsche Provinz P. Alois Grillmeier allerdings schließlich freigeben würde, war einstweilen noch nicht klar. Im übrigen waren die ersten Monate des Jahres 1939 in Sankt Georgen stark durch die Probleme bestimmt, in deren Zentrum P. Felix Rüschkamp stand. P. General Ledóchowski griff im März in die Probleme um P. Rüschkamp ein. Er hatte einen Artikel in den „Stimmen der Zeit“ gelesen, der ihn beunruhigte und schließlich veranlasste einzugreifen.

Wie wichtig es war, sich über die Entwicklungen im personellen Bereich Gedanken zu machen, zeigte sich im Verlauf des Sommersemesters überdeutlich: Am 29. Mai starb nach einer schweren Bronchitis an Herzschwäche



P. Koester

P. Ludwig Kösters, der erste Rektor von Sankt Georgen.⁵² Er hatte wie kein anderer Sankt Georgen geprägt. Mehrere Patres waren gesundheitlich so geschwächt, dass sie ihre Lehrveranstaltungen nur unregelmäßig halten konnten – so z.B. P. Wilhelm Koester, P. Nikolaus Junk. Auch P. Karl Zander, der Subregens im Seminar, hatte gesundheitliche Probleme und konnte seine Arbeit kaum verrichten. P. Karl Prümm kam aus Innsbruck und hielt die fundamentaltheologischen Vorlesungen, nachdem P. Ludwig Kösters gestorben war. Er erkrankte aber dann ebenfalls, so dass schließlich P. Rektor Schütt selbst in die Bresche sprang und die Fundamentaltheologie übernahm. Weil dies aber keine Dauerlösung sein konnte, bemühte man sich, P. Prümm langfristig für Sankt Georgen zu gewinnen. Tatsächlich kam es zu der Entscheidung, dass P. Prümm zum Beginn des Wintersemesters 1939/40 nach Sankt Georgen kommen sollte, um

⁵² Sein bedeutendes Lebenswerk wurde gewürdigt in *Aus der Provinz* (Februar 1939), Nr. 36, 176–177, sodann in den *MDP*, Nr. 109, 332–347, und dann später noch einmal in den *SGB*, Juni 1951, 9–12.

die Fundamentaltheologie zu lesen. Als Gegengabe für P. Prümm bot man Innsbruck P. Gerhard Hartmann an, um dort die Exegese des NT zu übernehmen. P. Leonhard Gilen wurde nach Sankt Georgen destiniert, um als Spiritual der Scholastiker, der Patres und der Brüder zu wirken. Um den gesundheitlich angeschlagenen P. Nikolaus Junk zu entlasten, kam P. Adolf Lillig und wurde Scholastikerminister. Um den gesundheitlich schwächlichen P. Karl Zander zu entlasten, kam zum Beginn des Wintersemesters zusätzlich P. Johannes Bapt. Bicheroux als Subregens für die Philosophen unter den Alumnen. Br. Wellner wurde nach Köln versetzt, um dort dem Provinzprokurator zur Seite zu stehen. Anstelle von P. Felix Rüschkamp las fortan P. Heselhaus die Biologie, P. Nikolaus Junk die organische Kosmologie. Es gab 1939 in Sankt Georgen auch einen neuen Prokurator, P. Wilhelm Schmidt. Übrigens waren die pastoralen Dienste, die von Mitbrüdern aus Sankt Georgen verrichtet wurden – Volksmissionen, Triduen, Vorträge, Exerzitien, Beichtaushilfen –, in diesem Jahre noch einmal zahlreich, – was so in den folgenden Jahren nicht hat aufrechterhalten werden können.

Im Frühjahr 1939, genauer: am 11. März, kam die Gestapo erneut nach Sankt Georgen.⁵³ Sie war auf der Suche nach zwei Alumnen namens Heus und Heun, die sich im Konvikt in Montabaur im inzwischen verbotenen Bund Neudeutschland betätigt hatten. Einige Gestapo-Leute, unter ihnen ein besonders aufdringlicher Herr Thorn, der später noch häufiger in Sankt Georgen auftreten sollte, kamen an einem Samstag Nachmittag kurz nach Tisch. Sie wollten auf dem Sekretariat Akten durchsuchen. Was immer die Gestapo im Sekretariat gefunden hat, – das Ergebnis der Aktion war, dass die beiden Alumnen am nächsten Tag von der Landgendarmarie der Gestapo vorgeführt wurden. Ihr Einsatz im Bund Neudeutschland wurde als Begründung für die Haft angeführt, mit der man sie bestrafte. Sie dauerte mehrere Monate und war hart. Erst einige Monate nach Kriegsbeginn wurden sie freigelassen, damit sie dann Wehrdienst tun konnten.

Als das Sommersemester 1939 begann, betrug die Zahl der Alumnen 125. Man hoffte jedoch auf ein Ansteigen ihrer Zahl zum Beginn des Wintersemesters, weil dann eine Reihe von Alumnen aus dem Reichsarbeitsdienst zu-

⁵³ Bericht darüber in P. SCHÜTT, Gestapo-Sorgen, SGB, WS 1947/48, 3f.; vgl. dazu auch KLAUS SCHATZ, Geschichte des Bistums Limburg, Mainz 1983, 280.

rückkehren würde. Die Zahl der Scholastiker nahm im Lauf des Sommersemesters ein wenig zu. Bereits zum Beginn des Sommersemesters kamen 7 Scholastiker aus dem Interstiz in Bad Godesberg. Zum Wintersemester gingen sie dann nach Valkenburg, um dort ihre theologischen Studien aufzunehmen. Aus Pullach kamen im Laufe des Sommersemesters 20 Scholastiker, um in Sankt Georgen ihr Philosophiestudium abzuschließen und dann im Herbst – so war es vorgesehen – in Sankt Georgen ihr Theologiestudium zu beginnen. Es hatte sich also entgegen den Befürchtungen der vorhergehenden Monate ergeben, dass das Scholastikat in Sankt Georgen weiterbestand und wohl auch auf weiteres bestehen würde. Daraufhin stellte sich auch die Frage nach den Beziehungen zwischen dem Alumnat und dem Scholastikat neu. Auch die Notwendigkeit der Einrichtung eines cursus minor neben einem cursus maior wurde erneut erwogen. Man plante schließlich, einen neuen cursus minor im Herbst 1939 beginnen zu lassen. Die wieder ziemlich große Zahl der Scholastiker machte es notwendig, dass man für ihre Unterbringung auf Zimmer im Neubau zurückgreifen musste. Dabei achtete man aber darauf, dass diese Zimmer in Stockwerken lagen, in denen keine Alumnen wohnten. Denn man wollte die „separatio“ zwischen den Alumnen und den Scholastikern gewährleistet sehen. Da nun weder die aus Pullach gekommenen Scholastiker noch die ehemaligen Präfekten aus Bad Godesberg am Ende des Sommersemesters Prüfungen abzulegen hatten, hatte man sich darum zu kümmern, dass sie gleichwohl fleißig arbeiteten und etwas Sinnvolles taten.

Als dann am 1. September der Krieg begann, kam es auch in Sankt Georgen zu einschneidenden Entwicklungen, und dies sehr rasch. Im Wintersemester 1939/40 waren zunächst 42 Scholastiker und 34 Alumnen in Sankt Georgen, außerdem einige Claretiner. Nachdem aber Anfang Dezember einige zum Militär eingezogen wurden, betrugen die Zahlen: 24 Scholastiker und 15 Alumnen in Sankt Georgen, also noch 39 Studenten insgesamt. 29 Jesuiten waren beim Militär.

Wenige Tage nach Kriegsbeginn, am 3. September, trat die Stadt Frankfurt an Sankt Georgen heran mit der Aufforderung, den Neubau für die Einrichtung eines Städtischen Hilfskrankenhauses freizugeben, – was sogleich geschah. Da die Alumnen noch in den Ferien waren und ihre Sachen zum Teil noch in den Zimmern hatten, musste zuerst einmal der Neubau in aller

Eile geräumt und dann als Krankenhaus eingerichtet werden. Scholastiker, vor allem der später gefallene Fr. Gerhard Groß, und die Brüder schafften es in gemeinsamer Arbeit mit dem Personal aus dem Städtischen Krankenhaus Sachsenhausen. Das Lindenhaus und der Altbau wurden in den Krankenhausbereich nicht einbezogen und blieben also in der vollen Verfügung der Jesuiten und der Alumnen. Auch der oberste Stock des Neubaus konnte von den Alumnen weiter bewohnt werden. Ins Krankenhaus wurden einstweilen Kranke nicht eingeliefert, es stand aber zur Verfügung für den Fall, dass es benötigt werden sollte.

Die Hochschule wurde wenige Tage nach Kriegsbeginn offiziell geschlossen. Die meisten Alumnen gingen darum von Frankfurt weg. Die meisten nicht-Limburger Alumnen, soweit sie nicht gleich eingezogen worden waren, zogen nach Paderborn und Fulda, während die Limburger Alumnen, da die Räumlichkeiten nicht mehr ausreichten, sich aufteilten: die Philosophen fanden im Priesterseminar in Limburg Unterkunft, die Limburger Theologen blieben in Sankt Georgen, wo man ihnen in kleinen Zirkeln, so gut es ging, Unterricht gab. Den verbleibenden Seminaristen und Scholastikern wurde vor allem ein gemeinsamer Dogmatikkurs angeboten. Auf die Fundamentaltheologie wurde einstweilen verzichtet. Deswegen konnte P. Karl Prümm nach Innsbruck zurückkehren. P. Caspar Nink und P. Nikolaus Junk gingen mit nach Limburg, P. Clemens Brockmöller als Spiritual ebenfalls. P. Rektor Paul Schütt wurde zu einem Dienst als Wehrmachtspfarrer im Saarland einberufen. Er wurde von P. Joseph Schröteler vertreten, der aber bald schwer erkrankte. Weihnachten 1939 kam dann die erfreuliche Kunde, dass die Hochschule wieder offiziell aufgemacht werden durfte. Die Philosophen blieben gleichwohl bis zum Ende des Wintersemesters in Limburg. Von Paderborn und Fulda kamen die früheren Alumnen zurück, aber ihre Zahl nahm rasch ab, da die meisten eingezogen wurden.

Als in den ersten Kriegstagen der Neubau für das Hilfskrankenhaus geräumt wurde und für die verbleibenden Jesuiten, Alumnen und Scholastiker Platz benötigt wurde – Wohnraum und Arbeitsraum –, da nahm man die Gelegenheit wahr, noch weitere Bücherbestände wegzuschaffen, nicht zuletzt auch, um sie in Sicherheit zu bringen. So wurden viele Bücher zunächst in einem früheren unterirdischen Brauereikeller, über den die Gemeinde Sankt Wendel verfügte, gelagert, ebenso alle Büchergestelle. Aus diesem Versteck

wurden schon bald 30 schwere Bücherkisten in den Westerwald gefahren, wo sie auf einem Bauernhof unter dem Heu ihr Versteck fanden. Ein weiterer Schub an Büchern wurde beim Spediteur Delliehausen in Frankfurt untergestellt.

1940

Der Zweite Weltkrieg tobte schon seit einigen Monaten, als das Jahr 1940 begann.⁵⁴ Wer seinen Blick in dieser Zeit allein auf Sankt Georgen gerichtet hätte, hätte allerdings eine recht unbewegte Szene wahrgenommen. Das Städtische Hilfskrankenhaus war im größten Teil des Neubaus eingerichtet, aber einstweilen waren Kranke noch nicht eingeliefert worden. Die Zahl der Alumnen, der Scholastiker und der Jesuitenpatres und der Hausdiener, die in Sankt Georgen anwesend waren, war so klein wie nie mehr seit 1926. Die anwesenden Hausbewohner hatten ihre Zimmer im Altbau, im Lindenhaus und im fünften Stock des Neubaus. Weil die Zahl der Anwesenden gering war und viele der üblichen Aktivitäten in Sankt Georgen aufgrund der Ausnahmesituation nicht möglich waren, lag über dem Haus eine gewisse Ruhe, die von den meisten durchaus geschätzt wurde und ein ungestörtes Studieren ermöglichte. Eine von allen in dieser Zeit sehr geschätzte Hilfe lag in der Tätigkeit von P. Leonhard Gilen als Spiritual. Er galt als diskret, klar und liebenswürdig. Die Professoren arbeiteten mit der kleinen Gruppe ihrer Hörer in einfacher und herzlicher Weise zusammen. Nur P. Oswald von Nell-Breuning machte einen erschöpften Eindruck. Er hatte schließlich noch Vorlesungen im Seminar in Aachen zu halten und arbeitete nebenbei in der Kölner Provinzprokur mit.

Die Sankt Georgener Finanzsituation begann 1940 recht schwierig zu werden. Zwar zahlte die Stadt Frankfurt einen gewissen Mietbetrag für das Hilfskrankenhaus. Aber so kam bei weitem dennoch nicht der Geldbetrag zusammen, der früher aufgrund der Pensionskosten, die für die weit größere Zahl der Studenten entrichtet wurden, zur Verfügung stand.

P. Joseph Schröteler, der zum Vize-Rektor von Sankt Georgen ernannt worden war, als im Herbst 1939 P. Paul Schütt als Militärgeistlicher ins Saar-

⁵⁴ Die Quellenlage ist für die Kriegsjahre recht schwierig. Es gibt nur sehr wenige Quellen, die die Ereignisse dieser Jahre unmittelbar bezeugen. Umso mehr ist man auf drei zusammenfassende Berichte über die Kriegsjahre angewiesen: P. PAUL SCHÜTT, Gestapo-Sorgen in St. Georgen, in: SGB, WS 1947/48, 3–4; P. NIKOLAUS JUNK, Zerstörung und Neuaufbau der Hochschule, in: ebd. 5–6; P. JOSEF HOFFMANN, Zerstörung der Philosophisch-theologischen Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt am Main 1936–1945, in: MDP, Nr. 111, 154–158.

land gegangen war, stieß in den ersten Monaten des Jahres 1940 an seine gesundheitlichen Grenzen und dies so sehr, dass P. Provinzial Theodor Wulf sich gezwungen sah, P. Schütt von seinem Dienst zurückzurufen und wieder nach Sankt Georgen zu schicken. Am Fest des Hl. Petrus Canisius, also Ende April, zog er wieder in Sankt Georgen ein. P. Schröteler konnte sich daraufhin zurückziehen und erholen.

Man begann auch 1940 im April ein Hochschul-Sommersemester. Freilich waren die Zahlen der Studierenden jetzt sehr klein: man zählte 26 interne und 2 externe Alumnen sowie 8 Scholastiker. Dazu kamen einige Patres, die ihr viertes theologisches Jahr machten und schon zu Priestern geweiht worden waren, sowie zwei Scholastiker, die ihr Interstiz machten. Viele Sankt Georgen rechtens noch zugehörigen Scholastiker waren an der Front. Im übrigen galt dies auch für die meisten der Jesuitenbrüder. Nur 9, meistens ältere Brüder, waren im Sommer 1940 in Sankt Georgen anwesend.

P. Leo Ueding und P. Nikolaus Junk konnten im Sommer 1940 ihre Habilitationsverfahren abschließen. P. Joseph Loosen, der schon eine ausgezeichnete Doktorarbeit verfasst hatte, stand kurz vor dem Abschluss seiner Habilitation. P. Albert Hartmann und P. Johannes Bapt. Schoemann arbeiteten nach Kräften an ihren Habilitationsarbeiten. Endlich wurde auch für die Exegese des NT ein junger Jesuit nach Sankt Georgen destiniert: P. Ludwig Maurmann. Doch hatte er zuvor noch nach Freiburg zu gehen, um seine Doktorarbeit zu schreiben. Für P. Joseph Linder, der nach Innsbruck zurückkehrte, weil er altersbedingt seine Sankt Georgener Aufgaben im Bereich der alttestamentlichen Exegese nicht weiterführen konnte, hatte man einstweilen keinen Nachfolger. Weiterhin rechnete man mit P. Alois Grillmeier. Er würde dazu verhelfen können, dass nach dem Ende des Krieges endlich eine Aufgliederung in einen cursus minor und einen cursus maior verwirklicht werden könnte.

Zum Wintersemester 1940/41 begannen in Sankt Georgen 28 interne und 3 externe Alumnen und darüber hinaus insgesamt 5 Scholastiker (Fr. Karl Klinkhammer, Fr. Ludwig Alexi, Fr. Orla Tvede Eriksen, Fr. Heribert Kolle und Fr. Friedrich Stein), außerdem Fr. Johannes Bapt. Westerbarkey, der noch Novize war und einige noch unabgeschlossene Studien zu ergänzen hatte. 4 Scholastiker (Fr. Joseph Elbern, Fr. Günter Gockel, Fr. Jakob Kopp und Fr. Bernhard Hauptmann) sowie 5 Alumnen durften für ein halbes Jahr

von der Front zurückkehren, um sich innerhalb ihrer Ausbildungsgänge auf anstehende Prüfungen vorzubereiten. Sie durften dies allerdings nur als Studenten staatlicher Fakultäten tun. Deswegen gingen die Alumnen für dieses halbe Jahr nach Freiburg i.Br. und die Scholastiker nach Münster, wo sie in der Königstraße wohnten.

Br. Julius Kox verließ 1940 Sankt Georgen und seinen schönen Park, um eine Aufgabe in Bonn zu übernehmen. Er sollte aber 1945 wieder zurückkehren. An einem Sonntagnachmittag im Sommer 1940 fegte plötzlich ein starker Sturm durch den Park und knickte viele Bäume im Park um.

Da viele der Sankt Georgener Brüder zum Heer eingezogen worden waren, blieb zuhause an vielen Stellen die Arbeit liegen. Deswegen musste bald nach einem Ausweg aus dieser Situation Ausschau gehalten werden. Man suchte geeignete Hilfskräfte, die wenigstens einen Teil der Arbeit der Brüder in der Zeit ihrer Abwesenheit übernehmen konnte. Nach vielem Suchen gelang es endlich, vier Schwestern aus der „Gesellschaft der Töchter der göttlichen Liebe“ (Wien) nach Sankt Georgen zu bekommen. Anfang Dezember 1940 hielten die Schwestern ihren Einzug. Als Unterkunft wurde ihnen die Baracke zugewiesen. Sie blieben bis April 1942 und nahmen am Leben der Sankt Georgener Hausgemeinschaft teil. Sie teilten in dieser Zeit mit den sonstigen Hausbewohnern die Sorgen und die Arbeiten, Freud und Leid. Sie waren eine wertvolle Hilfe in den außergewöhnlichen Zeiten, die zu bestehen waren.

Ebenfalls im Dezember 1940 kam es zu einer neuen Situation dadurch, dass nun das „Städtische Hilfskrankenhaus Sankt Georgen“ mit den ersten Kranken belegt wurde. Zunächst wurden Lungenkranke eingeliefert. Später kamen andere Kranke hinzu. Ende des Jahres war das Krankenhaus mit ungefähr 100 Kranken belegt. Ihre Zahl sollte noch weiter steigen. Es würde möglich sein, bis zu 200 Kranke aufzunehmen. Die beiden Bereiche – das Krankenhaus auf der einen Seite, die Kommunitäts- und Seminarbereiche auf der anderen Seite – waren sorgfältig gegeneinander abgegrenzt, so dass es zu wechselseitigen Störungen nicht kam. Der Limburger Bischof ernannte P. Leonhard Gilen als Krankenhauseelsorger für das Hilfskrankenhaus. Als der Vertrag mit der Stadt Frankfurt geschlossen worden war, hatte sich Sankt Georgen verpflichtet, die Mahlzeiten in der bestehenden Küche auch für das Krankenhaus zu bereiten. Diese Verpflichtung galt es nun einzuhalten, – was

sich angesichts des Personalstandes als nicht einfach erwies. Einige Brüder und einige Hausdiener standen nämlich nicht mehr zur Verfügung, da sie zum Militär eingezogen worden waren. Als gelernter Koch war nur noch Br. Joseph Brachtendorf da, dem allerdings Br. Heinrich Barkei treu zur Seite stand. Br. Stephan Bungarten sollte noch zur Verstärkung kommen, hatte aber einstweilen noch keine Ausreiseerlaubnis aus Holland erhalten. Br. Franz Xav. Auf der Springe war bereits neu eingetroffen. Er sorgte für den Transport der Speisen und des sonstigen Küchenmaterials zwischen der Küche und dem Krankenhaus. P. Minister Heinrich Abeler wurde P. Gustav Hermens als Prokurator an die Seite gestellt. Er führte alle Verhandlungen mit der Stadt, – was er geschickt tat, so dass es keine Spannungen zwischen der Stadt Frankfurt und dem Kolleg Sankt Georgen gab. So erreichte man schließlich das Ende des Jahres 1940, in dem viele neue Aufgaben zu bewältigen gewesen waren.

Im Laufe des Jahres 1940 – an welchen Tagen, in welchen Wochen jedoch ganz genau, lässt sich aus den Quellen nicht erkennen – war Sankt Georgen einmal in bedrohlicher Weise den Zudringlichkeiten des politischen Systems, das sich der Organe der Gestapo bediente, ausgesetzt. Man weiß nicht, was aus Sankt Georgen geworden wäre, wenn ihr Vorhaben bis zum Ende durchgeführt worden wäre. Der Stein wurde von einer Person oder Gruppe im Bereich einer höheren militärischen Ebene ins Rollen gebracht. Man wollte sich Sankt Georgens bemächtigen, um in seinen Gebäuden eine Schule für Offizierskinder und ein dazugehöriges Internat einzurichten. Alle Bemühungen, sich dieses Zugriffs zu erwehren und Sankt Georgen seiner ursprünglichen Aufgabe zu erhalten, scheiterten. Es scheinen sehr einflußreiche Kreise hinter diesem Plan gestanden zu haben. Man argumentierte mit dem „Reichsleistungsgesetz“, das es dem Militär ermöglichte, Enteignungen vorzunehmen. Schon kamen Handwerker, um die notwendigen Umbauten vorzunehmen. Es war sogar schon ein Direktor für die Schule und das Internat ernannt worden. Er kam eines Tages zusammen mit seiner Frau, um sich das Gelände und die Gebäude und den Fortgang der vorbereitenden Arbeiten anzusehen. Doch kam plötzlich alles ins Stocken. Die Arbeiten wurden unterbrochen. Die Gründe für diese Änderung der Situation waren nicht durchsichtig. Ein längeres Stillschweigen legte sich über das ganze Projekt. Doch dann wurde schließlich mitgeteilt, dass ganze Vorhaben sei abgeblasen wor-

den. Die Hintergründe dieser Vorgänge sind nie ganz deutlich geworden. Es wurde allerdings bisweilen die nicht ganz unbegründete Vermutung geäußert, dass sich die Partei, vor allem der Gauleiter, das Objekt Sankt Georgen nicht entgehen lassen wollte. Es mag sich hier ausgewirkt haben, dass es 1940 beträchtliche Spannungen zwischen dem Militär und der Partei gegeben hat. Vielleicht hat sich hinter den Kulissen ein heftiger Kampf abgespielt, der schließlich mit einem Sieg der Partei endete und konkret zu dem Ergebnis führte, dass Sankt Georgen jedenfalls nicht zu einer Schule und zu einem Internat für Offizierskinder geworden ist und als Kolleg und Hochschule erhalten blieb.

1941

1941 war für Sankt Georgen kein einfaches Jahr. Nur eine kleine Restgruppe von Alumnen, Scholastikern und Patres, außerdem der eine oder andere Hausdiener, schließlich die Schwesternkommunität lebten in den Gebäuden, die nicht anderweitig besetzt waren und benutzt wurden. Soweit es eben möglich war, hielt man den Hochschulbetrieb aufrecht – mit ganz kleinen Gruppen. Das Jahr 1941 war dadurch gekennzeichnet, dass man in Sankt Georgen beständig und ernsthaft damit rechnen musste, dass sich heute diese, morgen jene nationalsozialistische Institution seiner bemächtigen würde. Immer wieder kam man soeben noch einmal heil davon.

Im Neubau, in dem das Städtische Hilfskrankenhaus untergebracht war, nahm die Zahl der Kranken zu. Mitte Januar 1941 zählte man etwa 150 Kranke, die zum größten Teil an Tuberkulose und anderen ansteckenden Krankheiten litten. Bei dieser Zahl blieb es dann für längere Zeit. Ins Haus kam dann auch noch das Pflegepersonal, das zum Teil mitversorgt werden musste. Die Küche, die nach wie vor in der Verantwortung des Kollegs und konkret von Br. Brachtendorf und seinen Mitarbeitern lag, hatte damit einen erheblichen Teil an Arbeit zu bewältigen, zumal da auch eine Diätküche zu führen war.

Am 17. Februar 1941 wurden plötzlich einige Vertreter des Wehrkreis-kommandos in Kassel in Sankt Georgen vorstellig und beschlagnahmten gleich bei dieser Gelegenheit sowohl das Lindenhaus als auch den Altbau vorsorglich, damit in ihnen im Bedarfsfall ein Reservelazarett eingerichtet werden könnte. Auch sie nahmen dabei das „Reichsleistungsgesetz“ in Anspruch. Die beiden Gebäude mussten zwar nicht sogleich geräumt werden, aber dies würde augenblicklich geschehen müssen, wenn der Bedarfsfall einträte. So konnten diese beiden Gebäudebereiche einstweilen von den Jesuiten und den Studenten und Hausdienern weiter bewohnt und genutzt werden. Aber man war längst nicht mehr einfach Herr im eigenen Hause. So flossen die Frühjahrs- und Sommermonate dahin. Ein beträchtlicher Teil der Kräfte war durch die Arbeit für das Städtische Hilfskrankenhaus gebunden.

Eine neue, durchaus bedrohliche Bewegung kam im August 1941 in die Sankt Georgener Szene. Alles fing damit an, dass zu verschiedenen Zeiten eine kleine Gruppe von Hitler-Jungen im Park gesehen wurde, die alles ge-

nau inspizierte. Schon bald sollte sich herausstellen, warum die Jungen dies taten. Am 29. August wurde vom Regierungspräsidenten in Wiesbaden die Beschlagnahme des gesamten Anwesens Sankt Georgen angeordnet. Er beabsichtigte, es der Wiesbadener Führung der Hitler-Jugend zur Verfügung zu stellen, damit sie es im Sinne der von ihr organisierten Kinderlandverschickung nutzen könnte. Es wurde den Jesuiten und den Studenten und den Schwestern und den Angestellten auferlegt, das Gelände bis spätestens Mitte September zu räumen und zu verlassen. Der Einspruch, dass damit mehr als 50 im Felde stehenden Soldaten die Heimat genommen würde, machte nicht den geringsten Eindruck. Tatsächlich sollte das Anwesen Sankt Georgen, wie aus privater Quelle bekannt wurde, gar nicht der Kinderlandverschickung dienen. Das war nur das Aushängeschild. Es sollte der Führungsstab der Hitlerjugend von Wiesbaden nach dem zentraler gelegenen Frankfurt und hier in das geräumige Sankt Georgen verlegt werden. Nachdem alle Einwände der Sankt Georgener Jesuiten gegen die Wiesbadener Pläne nichts fruchteten, blieb nur noch der Hinweis darauf, dass das Lindenhaus und der Altbau ja bereits im Februar vom Wehrkreiskommando Kassel beschlagnahmt worden waren, um hier im Bedarfsfall ein Reservelazarett einzurichten. Wenn das Kasseler Militärkommando auf seiner Beschlagnahme bestehen bliebe und gar bald ein Lazarett einrichtete, dann konnte alles noch einmal gutgehen. Eine Reise zum Generalstabsarzt in Kassel brachte die glückliche Entscheidung: das Militär hielt an seiner Beschlagnahme fest und war gewillt, das Lazarett baldmöglichst einzurichten, wozu es sich auch durch die sehr verlustreichen Kämpfe in Russland gedrängt sah. Es kam also Sankt Georgen erneut zugute, dass das Militär und die Partei oft gegeneinander arbeiteten. Diesmal setzte sich das Militär durch.

Das Ergebnis dieser Bemühungen war eine Verschiebung des schon angeordneten Räumungstermins auf Ende September. Dann war einige Tage wieder nichts zu hören, bis endlich am 17. Oktober der Räumungsbefehl durch den Wiesbadener Regierungspräsidenten zurückgenommen wurde. Aber nun machte das Kasseler Militärkommando von seinen Ankündigungen Gebrauch: in den letzten Oktobertagen musste das Althaus geräumt werden, damit dort ein Lazarett für verwundete und erkrankte Soldaten eingerichtet werden konnte. Das Lindenhaus blieb den Jesuiten und den anderen erhal-

ten. Das Althaus wurde tatsächlich am 1. November vom Militär belegt. Es sollte bis Juli 1942 als Reservelazarett dienen.

Zuvor, in den letzten Oktobertagen, galt es, so viel Mobiliar und so viel Bücher wie möglich wegzuschaffen. Es ging also ans Räumen. Alles, was nicht unbedingt gebraucht wurde, kam in den bombensicheren Keller von Sankt Wendel. Die Bücher der Bibliothek, die zum Teil schon früher, d.h. seit 1938, einem eventuellen Zugriff der Gestapo durch Auslagern entzogen worden waren, wurden aufs neue durchgesehen und dann in alle möglichen Gegenden verschickt. Die Patres, die Scholastiker und die Alumnen wohnten nun im Lindenhaus und im Dachgeschoss des Neubaus, die Brüder im Zwischenbau, die Schwestern in der Baracke. Da nicht mehr für alle genügend Platz vorhanden war, zogen einige Professoren in die Stadt, wo sie in Schwestern- oder in Pfarrhäusern unterkamen. Zwei Professoren betätigten sich als Kapläne in Pfarreien.

Auch für die Kranken im Altbau wurde wieder die Verpflegung von der Kollegsküche übernommen, die in diesen Wochen und Monaten auf Hochtouren zu arbeiten hatte. Zum Glück brachten die Entlassungen vom Militär wieder genügend Brüder ins Haus, so dass die Arbeit geleistet werden konnte. Zur Erweiterung der Gemüseanbauflächen im Sankt Georgener Park wurde der Sportplatz, der sich in der südöstlichen Ecke des Geländes befand, umgegraben. Man war froh, auf die eigenen Erträge zur Deckung des großen Gemüse- und Kartoffelbedarfs zurückgreifen zu können.

Die Hochschulaktivitäten liefen in äußerst begrenztem Rahmen weiter. Alle Kräfte waren darauf ausgerichtet, dazu beizutragen, dass „der Betrieb“ im Altbau und im Neubau einigermaßen geordnet lief. Die Situation machte es notwendig, dass alle sehr beweglich waren und sich einsetzen ließen, wo es notwendig erschien.

Das Jahr 1941 ging nicht zuende, ohne dass es noch einmal zu einem „Besuch“ der Gestapo in Sankt Georgen kam. Im Dezember erschienen eines Tages drei Mann von der Gestapo und stellten eine Untersuchung bei einigen Alumnen an. Einer hatte trotz entgegenstehender Bedenken die Predigten des Münsteraner Bischofs von Galen vervielfältigt und verbreitet. Nun wurden er und noch ein anderer, der aber mit dieser Sache nichts zu tun hatte, mitgenommen. Der zweite wurde bald wieder entlassen, musste sich aber sofort zum Wehrdienst melden. Der erste wurde für längere Zeit festgehal-

ten. Seinetwegen bekam Sankt Georgen in der Folgezeit noch manche Unannehmlichkeiten zu spüren.

Am 30. Juni 1941 bereits war in Dortmund P. Ferdinand Ehrenborg gestorben, der an verschiedenen Orten als Oberer und als Spiritual tätig gewesen war und der 1932 bis 1935 in Sankt Georgen als Spiritual gewirkt hatte. Und am 16. Oktober starb bei Moskau Fr. Gerhard Gross aufgrund einer schweren Lungenverletzung. 1938 bis 1939 hatte er in Sankt Georgen für die Alumnen Griechisch- und Hebräischunterricht gegeben.

1942

Ein Großteil der zum Militär eingezogenen Jesuiten kehrte frühzeitig in die Heimat zurück, nachdem Adolf Hitler – im Oktober 1941 – ihre Entlassung angeordnet hatte. Und so kamen Ende 1941 und vor allem im Frühjahr 1942 eine Reihe von Patres und Fratres und mehrere Brüder von der Kriegsfrente nach Sankt Georgen zurück. Die Patres nahmen ihre Arbeit in Kolleg und Hochschule wieder auf, die Brüder in ihrer Weise ebenfalls. Die Scholastiker versuchten, wieder ins Studieren zurückzufinden. Zum Sommersemester 1942 war die Zahl der Alumnen und vor allem der Scholastiker wieder deutlich höher als im vorhergehenden Jahr. Der Hochschulbetrieb konnte sich daraufhin ein wenig erholen. Weil die Brüder anfallende Arbeiten wieder weitgehend erledigen konnten, konnte man es verschmerzen, dass die vier Ordensschwester am 1. April nach Österreich zurückkehrten.

Eine erkennbare Veränderung ergab sich in Sankt Georgen, als das Althaus im Juli vom Militär geräumt und zurückgelassen wurde, da alle Lazarette wegen der größer werdenden Fliegergefahr aus der Stadt heraus verlagert wurden. Es diente fortan als Katastrophenkrankenhaus, d.h. es blieb als Krankenhaus eingerichtet und sollte im Falle einer plötzlichen Katastrophe zur Verfügung stehen. Somit konnte der Altbau einstweilen auch weiter vom Kolleg nicht genutzt werden.

Angesichts der wieder größer gewordenen Zahl der Jesuiten war der zur Verfügung stehende Wohnraum im Lindenhause und im 5. Stock des Neubaus nun wieder recht knapp und eng. Das hatte zur Folge, dass man sich entschied, die Scholastiker, die im Herbst 1942 aus der Ostprovinz nach Frankfurt zum Studium kamen, andernorts unterzubringen: sie fanden zum Beginn des Wintersemesters zusammen mit P. Josef Maria Schmutte im Ofenbacher Theresienheim in der Wasserhofstraße 65 (heute Berlinerstraße) Unterkunft, weil dort einige Gebäudeteile freistanden, nachdem das Kinderheim staatlicherseits aufgelöst worden war. Die Scholastiker bezogen die Räume in der oberen Etage, die Schwestern teilten sich die Räume im Erdgeschoss. Die Möbel wurden aus Sankt Georgen mitgebracht. Die Scholastiker wurden von den Karmelitinnen fürsorglich betreut. Diese umgekehrt waren immer zur Stelle, wenn Arbeiten zu verrichten waren. Die Ostprovinz-Scholastiker blieben im Theresienheim bis zu dessen weitgehender Zerstö-

rung im März 1944. Bis November 1942 wohnten in Offenbach die Fratres Bernhard Mertz, Rudolf Nikl, Heinrich Friedrich, Alfred Malcherek, Gerhard Malik, Robert Manitius, Karl Heinrich Brungs, Werner Bulst, Felix Mellentin und Otto Ogiermann. Danach wohnten dort noch Karl Heinrich Brungs, Alfred Malcherek, Franz Nitsche, Antonius Kuska, Bernhard Hauptmann und Heinrich Stenzel.

Wohl im Oktober 1942 wurde durch eine Indiskretion bekannt, dass Berliner Behörden die von der Front zurückgekehrten Jesuiten wieder einzuziehen gedachten – nicht wieder zum Militär, wohl aber zu Arbeitseinsätzen im Rahmen der „Organisation Todt“. Dem wollte man seitens des Ordens zuvorkommen, auch in Sankt Georgen. Die Sankt Georgener Brüder konnten guten Gewissens als Mitarbeiter des Städtischen Hilfskrankenhauses ausgegeben werden. Als solche galten sie als unabhkömmlich, und so konnten sie zuhause bleiben. Nur einer, Br. Gottfried Kohnen, wurde dienstverpflichtet und musste bis Ende des Krieges bei einem Schreiner in Oberrad arbeiten. P. Provinzial Wilhelm Flosdorf versuchte, auch für die Sankt Georgener Scholastiker eine Lösung zu finden, die es ihnen ersparen würde, erneut eingezogen zu werden. Nach Beratung mit den Provinzkonsultoren entschied er, dass die Fratres so rasch wie möglich zu Priestern geweiht werden sollten. Danach könnten sie Pfarreien zur Mitarbeit in der Seelsorge zugewiesen werden. Und so würden auch sie für andere Arbeitseinsätze nicht zur Verfügung stehen. Bischof Albert Stohr weihte daraufhin am 9. November 1942 in Mainz hinter verschlossenen Türen vorzeitig mehr als 20 Scholastiker. Bischof Stohr nahm die Weihe vor, weil er zum einen den Jesuiten entgegenkommen wollte, zum anderen aber auch damit rechnete, dass einige der Neugeweihten in Pfarreien des Bistums Mainz eingesetzt werden könnten, – was dann ja auch geschah. Freilich wurden auch Pfarreien des Bistums Limburg bedient, ebenso wie das Bistum Berlin, in das alle aus der Ostprovinz stammenden Neupriester geschickt wurden. Letztere hatten zunächst noch mit den Schwestern aus dem Theresienheim und vielen Gläubigen aus der Gemeinde Sankt Peter ihre Primizmesse gefeiert. Zu den am 9. November 1942 vorzeitig geweihten jungen Jesuiten gehörten Franz Biesenbach, Joseph Booke, Werner Bulst (Ostprovinz, Germania Orientalis = GO), Hubert Drees, Karl Erlinghagen, Heinrich Friedrich (GO), Franz Erich Hähn, Joseph Haspecker, Peter Knein, Johannes Lewald, Gerhard Malik (GO), Robert Mani-

tius (GO), Felix Mellentin (GO), Georg Mühlenbrock, Otto Ogiermann (GO), Ewald Plümer, Wilhelm Pott, Rainer Rendenbach, Ulrich Schaefer, Theodor Schlingermann, Wilhelm Schunk, Eduard Syndicus, Otto Syré, Heinrich Waldniel. Schon bald nach der Weihe wurden diese Neupriester als Kapläne eingesetzt. Von ihren Stellen aus kamen sie weiterhin regelmäßig nach Sankt Georgen, um die eine oder andere Vorlesung zu besuchen und so – unter nicht gerade üblichen Bedingungen – ihr Studium fortzusetzen.

Was bisher aus dem Jahre 1942 mitgeteilt wurde, könnte den Eindruck erwecken, dieses Jahr sei einigermaßen ruhig verlaufen. Aber dies war nicht der Fall. Über das ganze Jahr hin drangsalierte die Gestapo Sankt Georgen. Die erste Attacke fand an einem Tag im März 1942 statt. Gegen 15.00 Uhr kamen etwa 30 Angehörige der Gestapo auf das Gelände und durchsuchten sechs Stunden lang die Zimmer im Lindenhaus, die Bibliothek etc. Zur Leibesvisitation mussten alle ihre Talare ausziehen und die Taschen nach außen wenden. Danach wurden sie ins Esszimmer geschickt, wo sie das Ende der Untersuchung abwarten sollten. Nur einige hatten als Führer oder als Zeugen mitzugehen. Man wollte sehen, ob jemand von den Jesuiten oder von den Alumnen den damals berühmten Brief des Obersten der Luftwaffe Werner Mölders besaß. Werner Mölders war als angesehener Luftwaffenpilot 1941 abgestürzt und so tödlich verunglückt. Man hatte ihn als Katholiken gekannt. Nun war nach seinem Tod ein Brief in Umlauf gekommen, der angeblich noch von ihm an einen Geistlichen geschrieben worden war und in dem er ausgedrückt hatte, er werde, wenn es von ihm verlangt werde, den Tod auf sich nehmen, „im alten Glauben, gestärkt durch die Sakramente der Kirche und in der Hoffnung, in Gott einen gnädigen Richter zu finden.“⁵⁵ Wenn nun bei jemandem eine Kopie des Mölders-Briefs gefunden wurde, musste er mit einer harten Bestrafung rechnen; denn der Besitz des Mölders-Briefs wurde als Hinweis auf eine distanzierte Haltung dem Hitler-Regime gegenüber verstanden. Die Hausdurchsuchung in Sankt Georgen brachte nichts Nennenswertes zutage. Harmlose Kleinigkeiten wie z.B. das Pro-

⁵⁵ Zu den Fragen der Echtheit des Mölders-Briefs vgl. H. WITETSCHKE, Der gefälschte und der echte Mölders-Brief, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 16 (1968) 60–65. Außerdem KLAUS SCHATZ, Geschichte des Bistums Limburg, Mainz 1983, S. 437, Anm. 111.

gramm einer Thomasakademie, wurden mitgenommen. Manche Zimmer wurden zwei- oder dreimal untersucht, da sich die Leute allmählich nicht mehr auskannten und ihnen die Geschichte über den Kopf wuchs.

Eine weitere Gestapo-Attacke setzte im Sommer 1942 ein. P. Rektor Paul Schütt hatte die Scholastiker im Sommer nach Alme (bei Büren in Westfalen) zum Haus Tinne und zum Gut Almerfelde zur Erntehilfe geschickt. Dort hatten sie fleißig geholfen, die Ernte einzubringen. Nebenbei hatten sie sich dort gut erholt. Aber auch hier waren die Jesuiten vor der Gestapo nicht sicher. Die Beamten der Gestapo stellten in Alme Nachforschungen an und führten Verhöre durch. Sie spielten dabei zunächst mit verdeckten Karten. Sie erkundigten sich ganz unauffällig über die jungen Leute, die bei der Ernte mithalfen. Man müsse sich kundig machen wegen der Gefahr des Flecktyphus, da sich ausländische Arbeiter in der Nähe aufgehalten hätten. Dann, als schon ein großes Aktenbündel mit Vernehmungen vollgeschrieben war, sprachen die Gestapo-Beamten in Sankt Georgen vor. Die Nachforschungen über die geheimen Absichten und verborgenen Untaten der in Alme eingesetzten Scholastiker zogen sich beinahe noch ein ganzes Jahr hin. P. Rektor Schütt wurde noch ein halbdutzendmal in dieser Sache zur Gestapo zitiert. Doch ließ sich dann für die Gestapo aus der ganzen Angelegenheit keine große Sache machen. Sie endete schließlich mit einer Verwarnung für P. Rektor Schütt, dass er ohne Erlaubnis der HJ-Führung „seine Schule“ geschlossen in die Erntehilfe geschickt habe. Ohne entsprechende Genehmigungen dürfe er in Zukunft die jungen Leute zu Ernteeinsätzen nicht wegschicken. Außerdem hätten diese den an sich guten Ernteeinsatz für die Propaganda für die Kirche missbraucht. Sie hätten fromme und frohe Lieder gesungen. So ist diese Angelegenheit noch einmal glimpflich ausgegangen.

Der Höhepunkt der von der Gestapo ausgehenden Belästigungen stellte sich so dar: Im Dezember des Vorjahres waren – wie schon berichtet – zwei Alumnen verhaftet worden. Der eine, der offensichtlich ganz unschuldig war, war bald wieder aus dem Frankfurter Polizeigefängnis entlassen worden. Der andere, der gegen den Willen der Sankt Georgener Hausleitung die Galen-Predigten verbreitet hatte, musste lange im Gefängnis ausharren. Man setzte ihn dort einer schlimmen seelischen Quälerei aus. Man wollte aus ihm etwas Belastendes gegen die Leitung des Hauses – wahr oder unwahr – herausbekommen, um dann endlich zu einem empfindlichen Schlag ausholen zu kön-

nen. Der inhaftierte Alumnus wurde schließlich schwach und zeigte sich willfährig. Er setzte zwei Mitalumnen und den Spiritual, P. Conrad Dehne, Verdächtigungen aus, die von der Gestapo aufgegriffen wurden.

So wurden P. Dehne und die beiden Alumnus Kurt Mathias von Leers und Meinolf von Mallinckrodt zu Opfern dieser Gestapo-Attacke. Alle drei kamen nach langen, im Sommer 1942 unter der Leitung von dem Anführer Thorn begonnenen Verhören durch die Gestapo, aber ohne gerechtes Gerichtsverfahren, ohne die Möglichkeit einer Verteidigung, ins Konzentrationslager Dachau.

Wiederum war es die Hoffnung der Gestapo gewesen, Belastendes gegen die Leitung des Hauses aus diesen armen Opfern zu erpressen. In dieser Hoffnung aber sahen sie sich getäuscht. Alle blieben fest. Kurt Mathias von Leers ist für diese Standhaftigkeit in den Tod gegangen. Der Spiritual P. Conrad Dehne hatte zunächst ein Verhör von einem Tage zu überstehen. Einige Monate später erfolgte die Verhaftung und der Abtransport nach Dachau.

Im Sommer war Kurt Mathias von Leers verhört, danach zuerst auf freien Fuß gelassen, aber im Dezember 1942 doch geholt und schließlich nach Dachau geschickt worden. Kurt Mathias von Leers, der 1928 in Mecklenburg zur katholischen Kirche konvertiert war, zog sich im Konzentrationslager eine schwere Tuberkulose zu und wurde deshalb im Herbst 1943 entlassen. Am 3. August 1945 starb er fromm im Herrn in Todtmoos im Schwarzwald.⁵⁶

Die Festnahme des Meinolf von Mallinckrodt stieß auf Schwierigkeiten, da er damals noch beim Militär war. Zunächst musste man seiner Anschrift habhaft werden. Dazu diente eine erneute, sehr gründliche Hausdurchsuchung in Sankt Georgen sowie eine monatelange, genaue Überwachung der ein- und ausgehenden Post. Als die Gestapo schließlich seine Anschrift ermittelt hatte, stand sie vor dem Problem, ihn aus der militärischen Gerichtsbarkeit in die eigene zu überführen. Sie wandten einen Trick an: man erklärte ihn kurzerhand zu einem Mitglied des Jesuitenordens. Man hoffte, dass er aufgrund der daraus folgenden „Überstellung in die Heimat“ aus dem Heeresdienst entlas-

⁵⁶ Zu Kurt von Leers vgl. auch HELMUT MOLL, Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts, Paderborn: Schöningh 1999, 263f.

sen und dann in die Fänge der Gestapo gelangen würde. Aber so leichtes Spiel sollten sie damit nicht haben. Meinulf von Mallinckrodt konnte seinen militärischen Vorgesetzten hinreichend beweisen, dass er kein Jesuit war. Trotz dieses Fehlschlags ließ die Gestapo nicht nach, ihr Opfer in ihre Hände zu bekommen. Nach langen Bemühungen ist es ihr schließlich gelungen. Meinulf von Mallinckrodt wurde vom Militär entlassen. In seinem elterlichen Hause haben sie ihn dann festgenommen und über Frankfurt nach Dachau gebracht. P. Conrad Dehne und Meinulf von Mallinckrodt sind – wenn auch nach schweren Leiden – am Ende des Krieges beim Einmarsch der Amerikaner heil dem Konzentrationslager entronnen.

Nicht immer hatten die Gestapo-Attacken so schwerwiegende Folgen. Doch setzte sie ihre Belästigungen fort. Dabei versuchte sie immer wieder, aus den harmlosesten Anlässen einen Angriff zu machen. So musste P. Rektor Paul Schütt einmal erscheinen und wegen einer angeblichen verbotenen Versammlung von italienischen Arbeitern in Sankt Georgen Rede und Antwort stehen. Es wird sich wohl hier um die kleineren Gruppen von Italienern gehandelt haben, die ihre kranken Landsleute im Krankenhaus besuchten.

Ein kräftiger Schrecken durchfuhr die in Sankt Georgen Anwesenden, als in der Nacht vom 24. zum 25. August 1942 eine Minenbombe südlich des Parks, gleich jenseits des Goldbergweges, einschlug. Die Druckwellen waren so wuchtig, dass fast alle Fenster auf der Südseite der drei Gebäude, etwa 300, zu Bruch gingen. Überall lagen die Scherben. Im Rückblick erscheint diese Bombendetonation als Vorspiel zu den Zerstörungen der Gebäude in den folgenden Jahren.

1942 war es klar, dass man die noch in Sankt Georgen vorhandenen Bücherbestände bald in Sicherheit bringen müsse. P. Wilhelm Koester wurde tätig. Er kümmerte sich vor allem um den Katalog. Er brachte mehrere Koffer mit Katalogzetteln nach Königstein, andere Teile des Katalogs wurden in Frankfurter Verstecks untergebracht. Mehrfach kamen Gestapoleute, um die Bibliothek zu sehen. Abgesehen davon, dass sie die abtransportierten Bücher nicht mehr zu Gesicht bekommen konnten, war es leicht, ihnen die wirklichen Verhältnisse der Bibliothek verborgen zu halten. So trug man damals noch einmal rechtzeitig dazu bei, dass die Sankt Georgener Bibliothek erhalten geblieben ist.

Wenn man von den vielen sich aus der politischen Situation ergebenden und auch Sankt Georgen berührenden Ereignissen absieht, gab es auch das einigermaßen „Normale“: man kam zu den Mahlzeiten und zu den Gottesdiensten zusammen, man sorgte für einen Fortgang der Lehrveranstaltungen und kümmerte sich um die Versorgung des Hilfskrankenhauses durch die Kollegsküche. Man sorgte für die Gärtnerei und den Park. Man war zufrieden, wenn man gesund war. Man setzte sich für die Kranken ein. Zwei Mitglieder der Kommunität starben 1942. Am 7. März, dem Fest des Hl. Thomas von Aquin, starb P. Bernhard Jansen im Krankenhaus in Hochheim am Main. Er war als Philosophiegeschichtler tätig gewesen und hatte vorwiegend in Valkenburg gewirkt. Am 22. Juni starb Br. Friedrich Hannappel, der erst kurz zuvor von Bonn nach Frankfurt gekommen war. Sogar die Exerzitiendarbeit wurde fortgesetzt. Im September gab P. Friedrich Kronseder aus München in Sankt Georgen mehrere Kurse.

1943

Das Jahr 1943 verlief bis zum Oktober ohne größere Zwischenfälle. Im Neubau lief der Krankenhausbetrieb, der Altbau war nach wie vor beschlagnahmt, freilich nicht belegt, weil er im Falle einer Katastrophe als Zuflucht zur Verfügung stehen sollte. Die Jesuitenscholastiker, sofern sie nicht im Offenbacher Theresienheim wohnten, hatten ihre Zimmer im Lindenhaus und im fünften Stock des Neubaus. Die Brüder und die Patres wohnten ebenfalls mehrheitlich im Lindenhaus. Man führte den Hochschulbetrieb fort, auch das Leben der Kommunität ließ sich in etwa in normalen Formen aufrechterhalten. Große Trauer kam auf, als sich die Nachricht verbreitete, dass am 2. September in Kassel P. Gustav Engelbert Closen, auf den man so viele Hoffnungen gesetzt hatte, – 43jährig – an Multipler Sklerose gestorben war.⁵⁷

Das Krieg war, machte sich laut bemerkbar, wenn Militärflugzeuge über die Stadt flogen. Die Fliegeralarme waren allmählich gefährlicher geworden, aber zu einem eigentlichen Großangriff kam es erst in der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober 1943.

Auch Sankt Georgen wurde bei diesem Angriff stark in Mitleidenschaft gezogen. Schon vormittags hatten einige Flugzeuge im Norden der Stadt Bomben geworfen. Keiner ahnte etwas Besonderes, als abends gegen 21.00 Uhr die Alarmsirenen ertönten und alle, wie gewöhnlich, in den sicheren Keller gingen. Aber kaum hatten sie den Keller erreicht, da prasselte auch schon der Bombenhagel auf die Stadt und auch auf Sankt Georgen hernieder. Einige Scholastiker, die im fünften Stock des Neubaus wohnten, waren nicht mehr bis zum Keller des Lindenhauses gelangt und mussten den ganzen Angriff vor der Kapelle im Gang erleben. Als der Angriff nachließ, machte man einen Rundgang durch das Haus und den Park: man sah Brände im Pförtnerhaus, im Lindenhaus, im Neubau und in der Baracke. Da die Wasserleitung getroffen war und Wasser nur sehr spärlich floss, konnten die Löscharbeiten sich nicht recht entfalten. Dennoch gelang es, im Neubau das Feuer zum Stehen zu bringen. Das Wasser wurde in Eimern nach oben geschleppt, wobei sich auch Kranke und Krankenschwestern beteiligten. Allerdings

⁵⁷ Ein kurzer Nachruf findet sich in den SGB, SS 1948, 5.

konnte die Hälfte des Dachstuhles nicht mehr gerettet werden, und einige Zimmer im vierten Stockwerk waren ausgebrannt.

Von der Baracke war nichts mehr zu retten, ebenso von den oberen Räumen des Lindenhauses. Dort konnte noch das Erdgeschoss geräumt werden, aber es brannte in den nächsten Tagen wegen Wassermangels ebenfalls völlig aus.

Im Pförtnerhaus war erst ein kleiner Dachbrand gelöscht worden, aber später entwickelte sich an einer anderen Stelle ein neuer Brandherd, dem das ganze Obergeschoss zum Opfer fiel.

Wie sich nachher herausstellte, war auch im Althaus eine Phosphorbombe in ein Zimmer gefallen. Sie konnte aber wegen Mangels an Luft nicht explodieren und wurde von den Wachleuten, die sich dort befanden, unschädlich gemacht. Einige Scholastiker zählten die gefallenen Bomben und stellten fest, dass etwa 340 Stabbrandbomben, 48 Phosphorbomben, 8 Sprengbomben und 2 Minenbomben auf das Sankt Georgener Gelände gefallen waren. Eine Minenbombe hatte den Hühnerstall völlig dem Erdboden gleichgemacht. Zwei Sprengbomben waren auf dem Weg hinter dem Neubau eingeschlagen und hatten dem Neubau, in dem das Krankenhaus untergebracht war, so große Schäden zugefügt, dass die Kranken dort nicht bleiben konnten und sofort aus dem Hause gebracht werden mussten. Es wurde als ein Wunder angesehen, dass in der Bombennacht vom 4. auf den 5. Oktober Menschenleben nicht zu beklagen waren, – war umso erstaunlicher war, als die Kranken einerseits und einige Scholastiker andererseits sich nicht in den geschützten Teilen des Kellers aufgehalten hatten.

Verhandlungen mit der Stadt und dem Städtischen Krankenhaus ergaben rasch die Erlaubnis, die oberen Räume des Altbaus und die Zimmer über der Kapelle benutzen zu dürfen. So hatten am Abend des 5. Oktober doch die meisten Patres, Scholastiker und Alumnen wieder ein Dach über dem Kopf und jeder ein, wenn auch luftiges Zimmer. Einige der Professoren mussten sich freilich in der Stadt wieder eine Unterkunft suchen.

Trotz aller Zerstörungen und trotz aller baulichen Engpässe konnte das Hochschul-Wintersemester in Sankt Georgen nach einigen Wochen doch noch, wenngleich überaus notdürftig, fortgesetzt werden. Was an Büchern noch in Sankt Georgen geblieben war, war durch den Bombenangriff des 4. Oktober weitgehend vernichtet worden, darunter die Bücher der Scholastiker

im fünften Stock sowie die Handbibliotheken von P. Joseph Schröteler und einigen anderen.⁵⁸

Bei demselben Bombenangriff Anfang Oktober wurden auch große Teile des Offenbacher Theresienheims zerstört oder wenigstens beschädigt. Die Kapelle und das Schwesternhaus konnten durch den Einsatz der Scholastiker gelöscht und so gerettet werden. Die eingetretenen Zerstörungen wurden von den Scholastikern notdürftig behoben und ein ständiger Feuerwehr-Nachtdienst wurde organisiert. Noch über Wochen galt es, Trümmer zu entfernen und Reparaturarbeiten durchzuführen.⁵⁹

Danach wurde Frankfurt wenigstens alle vier Wochen aus der Luft angegriffen. Sankt Georgen wurde dabei jedesmal mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen. Nach dem Großangriff im Oktober beachtete man aber solche „Kleinigkeiten“ fast schon gar nicht mehr. Am 20. Dezember 1943 brannte ein kleiner Holzschuppen neben dem Gewächshaus ab und da er bald gelöscht war, zog die Sankt Georgener Löschgruppe in die Nachbarschaft, um dort zu helfen, so dass sich Sankt Georgens Ruf von Tag zu Tag besserte. Nur langsam gingen die Reparaturarbeiten im Neubau voran.

Am 10. November 1943 wurde Kaplan Hans Prassek in Hamburg hingerichtet. Anfang der 30er Jahre hatte er in Sankt Georgen studiert. Von 1939 an war er in Lübeck an der Herz-Jesu-Kirche Kaplan. In dieser Zeit lebte er in offenem Widerstand gegen den Nationalsozialismus. 1942 war er verhaftet worden. Nach einer mehr als einjährigen Untersuchungshaft wurde ihm schließlich wegen seiner „Volksfeindlichkeit“ der Prozess gemacht. Er wurde

⁵⁸ Peter Leinekugel, der damals als Jesuitenbruder zusammen mit Br. Wilhelm Schnecking und Br. Emil Schülter für den Park und die Gärtnerei sorgte, konnte kürzlich noch berichten, dass bei dem Bombenabwurf Anfang Oktober auch das Glas in den Glaskästenanlagen der östlich des Pfortenhauses liegenden Gärtnerei zerstört wurde. Dasselbe war in den Gärtnereien südlich des Goldbergwegs der Fall. Die dortigen Großgärtnereien bekamen, weil sie als kriegswichtige Betriebe eingestuft waren, genügend Reserveglas zur Verfügung gestellt. Es gelang, Br. Schülter und Br. Leinekugel eine Zeitarbeitsbeschäftigung bei einer der Großgärtnereien zu verschaffen. Morgens und nachmittags arbeiteten sie dort mit. Zur Belohnung erhielten sie kein Geld, sondern neues Glas und neue Holzrahmen, die sie dann am Abend in der Sankt Georgener Gärtnerei einsetzten.

⁵⁹ Genauere Informationen dazu finden sich in der Hauschronik des Theresien-Kinder- und Jugendheims in Offenbach.

zum Tode verurteilt und schließlich hingerichtet.⁶⁰ Aus dem Gefängnis hatte er am 13. 12. 1942 an seinen Bischof geschrieben: „Dieses Warten geschieht nicht in der Haltung einer großen Ungeduld, sondern in dem ganz sicheren und frohmachenden Bewusstsein, dass Gott auch hier mein Leben in liebenden und sorgenden Händen trägt. ... Es ist, glaube ich, kein Hochmut, wenn ich meine, dass ich seelisch hohe Zeiten erlebe, wie ich sie in meinem bisherigen Leben wohl nur während jener beiden seligen Jahre in St. Georgen, jener Zeit der ersten Liebe, gefunden habe. Manche von den Quellen, die damals am Fließen und dann im Laufe der Jahre ganz unbemerkt versiegt waren, beginnen hier ganz allmählich wieder aufzubrechen.“⁶¹

⁶⁰ Nachruf auf Hans Prassek von WERNER SCHLEPPER in: Sankt Georgen 1926–1976, 108; vgl. auch ELSE PELKE, Der Lübecker Christenprozeß 1943, Mainz: Grünewald 1974 (Topos TB 36), hier: 109f. – Eine Liste aller früheren Sankt Georgener, die in der Kriegszeit ihr Leben lassen mussten, findet sich in SGB, WS 1947/48, 7–8, sowie in SGB, WS 1948/49, 11.

⁶¹ Vgl. ELSE PELKE, Der Lübecker Christenprozeß 1943, Mainz 1974, 110.

1944

Das Jahr 1944 war nach den vielen kleinen oder großen Angriffen auf das Haus das Jahr der entscheidenden Zerstörung der Gebäude und damit der Beendigung der Hochschul- und sonstigen Aktivitäten. Der entscheidende Bombenangriff fand am 18./19. März 1944 statt.

In den Wochen vor und nach diesem Bombenangriff gab es einige wichtige personelle Veränderungen in der Jesuitenkommunität. Am 14. Januar wurde P. Nikolaus Junk als Vize-Rektor eingesetzt. So konnte er den bisherigen Rektor P. Paul Schütt, der sehr erschöpft war, entlasten. Der Visitor P. Joseph Beck, der Provinzial von Österreich, ernannte ihn auf Geheiß der römischen Ordensleitung am 13. Mai formell zum Rektor von Sankt Georgen. P. Nikolaus Junk kannte Sankt Georgen seit langem und war dem Haus sehr verbunden. Er sollte dann als Rektor die schwierigsten Aufgaben wahrzunehmen haben, da es darum ging, aus den Trümmern, die als deprimierendes Ergebnis des großen Bombardements vom März 1944 übriggeblieben waren, etwas Neues zu formen und gleichzeitig, ja zunächst einmal rasche Übergangslösungen zu finden und zu realisieren.

Eine wiederholt auftretende Krankheit zwang P. Minister Maximilian Klein im Februar, das Krankenhaus aufzusuchen. Schließlich erwies sich als notwendig, P. Maximilian Klein von seinem Amt zu entbinden. Er wurde abgelöst durch P. Paul Best.

Mit der Katastrophe des Bombenangriffs vom März 1944 hatte seit langem niemand gerechnet. Die letzten Bomben waren im Januar gefallen. Ein Bombenteppich war am hellen Tage über dem Westteil des Parkes niedergefallen. Ein großes Stück der Mauer war dabei umgefallen, und mehrere große Bombentrichter blieben im Garten zurück. Doch danach war es einigermaßen ruhig gewesen. Die Stadt Frankfurt war darauf bedacht, ihr Krankenhaus, das im Oktober des Vorjahres schwer beschädigt worden war, so dass es keine Kranken mehr aufnehmen konnte, so rasch wie möglich wiederherzustellen, damit es wieder in Betrieb genommen werden könne. Die Arbeiter hatten versucht, die notwendigen Reparaturarbeiten so rasch wie möglich durchzuführen. Mitte März war es dann soweit gewesen. Die Neubelegung des Krankenhauses stand nun unmittelbar bevor. Am 18. März besichtigte morgens eine Kommission das Haus und ordnete für die folgende Woche

den Einzug von 100 Kranken an. Und dann kam – am selben Tag noch – alles anders. Abends kamen die Flugzeuge und warfen auf ganz Frankfurt und Offenbach und also auch auf Sankt Georgen Bomben ab. Es handelte sich um den gewaltigen Bombenangriff, der den Rhein-Main-Raum in Schutt und Asche legte. Mit den Gebäuden waren nun alle Pläne einer Neubelebung des Krankenhauses zerstört. Ganz Sankt Georgen war in ein großes Trümmer- und Trichterfeld verwandelt worden. Die Hausbewohner hatten sich beim Beginn der Bombardierung sofort in die Sicherheit des Kellers des Neubaus zurückgezogen. Als sie sich herauswagten, sahen sie überall Feuer und Flammen. Die Kapelle brannte lichterloh. Die Wasserleitungen waren zerstört oder man konnte nicht an sie herankommen. Deswegen waren die Löscharbeiten mühsam. Das Wasser musste schließlich in Eimern aus dem Teich herbeigeschafft werden, und so konnte wenigstens an einigen Stellen ein weiteres Umsichgreifen des Brandes verhütet werden. Jedes Haus hatte mindestens einen Bombentreffer erhalten, das Althaus, das schon ausgebrannte Lindenhaus und der Neubau. Auch das Pfortenhaus wurde ein Raub der Flammen, ebenso der D-Zug, wo bisher die Brüder wohnten. Im Althaus drangen die Flammen bis in der Keller, so dass dort nicht einmal alle Sachen gerettet werden konnten. Einzig die Bibliothek, sofern sie überhaupt noch existierte, konnte vor dem Brand geschützt werden, obschon die Anbauten an beiden Seiten brannten und etwa 12 Stabbrandbomben auf das Dach gefallen waren. Da es nun keinen einigermaßen bewohnbaren Raum mehr gab, mussten alle, die noch da waren, in den nächsten vier Wochen im Keller schlafen. Niemand war verletzt oder gar getötet worden. Das war besonders wichtig. Lediglich Br. Gottfried Kohnen hatte geringfügige Wunden davongetragen und wurde ins Krankenhaus gebracht.

Was war nun zu tun, nachdem Sankt Georgen so weitgehend zerstört war und auch das Städtische Krankenhaus nun doch nicht mehr würde arbeiten können? Es war ein Zufall, dass die Zerstörung Sankt Georgens mit dem Ende des Wintersemesters zusammenfiel. Die Studenten waren darauf vorbereitet, ihre Examina abzulegen. Dies ermöglichte man ihnen, indem die Prüfungen vor den rauchenden Trümmern im Freien abgenommen wurden. Nach den Prüfungen fuhren die Alumnen nach Hause. Auch einige der Professoren verließen Sankt Georgen, um Ferien zu machen. Die anderen blieben in Sankt Georgen zurück. Ihnen gesellte sich in den letzten Märztagen

P. Provinzial Wilhelm Flosdorf zu. Er blieb mehrere Wochen hindurch bei ihnen und packte beim Aufräumen des Schutts und beim notdürftigen Einrichten von vierzehn Zimmern im ersten und zweiten Stock des Neubaus, also des bisherigen Krankenhauses, an. Hier hatten die Jesuiten, die in Sankt Georgen bleiben wollten und sollten, nun eine vorläufige Bleibe, freilich für Monate ohne Wasser und ohne Heizung. Bis dass sie diese Zimmer beziehen konnten, wohnten sie für einige Wochen im Kohlenkeller unter dem Neubau. Im Vorraum der völlig zerstörten Alumnenkappelle wurde eine Notkappelle eingerichtet, in der man dann sogar die großen Liturgien der Kar- und Ostertage gehalten hat. An einen Lehrbetrieb in Sankt Georgen war jetzt für längere Zeit nicht mehr zu denken.

Gleich nach dem Bombenangriff, der ja ganz Frankfurt und ganz Offenbach betroffen hatte, suchten die Jesuiten, die in der letzten Zeit außerhalb Sankt Georgens gewohnt hatten, in ihrem „Mutterhaus“ Zuflucht. Einige Patres, die nach dem Bombenangriff im Oktober 1943 in der Stadt Unterkunft gefunden hatten, verloren dort aufgrund der Zerstörungen vom 18./19. März ihre Behausungen: die PP. Gerhard Hartmann, Wilhelm Koesler, Caspar Nink, Leo Ueding. Sie kamen nun nach Sankt Georgen zurück und fanden schließlich im Keller von Sankt Georgen eine Übergangs-Unterkunft. Die Scholastiker, die seit dem Beginn des Wintersemesters 1942/43 im Theresienheim untergekommen waren, kehrten sogleich nach dessen vollständiger Zerstörung in der Nacht vom 18. zum 19. März nach Sankt Georgen zurück. Doch für die meisten Jesuiten war es nicht möglich, in Sankt Georgen zu bleiben. Eine Gruppe von Scholastikern zog schon wenige Tage später nach Trier, wo sie in der Residenz in der Dietrichstraße ihre Studien fortsetzen sollten.⁶² Einige Professoren gingen mit ihnen, und so versuchten sie, dort, so gut es ging, ein Studienprogramm zu verwirklichen. In der Residenz selbst kamen unter Leo Lennartz, Erich Lennartz, HermannJosef Wallraff, Anton Hüren, Martin Kling, Johannes Sträter, Ernst Röttges, Rudolf Steinwede. P. Joseph Haspecker hatte ein Zimmer beim Pfarrer Körbes von St. Gangolf, P. Heinrich Keller beim Pfarrer Jonas von St. Laurentius,

⁶² Detaillierte Aufzeichnungen über den Aufenthalt der Scholastiker und der sie begleitenden Patres in Trier finden sich in der „Historia domus Treverensis Sancti Ignatii“ 1944 und 1945.

P. Johannes Beumer beim Pfarrer Kieffer-Pfalzel. Schon wenige Tage später begannen die drei Patres – Beumer, Haspecker und Keller –, den Scholastikern theologische Kurse zu geben. Ende August 1944 empfangen die meisten der Trierer Scholastiker in Trier die Priesterweihe.⁶³ Nach den Ferien, in denen sie auch ihre Heimatprimizen feierten, kamen sie nach Trier zurück, um im Oktober ihre Studien wieder aufzunehmen. Eine größere Gruppe von weiteren Scholastikern, die bislang in Pullach gewesen waren, stießen in Trier zu den anderen hinzu, um mit ihnen ihre Studien fortzusetzen. Im November fanden alle zusammen im Krankenhaus der Barmherzigen Brüder Unterkunft, nachdem sie in den vorhergehenden Wochen auf verschiedene Häuser verteilt gewesen waren.

Weil Sankt Georgen einen Seminar- und Lehrbetrieb in gar keiner Weise mehr erlaubte, sorgte der Limburger Bischof dafür, dass man mit den verbliebenen Alumnen in die Zisterzienser-Abtei Marienstatt gehen konnte. Der Bischof mietete 9 Zimmer innerhalb der Klausur. Sie wurden am 24. April bezogen. Das Sommersemester konnte somit am 25. April beginnen. Von den 9 Alumnen studierten 6 Philosophie, 3 Theologie. Drei dieser Alumnen stammten aus der Diözese Limburg, einer aus Hildesheim, fünf aus Osnabrück. Vier Professoren waren bei ihnen: P. Nikolaus Junk für Philosophie und Rhetorik, P. Albert Hartmann für Ethik und Moraltheologie, P. Gerhard Hartmann für Bibelexegese und Einleitungsfragen, P. Josef Loosen für Dogmatik. Er war auch der Spiritual der Alumnen. P. Nikolaus Junk trug die Verantwortung für das Zusammenleben der Alumnen und der Patres in der Abtei und für den geordneten Ablauf der Studien. Die Sankt Georgener nahmen ihre Mahlzeiten mit den Mönchen ein. Die Patres konnten auch an deren Rekreation teilnehmen. Die philosophischen und theologischen Arbeitsgruppen trafen sich im „Kurfürstensaal“ und in der „Brüderstube“, später in einem Krankenzimmer und dann im Rekreationszimmer. Die Marienstätter Mönche erwiesen sich als äußerst gastfreundlich. Die Brüder Karl Nengelken und Karl Wißmann stießen zu der Marienstätter Gruppe noch hinzu – der eine am 6. Juli, der andere am 1. August – und machten sich in der Abtei nützlich.

⁶³ P. Röttges wurde am 13. August 1944 geweiht, am 27. August die Patres Hüren, Kling, Erich und Leo Lennartz, Steinwede, Sträter und Wallraff.

Das Semester endete am 28. Juli. Die Alumnen fuhren nach Hause, die Patres blieben in der Abtei. Ende August kam⁶⁴ eine Gruppe von Scholastikern SJ nach Marienstatt. Sie hatten ihr Philosophiestudium in Pullach beendet. Nun dachten sie daran, sich einerseits in der Ruhe einer Abtei ausruhen und andererseits bei der Obsternte helfen zu können. Doch zogen sie bald nach Trier weiter, um sich den Trierer Scholastikern anzuschließen und mit ihnen ihr Theologiestudium aufzunehmen. Das Wintersemester konnte in Marienstatt erst wieder am 25. Oktober begonnen werden. Die Osnabrücker Alumnen sahen sich wegen der Kriegswirren nicht in der Lage anzureisen. So begann man mit insgesamt nur vier Alumnen, zwei in der Philosophie, zwei in der Theologie. Einer von ihnen wurde dann noch Ende November an die Front beordert. Am 28. November legte P. Wilhelm Hausmann das Examen ad gradum ab, das er in Prüm in der Eifel vorbereitet hatte. Nach Weihnachten kamen dann noch einmal vier Jesuitenscholastiker hinzu. Sie hatten aus Trier wegen der herannahenden Front fliehen müssen.

Auch die Patres, die nach dem Bombenangriff am 18./19. März nicht nach Marienstatt oder nach Trier mitgingen, verließen doch zum größten Teil Frankfurt. P. Minister Maximilian Klein wurde Kaplan in einer Pfarrei in Oldenburg. P. Caspar Nink ging nach Geisenheim, P. Leo Ueding nach Lesingen bei Metz in Lothringen, P. Wilhelm Koester übernahm das Amt des Spirituals bei den Dernbacher Schwestern, P. Johannes Bapt. Schoemann kehrte in die Ostprovinz zurück. Ähnliches galt für die Brüder. Br. Alfred Reusch kam nach Dortmund, Br. Johannes Bapt. Wagner nach Trier, Br. Emil Schülter nach Saarlouis, Br. Joseph Servas ging als Krankenbruder nach Koblenz.

Da P. Rektor Nikolaus Junk nach Marienstatt gegangen war und nicht sehr schnell würde zurückkehren können, wurde P. Minister Paul Best am 22. April in Sankt Georgen „P. Minister absente Rectore“. Er war nun zuständig für die noch verbliebene Hausgemeinschaft – zwei Patres und ungefähr zehn Brüder –, die miteinander den Auftrag hatten, das zertrümmerte

⁶⁴ Einige Erinnerungen an den Aufenthalt der Sankt Georgener in der Abtei Marienstatt finden sich in ALBERT KLOTH, *Meine Erinnerungen an die Kriegszeit in Marienstatt 1939–1945*, in: *100 Jahre Wiederbesiedlung der Abtei Marienstatt (1888–1988)*, Abtei Marienstatt: Buch- und Kunstverlag 1988, hier: 176.

Gebäude wohnfähig zu erhalten und den Wiederaufbau langsam vorzubereiten. Soweit es die Lage erlaubte, versuchten sie die Löcher zuzuwerfen, den Schutt zu beseitigen und das Haus wohnlicher einzurichten; vor allem wurde der Küchenraum wieder funktionsfähig gemacht. Dank der unermüdlichen Arbeit von P. Minister Paul Best und der Brüder konnte der frühere große Hörsaal in Sankt Georgen als Kirche und zugleich als Notkirche für die Herz-Jesu-Gemeinde von Oberrad hergerichtet werden. Fußboden, Bänke und ein schöner Mutter-Gottes-Altar stammten aus der zerstörten Oberräder Pfarrkirche. Das Küsteramt wurde Br. Heinrich Dietz aus Trier übertragen.

P. Paul Best war in der Abwesenheit von P. Rektor Nikolaus Junk nicht nur mit den Vorbereitungen für den Wiederaufbau der Sankt Georgener Gebäude befasst. Als „Superior Stationis“ trug er auch für die etwa 50 Patres auf Einzelposten Sorge. Er hat sie trotz der großen Beanspruchung in Frankfurt nach und nach sämtlich besucht.

In den Sommer- und Herbstmonaten des Jahres 1944 waren die Angriffe auf Sankt Georgen seltener, aber sie blieben nie einfach aus. Im Dezember 1944 fielen mit einem Schlag acht Bomben in den ohnehin schon verwüsteten Park. Mehrmals explodierten die Bomben in unmittelbarer Nähe des Sankt Georgener Geländes, aber es war nicht mehr viel zu zerstören. Seit Oktober 1943 hatte die Gestapo sich nicht mehr gemeldet – vorher war dies wenigstens einmal im Monat der Fall gewesen. Dafür aber kamen 1944 die Belästigungen von einer anderen Seite. Die SA rückte an und veranstaltete Kleinkaliberschießen im Park, der Volkssturm veranstaltete seine Übungen usw. Alles das geschah, ohne dass zunächst gefragt oder wenigstens informiert worden wäre. Kaum war ein Angriff abgewehrt, erfolgte ein neuer. Zuletzt wollte die SA noch die Küche, die in etwa erhalten geblieben war, zu einer Gemeinschaftsküche aufbauen, aber der Plan kam nicht mehr zur Ausführung, da die Ereignisse sich zu rasch entwickelten. Aufregung brachte erst wieder die Meldung, dass Frankfurt zur Todeszone erklärt worden sei und alle die Stadt verlassen sollten. Die älteren und behinderten Jesuitenbrüder wurden in die Nähe aufs Land geschickt, die anderen blieben.

1945

Das Jahr 1945 brachte das lange ersehnte Ende des Krieges, der vielen Leid und Tod beschert hatte und überall Schutt und Asche hinterließ. Das Jahr 1945 war aber auch das Jahr der ersten und kleinen und zugleich wichtigen Neuanfänge.

Bevor am Nachmittag des 26. März amerikanische Panzer über die Offenbacher Landstraße rollten und das Ende des Krieges ankündigten, war am Morgen noch einmal ein Jagdbomber über Sankt Georgen hinweggeflogen und hatte gegen 9.00 Uhr eine Bombe abgeworfen. Es war die letzte Bombe. Sie schlug, ohne größeren Schaden anzurichten, neben dem Teich ein. Zwar heulten noch tagelang die Granaten über dem Haus, aber eine größere Gefahr war nicht mehr gegeben. Damit war der Krieg endlich zuende. Einige der jüngeren Patres, die immer noch als Kapläne in Pfarreien der Umgegend eingesetzt waren, erlebten und erlitten jedoch noch manche Schwierigkeiten.

Hier ist aber vor allem noch an einen dieser Patres zu erinnern: an P. Hubert Drees. Am 27. März, also am Ende des Krieges, wurde P. Hubert Drees noch Opfer einer letzten SS-Attacke. P. Drees war gleich nach seiner Priesterweihe am 9. November 1942 in der Pfarrei Frankfurt-Schwanheim eingesetzt worden. Der Pfarrer dieser Gemeinde, Pfarrer Lenferding, war bald danach ins Konzentrationslager in Dachau gebracht worden. P. Drees und Pfarrvikar Nonn leiteten in den letzten Kriegsjahren die Schwanheimer Gemeinde. In den letzten Kriegstagen hatte sich ein SS-Trupp nach Schwanheim zurückgezogen. Dann kamen die Amerikaner und besetzten das Dorf und auch das Pfarrhaus. Es kam zu Kämpfen zwischen den Amerikanern und den SS-Leuten. Als P. Hubert Drees gegen 15.00 Uhr im Pfarrhaus die Treppe hinaufging und dabei für einen Moment aus einem der Fenster hinausschaute, trafen ihn zwei Schüsse eines SS-Mannes. Die Haushälterin und die im Haus anwesenden Amerikaner kümmerten sich sogleich um den Schwerverletzten, der dann gegen 19.00 Uhr seinen Verletzungen erlag. Unter großer Beteiligung wurde P. Drees am Ostermontag in Schwanheim beigesetzt. P. Paul Best aus Sankt Georgen nahm die Beerdigung vor, nachdem das Requiem von Dekan Schwickert aus Höchst unter Assistenz von P. Peter Nober und P. Otto Syré zelebriert worden war.

Was ereignete sich in den Wochen und Monaten des Kriegsendes in Marienstatt, wo ja immer noch einige Patres zusammen mit einigen Alumnen und seit Ende 1944 auch vier Jesuitenscholastikern lebten und einen Not-Hochschulbetrieb aufrechterhielten? Die Luftangriffe bedrohten zunehmend auch die Region von Marienstatt. Straßen, Eisenbahnen und Fabriken wurden beschädigt. Als die Kriegsfront im März bedrohlich näherrückte, kehrten die Alumnen nach ihren Prüfungen in ihre Heimat zurück. Die Abtei wurde vorübergehend zu einem Militärkrankenhaus umfunktioniert. Der Platz für die Mönche und die Sankt Georgener Gäste war nun sehr beengt. Nach dem 26. März besetzten die Amerikaner ohne Blutvergießen über Nacht das ganze Gebiet. Durch die Besatzungsbehörden wurden alle Schulen geschlossen, die Klassenräume wurden besetzt. Und auch für die Sankt Georgener trat damit eine Pause von einem Semester ein. Die neue Situation brachte für die Lebensgewohnheiten der Jesuiten in Marienstatt nicht viel Neues. Im Sommersemester 1945 wurde lediglich für die wenigen Scholastiker SJ ein wenig Privatunterricht erteilt. Nach den Prüfungen und nach dem Ignatiusfest verließ ein Scholastiker nach dem anderen die Abtei. Einige gingen nach Sankt Georgen, andere nach Pullach, wieder andere nach Büren, je nach ihrer Destination.

Vom Frühsommer an dachte man allmählich an den Wiederaufbau des zerstörten Sankt Georgen. Einstweilen lag vieles zerstört danieder. Die Brüder und die Patres, die sich in Sankt Georgen aufhielten, mussten mit dem einfachsten auskommen. P. Rektor Junk fuhr von Ende Mai an mehrfach nach Wiesbaden, um in Gesprächen mit der Militärregierung um eine Erlaubnis zu erwirken, die Hochschule Sankt Georgen wieder zu eröffnen. Aber die Antwort ließ lange auf sich warten. Als P. Paul Best im August 1945 schwer erkrankte und bis zum November im Marienkrankenhaus lag, trat P. Fritz Fuhrmann, der erst kurz zuvor in Köln zum Provinzprokurator bestellt worden war, an seine Stelle. Als Prokurator hatte es P. Fritz Fuhrmann als seine dringlichste Aufgabe angesehen, den Wiederaufbau der zerstörten Häuser in die Wege zu leiten. Er berichtete später darüber: „Zunächst galt es, Sankt Georgen zu retten, das man unverständlicherweise gegen RM verkaufen wollte, um damit die Schulden am Collegium Canisianum in Holland zu decken. Dank dem Einsatz der zahlreichen Brüder gelang es,

den Bau bald zu entschütten und mit dem Wiederaufbau zu beginnen.⁶⁵ Nun, das heißt vom Spätsommer 1945 an, konnte P. Fuhrmann sich an Ort und Stelle für die Rettung Sankt Georgens einsetzen. Gleichzeitig kam im Herbst 1945 P. Theo Schlingermann, der bis dahin in der Pfarrei Steinheim am Main mitgearbeitet hatte, nach Sankt Georgen. Er wurde für ein Jahr der P. Minister. Zusammen mit P. Fuhrmann bereitete er tatkräftig den Wiederaufbau Sankt Georgens vor. P. Best gehörte noch bis Mai 1946 zur Sankt Georgener Kommunität, hielt sich jedoch als Rekonvaleszent im Herz-Jesu-Kloster in Pützchen bei Bonn auf. Danach wurde er in Koblenz eingesetzt.

Am 25. Oktober endlich wurde in Wiesbaden die Genehmigung zur Wiedereröffnung der Hochschule Sankt Georgen erteilt. Im gleichen Monat erlaubte das Bauamt der Stadt Frankfurt, die zerstörten Gebäude wiederherzustellen. Nun konnten die Aufräum- und Aufbauarbeiten mit neuer Intensität weitergehen, nachdem man eine erfreuliche Zukunftsperspektive hatte. Auf den Wiederaufbau der früheren Kapelle wurde verzichtet. Dafür wurde die Rückwand des Neubaus an der Stelle, an der die Kapelle ins Haus hineingegrabt hatte, geschlossen. Es wurde vereinbart, dass der eigentliche Wiederaufbau des weitgehend zerstörten Neubaus im Frühjahr des kommenden Jahres beginnen sollte. Jetzt galt es, diesen Wiederaufbau sinnvoll vorzubereiten. Damit waren P. Fuhrmann und die Brüder voll beschäftigt. Man versuchte zunächst, im noch überdachten Teil des Neubaus eine Reihe von Zimmern bewohnbar zu machen. P. Fuhrmann teilte später mit, mit welchen Geldern die Wiederaufbauarbeiten finanziert wurden: „Der Verkauf der Hausgrundstücke in Saarlouis, der Grundstücke in Aachen, Kurbrunnenstraße, und Münster, Königstraße, musste dazu helfen.“

Aber nicht nur an den Gebäuden wurde gearbeitet. Auch auf anderen Gebieten mussten Neuanfänge gewagt werden. Unter großen Mühen wurden die in den vorhergehenden Jahren ausgelagerten Bücherbestände systematisch wieder nach Sankt Georgen zurückgeholt und geordnet aufgestellt – im ehemaligen Bibliotheksgebäude, das erst wieder hergerichtet werden musste, im Keller und an den verschiedensten anderen Stellen im Haus. Br. Julius Kox

⁶⁵ Zitiert im Nachruf auf P. Fritz Fuhrmann, in: Provinznachrichten der Norddeutschen Provinz 1987, 4–7, hier: 6.

kehrte nach Sankt Georgen zurück, um sich wieder des Parks, der die Spuren schwerster kriegsbedingter Zerstörungen aufwies, anzunehmen.

Kaum war von der Militärregierung in Wiesbaden – im Oktober 1945 – die Erlaubnis zur Wiedereröffnung der Hochschule gegeben worden, versuchte man auch, mit der Hochschularbeit unverzüglich wieder zu beginnen. Zunächst ging es darum, für die Zeit bis zum Wiedereinzug in die Sankt Georgener Gebäude eine anderweitige Bleibe zu finden. Schließlich wurde zu diesem Zweck das Limburger Seminar von den amerikanischen Besatzern geräumt und der Diözese und den Sankt Georgenern überlassen. Hier konnte nun das Wintersemester am 13. November 1945 beginnen. Einige Patres waren noch den Sommer und Herbst über in Marienstatt geblieben. Am 8. November zogen sie nach Limburg um. Die beiden Brüder Nengelken und Wißmann kehrten nach Frankfurt zurück, um sich am Wiederaufbau Sankt Georgens zu beteiligen. Sogleich fand sich in Limburg eine stattliche Zahl von Alumnen ein, die ihr Studium (wieder-)aufnehmen wollten. Für sie dozierten P. Nikolaus Junk die Kosmologie und die Homiletik, P. Joseph Gummersbach und P. Joseph Loosen die Dogmatik, P. Caspar Nink die Psychologie und die Theodizee, P. Gerhard Hartmann die Exegese und die Einleitung in die Heilige Schrift, P. Albert Hartmann die Moraltheologie und die Ethik, P. Wilhelm Koester das griechische Sprache. Als Spiritual für die Alumnen betätigte sich P. Hans Kugelmeier, der vorher der Obere in Hamburg gewesen war. Als Subregens war P. Paul Lottner vorgesehen, aber seine Ankunft verzögerte sich erheblich, – worüber P. Nikolaus Junk sehr beunruhigt war. Der Frankfurter bzw. Limburger Kommunität war damals auch P. Hubert Koffler zugeschrieben, der für das Limburger Offizialat kirchenrechtliche Aufgaben erledigte. Er konnte und sollte für die Alumnen in Limburg gleichzeitig einige kanonistische Kurse leiten.

Mit Herzlichkeit und Großzügigkeit nahm der Regens des Limburger Seminars, Prof. Dr. W. Pappert, die Sankt Georgener auf. Ähnliches galt für die anderen Leiter der Limburger Diözese, unter ihnen insbesondere für den Limburger Bischof Dr. Antonius Hilfrich, und den Generalvikar Prälat Matthäus Göbel, die sämtlich der Gesellschaft Jesu gegenüber freundlich gesonnen waren.

Weil die Räume des Limburger Seminars die Seminaristen nicht alle fassen konnten, mietete das bischöfliche Ordinariat noch einige Zimmer im nahege-

legenen Exerzitienhaus der Pallottinerinnen an, damit die Alumnen ungestört studieren könnten. 54 Alumnen – unter ihnen waren die weitaus meisten Philosophen – waren in Limburg zusammen, in der Mehrzahl aus der Diözese Limburg. Weil jedoch 22 von ihnen noch kein Abitur gemacht hatten – sie waren zu früh zum Militärdienst herangezogen worden –, empfahl das Grosshessische Ministerium für Kultur und Unterricht in Wiesbaden, einen Sonderkurs einzurichten, damit die betreffenden Alumnen sich auf die Abiturprüfung vorbereiten konnten. Man entsprach dieser Empfehlung und so begann bald dieser Sonderkurs. Innerhalb dieses Sonderkurses wurden folgende Fächer gegeben: Religionsunterricht (P. Kugelmeier), Deutschunterricht (P. Schoemann), Lateinunterricht (ebenfalls P. Schoemann), Griechischunterricht (P. Koester), Englisch- und Französischunterricht (Studienrat Höhler aus Limburg), Mathematikunterricht (Studienrat Casper aus Limburg), Physikunterricht (P. Junk), Soziologie (P. A. Hartmann). Es war beabsichtigt, den Kurs ein halbes Jahr hindurch laufen zu lassen. Danach sollte die Abiturprüfung stattfinden. Einige Alumnen stießen noch nach dem Semesterbeginn zu der Gruppe in Limburg. Sie waren aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden. Einige Alumnen, die aus ostdeutschen Gebieten stammten, schlossen sich vorläufig anderen, westlichen Diözesen an, weil sie sonst Schwierigkeiten haben würden, die Zonengrenze zu überqueren. Am Anfang war es nicht ganz einfach, dass sich alle aufeinander einstellten. In Alter und Herkunft waren die Unterschiede zwischen den Alumnen groß.

1946

Das Jahr 1946 war weitgehend damit ausgefüllt, dass man in den noch stehenden Bauteilen des an sich stark zerstörten Neubaus so viele Zimmer wie möglich bewohnbar machte. Das gelang so weit, dass im Herbst die Rückkehr eines Teiles der Hochschule und der Kommunität nach Frankfurt möglich wurde.

Doch waren die Alumnen mit ihren Professoren einstweilen noch in Limburg. Der Reifeprüfungslehrgang, der im November 1945 begonnen hatte, wurde im April beendet. Vom 3.–5. April fand eine schriftliche Prüfung statt, am 15. April die mündliche Prüfung, vormittags unter Vorsitz des Kultusministers Dr. Schramm selbst, nachmittags unter Vorsitz von P. Rektor Nikolaus Junk. Vor allem in den mündlichen Prüfungen zeigte sich, dass die schon etwas älteren Abiturienten zwar viel Lebenserfahrung gesammelt hatten, sich allerdings mit dem Erlernen der Sprachen und anderer Stoffe manchmal etwas schwer taten. Zum Sommersemester kamen einige neue Alumnen aus Osnabrück und Hildesheim und aus Berlin nach Limburg. Auch einige Sudetendeutsche und Schlesier rückten ein. So hörten im Sommersemester 1946 eine beträchtliche Zahl von Studenten die Vorlesungen, es werden etwa 70 gewesen sein, die Mehrzahl Philosophen, eine kleinere Gruppe waren Theologen.

In derselben Zeit wurden die Arbeiten zur Wiederinstandsetzung von Sankt Georgen unter Leitung von P. Fritz Fuhrmann und unter Mitarbeit von P. Schlingermann intensiv fortgeführt. Ihm folgte als Leiter der Baumaßnahmen im September 1946 P. Ludger Born, der aus Wien kam, wo er sich im sozialen Apostolat des Ordens sehr verdient gemacht hatte. Die Arbeiten gingen in Sankt Georgen mühsam voran. Man verfügte über wenig Geld und über wenig Gerät. Die alten Ziegel wurden von Mörtel gereinigt, so dass sie wieder verwandt werden konnten. Fenster wurden eingesetzt, Baumaterialien wurden trotz großer Widerstände herbeigeschafft. Damit Koks gespart wurde, zerhackten die Alumnen zwei mal in der Woche die zerbombten Bäume im Park und bereiteten sie zum Verfeuern vor. Im Herbst 1946 verließ nicht nur P. Fritz Fuhrmann Sankt Georgen, auch P. Minister Theo Schlingermann, der sich in dem zurückliegenden Jahre sehr verdient gemacht hatte, bekam eine neue Aufgabe: er ging nach Büren. Sein Nachfolger als P. Minis-

ter in Sankt Georgen wurde erneut P. Maximilian Klein, der einige Jahre zuvor schon in Sankt Georgen tätig gewesen war.

Anfang November 1946 war es endlich so weit: der Speisesaal und der Hörsaal waren genügend wieder hergerichtet, so dass am 7. November das neue Studienjahr mit der Anrufung des Heiligen Geistes begonnen werden konnte. Sankt Georgen war soweit wiederhergestellt, dass die Philosophen bei Doppelbelegung der Zimmer hier wieder untergebracht werden konnten. Etwa 90 Alumnen, alle Philosophen, konnten ihren Einzug halten, während die Theologen noch ein weiteres Jahr in Limburg bleiben mussten, – worüber man in Limburg nicht unglücklich war; denn so waren die Gebäude des Priesterseminars sinnvoll genutzt, und man brauchte nicht nach anderen Nutzern Ausschau halten. Am 8. November wurden in Sankt Georgen die Vorlesungen in einem notdürftig hergerichteten, noch ungeheizten Hörsaal aufgenommen. „Unsere Professoren empfängt lautes, herzliches Getrampel. Jeder der neunzig Philosophen freut sich, daß es endlich ‚losgeht‘“, heißt es in den Berichten von diesem Tag. Am 18. November wurden die Neuen immatrikuliert und durch den Rektor P. Nikolaus Junk über die Rechte und die Pflichten der Studenten unterrichtet. Am darauffolgenden Tag legten viele Alumnen eine Prüfung in „Einleitung ins AT“ ab. Am 28. November wurde die Wiedereröffnung Sankt Georgens gefeiert. Zahlreiche Gäste von außerhalb waren erschienen, darunter der Stadtpfarrer Dr. Jakob Herr. Den Festvortrag hielt P. Leo Ueding über „Die Kirche im Umbruch der Zeit“. Er knüpfte bei der die antike Kultur bewahrenden Kirche des Mittelalters an und entwickelte im folgenden seine Gedanken zur aktuellen kirchlichen Situation. P. Nikolaus Junk nahm die Gelegenheit wahr, die ereignisreiche Geschichte Sankt Georgens nachzuzeichnen.

Der Neuanfang in Sankt Georgen war nicht gerade einfach. Ein paar Tage vor Semesterbeginn lag im Refektor noch viel Schutt, der weggeschafft werden musste, damit eine neue Betondecke gegossen werden konnten. Manchmal tropfte der Regen durch die Speisesaaldecke. Ein Glück war es, dass die Kücheneinrichtung im wesentlichen erhalten geblieben war und noch einmal repariert werden konnte. Dasselbe galt für die Heizungskessel. Doch nun konnte das Leben in Seminar und Hochschule wieder beginnen. Am 12. November zog eine ganze Prozession von Alumnen durch die Treppenhäuser:

man trug Ziegel auf das oberste Stockwerk, damit mit ihnen das Dach vor dem Einbruch des Winters noch würde gedeckt werden können.

Schon in den ersten Tagen des neuen Wintersemesters gingen die Bemühungen der Alumni dahin, soviel an alten Sankt Georgener Traditionen wiederaufleben zu lassen wie nur eben möglich. Nur so ist es verständlich, dass schon am 10. November die 1. Ordentliche Vollversammlung der philosophischen Abteilung der A.B.E. stattfand. Dass man hier so schnell wieder tätig wurde, war auch durch einen Vortrag von Dr. Franz Hengsbach, Paderborn, den späteren Bischof von Essen, angeregt worden. Ein Vorstand wurde gewählt, die Diasporaarbeit wurde neu geplant. Arbeitsmappen über theologische Themen wurden vorbereitet. Im selben Monat November kam der Apostolische Visitator für Deutschland, Bischof Aloisius Muench, zu Besuch nach Sankt Georgen. Und am selben Abend sprach dann noch P. Hugo Lassalle aus Japan vor den Alumni und berichtete unter anderem über den Atombombenabwurf über Hiroshima.

Als der Sankt Nikolaustag nahekam, waren sich alle darüber einig, dass wieder ein Nikolausabend in alter Tradition steigen müsste. Und so geschah es dann auch. Am Abend des 5. Dezember versammelten sich die Alumni und die Patres. „Ein paar bunte Fähnchen und ein bißchen Tannengrün schmücken die kahlen Wände des Refektoriums; statt Kaffee-Ersatz gab's süßen Tee, statt trocken Brot Gebäck und Käsestullen. So war die Stimmung schon zu Anfang recht ‚gehoben‘. Dann zog Nikolaus mit seinem Stab ein“, so heißt es in den Annalen. Am selben Tag hatte schon Hubert Prinz zu Löwenstein, der aus einem 13jährigen Exil in Amerika zurückgekehrt war, von seinen Erfahrungen berichtet. Am 6. Dezember feierte P. Rektor Nikolaus Junk seinen Namenstag, der dann auch gebührend begangen wurde. In den folgenden Wochen gestalteten die Alumni noch einige Adventsfeiern, bevor sie dann am 19. Dezember in die Weihnachtsferien aufbrachen. So waren die ersten sechs Wochen nach der Rückkehr nach Sankt Georgen und nach dem Wiederbeginn der Hochschulaktivitäten für die Philosophen randvoll mit Ereignissen. Über Neujahr trafen sich einige Sankt Georgener Philosophen und einige Limburger Theologen in Kirchähr, um so die Verbindung zwischen den beiden Alumni-Gruppen zum Ausdruck zu bringen.

Während in Sankt Georgen die Wiederaufbauarbeiten in Gang waren und schließlich die Hochschule wieder zu arbeiten begann, fand auf einer anderen

Ebene mit großer Intensität und über lange Zeit eine Diskussion über die Frage statt, ob es nach dem Zweiten Weltkrieg nun nicht an der Zeit sei, an der Johann Wolfgang Goethe-Universität eine katholisch-theologische Fakultät zu gründen und in welcher Beziehung eine solche Fakultät zu der bestehenden Hochschule Sankt Georgen stehen könne und solle. Erst im Herbst 1948 kam diese Diskussion an ein Ende. Eine Fakultät wurde schließlich nicht gegründet, wohl aber sorgte der Limburger Bischof später dafür, dass es innerhalb der Philosophischen Fakultät der Universität ein festes Angebot in philosophischen und theologischen Fächern geben würde.⁶⁶

Am Montag der Karwoche wurde P. Engelbert Wingendorf in der Klinik in Höchst operiert. Einige Tage später, am Ostersonntag, dem 21. April, ist er gestorben. P. Wingendorf war seit seiner Jugend gesundheitlich geschwächt gewesen und hatte in seinen letzten Lebensjahren viel gelitten. Anfang der 30er Jahre hatte P. Wingendorf in Sankt Georgen als Sekretär gearbeitet und dann seine Studien fortgesetzt. 1940 war er nach Sankt Georgen zurückgekehrt, um die Psychologie zu lesen. Dies hatte er aber aufgrund seiner gesundheitlichen Situation nur wenige Monate durchgehalten. P. Wingendorf hat eine zweibändige Untersuchung über die Metaphysik von Joseph Maréchal hinterlassen.⁶⁷

⁶⁶ Die Bemühungen um die Gründung einer theologischen Universitätsfakultät in Frankfurt sind zusammenhängend in dem thematischen Text K dargestellt (S. 208–216).

⁶⁷ Ein kurzer Nachruf auf P. Wingendorf findet sich in den SGB, SS 1948, 5.

1947

Dass auch noch 1947 intensive Gespräche zwischen den Vertretern der Frankfurter Universität, dem Hessischen Kultusministerium, dem Bistum Limburg und der Niederdeutschen Provinz über Fragen geführt wurden, die die Stellung und die Aufgaben Sankt Georgens aufs tiefste berührten – denn es ging um das Projekt der Gründung einer katholisch-theologischen Fakultät an der Johann Wolfgang Goethe-Universität –, war den meisten, die in Sankt Georgen lebten und arbeiteten, nicht bekannt. Lediglich einige Patres, darunter vor allem der Rektor, P. Nikolaus Junk, waren in die Gespräche einbezogen. Und so konzentrierten sich alle ganz auf die bauliche Wiedererrichtung und die Wiederbelebung des Hochschul- und Seminarlebens in Sankt Georgen. Man war froh, dass der Krieg vorbei war und dass man in ansehnlicher Zahl hatte wieder zusammenkommen können. Jetzt waren alle stark motiviert, dabei mitzumachen, dass Sankt Georgen äußerlich und innerlich wiedererstarkte.

Doch war die Situation zunächst noch dadurch gekennzeichnet, dass nur die Philosophen in Sankt Georgen wohnen und studieren konnten, während die Theologen nach wie vor in Limburg waren. Erst zum Beginn des Wintersemesters im Herbst 1947 kehrten auch sie nach Frankfurt zurück. Die zentrale Aufgabe des Jahres 1947 blieb also die Fortsetzung des Wiederaufbaus Sankt Georgens und zwar zunächst des Neubaus. Der Neubau, der am 18. März 1944 zu drei Vierteln zerstört worden war, wurde bis Ostern 1947 soweit wieder instandgesetzt, dass 40 weitere Zimmer – wiederum durch Philosophen – bezogen werden konnten. Am 17. April begann das neue Sommersemester. Die Zahl der Alumni betrug inzwischen wieder 134. Etwa 50 Neue waren darunter, die meisten aus dem Bistum Osnabrück. Unter den Limburgern waren die Frankfurter am zahlreichsten. Aber auch das Beziehen der wiederhergestellten Zimmer war nur eine Zwischenstation. Die Bauarbeiten mussten mit großer Intensität weitergeführt werden. Bis zum Herbst konnte so auch der Teil des Neubaus wiederhochgezogen werden, der im Krieg ganz zerstört worden war. Das war das Verdienst vor allem von P. Ludger Born, der klug und zäh die notwendigen Materialien besorgt hatte und die Arbeiten koordinierte. Die Brüder waren dabei unermüdlich tätig. Alumni entfernten freiwillig Bauschutt und beteiligten sich auch sonst an

den Bauarbeiten, die zu verrichten waren. Zum Beginn des Wintersemesters waren die Aufbauarbeiten soweit gediehen, dass ein weiterer Teil des Hauses neu belegt werden konnte. Der Neubau war im wesentlichen in seiner früheren Gestalt wiederhergestellt. Auf den Ausbau des Dachgeschosses hatte man allerdings einstweilen verzichtet. Es konnten daraufhin auch die Theologen von Limburg nach Sankt Georgen zurückkehren. Alle waren froh, dass nun alle Sankt Georgener Alumnen wieder beieinander waren. Als am 6. November 1947 das neue Semester begann, wohnten – einstweilen immer noch unter sehr einfachen Verhältnissen – in Sankt Georgen 170 Alumnen, darunter 35 Theologen. Die Alumnen füllten das Haus bis in den letzten Winkel. Die weitere Instandsetzung des Neubaus sollte freilich noch einige Zeit in Anspruch nehmen.

Scholastiker gab es in Sankt Georgen nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst nicht mehr. Aber die Patres- und Brüderrkommunität wuchs umso rascher. Die meisten hatten ihr schon vor oder in den Kriegsjahren angehört und kehrten nun zurück. Andere kamen neu hinzu. Als Anfang November 1947 das Wintersemester begann, waren folgende Patres in Sankt Georgen tätig: Rektor und Regens und zugleich Professor der Kosmologie war P. Nikolaus Junk. Spiritual war P. Hans Kugelmeier, Subregens P. Karl Zander.



P. Gummersbach

Die Verwaltung lag in den Händen von P. Minister Maximilian Klein, die Leitung der Bauarbeiten war P. Ludger Born anvertraut. In der Philosophie dozierten die Patres Leonhard Gilen, Albert Hartmann, Caspar Nink, Felix Rüschkamp, Leo Ueding; in der Theologie die Patres Josef Fuchs, Josef Gummersbach, Gerhard Hartmann, Wilhelm Koester, Hubert Koffler, Josef Loosen, Oswald von Nell-Breuning, Karl Prümm, Johannes Schoemann. Die Homiletik lehrte P. Karl Fulst. Die meisten Patres hatten ihre Zimmer im zweiten Stock des Neubaus. Einige Patres gehörten noch zum Haus, lebten aber tatsächlich aus gesundheitlichen Gründen andernorts – die Patres Emerich

Raitz von Frenz, Joseph Schröteler und Hermann Wiesmann. Einige Sankt Georgener Brüder wurden in andere Häuser gerufen: Br. Eduard Lück nach Köln, Br. Heinrich Dietz nach Münster, Br. Joseph Wintgens nach Eringer-

feld. Nach Sankt Georgen kamen die Brüder Wilhelm Bauche, Peter Hütt, Wilhelm Krüssel, Julius Kox und Wilhelm Arndt. Die Brüder Martin Kirch und Wilhelm Schnecking hatten mit gesundheitlichen Problemen zu tun und waren nur begrenzt einsatzfähig. Außer den genannten Brüdern waren in Sankt Georgen tätig die Brüder Karl Brühl, Johannes Haas, Franz Kamp, Karl Nengelken, Lorenz Sassen, Albert Schmelter, Heinrich Schulte, Nikolaus Stark, Antonius Stoll, Wilhelm Syben, Paul Theis, Johannes Wessel und Karl Wißmann. Fr. Otto Busch arbeitete in der Bibliothek mit. Fr. Alfons Alefelder arbeitete P. Rektor Junk zu.

Nicht nur für das Bistum Limburg, sondern auch für Sankt Georgen war es von großer Bedeutung, dass es 1947 in Limburg einen Wechsel auf dem Bischofsstuhl gab. Am 5. Februar starb unerwartet Bischof Dr. Antonius Hilfrich, der seit 1930 Bischof in Limburg gewesen war und als Alt-Germaniker Sankt Georgen stets gut gesonnen war. Die Nachricht traf alle überraschend und löste große Trauer aus. An seinem Begräbnis am 11. Februar nahmen P. Rektor Nink und mehrere Patres und Alumnen teil. Es folgte eine mehrmonatige Sedisvakanz, bis dass am 2. Oktober ein neuer Bischof ernannt wurde: Ferdinand Dirichs. Am 21. November wurde er geweiht.⁶⁸ Der neue Bischof machte schon bald, am 16. Dezember, einen Besuch in Sankt Georgen und rief die Alumnen zu einem ernstem Bemühen um Frömmigkeit und Bildung auf.

Im Wintersemester 1946/47 sowie im Sommersemester 1947 wurden in Sankt Georgen Lehrveranstaltungen nur im Bereich Philosophie angeboten. Erst zum Wintersemester 1947/48 kamen die theologischen Lehrangebote wieder dazu. Die Hochschule hatte inzwischen wieder einen einigermaßen festen Kalender, in dem die Immatrikulationen ebenso vorkamen wie die Prüfungen. Doch lebten auch im Seminar – wie anfänglich schon im Vorjahr – viele Traditionen wieder auf. Die Seminaristen waren lebendig und taten-

⁶⁸ Die Hochschule schickte in eine in klassischem Latein abgefasste Glückwunschartikel an den Bischof: „EXMO AC RMO DOMINO D. FERDINANDO DIRICHIS EPISCOPO NOSTRO LIMBURGENSI. Excellentiae Vestrae hodie ad Episcopatum promotae amico iuventutis clericalis tum indigena tum extranea in lyceo ad St. Georgium Dioeceseos Patronum congregata una cum Professoribus oboedientiam devotionemque promittens fausta quaeque exoptat benedictionemque paternam exposcit. FRANCOFURTI A.M. DIE PRAES.B.M.V. SACRO MCMXLVII.“

freudig. Gleich nach der Rückkehr aus den Weihnachtsferien machten sie ihre Jahrexerzitien. Sie wurden von P. Erich Rommerskirch geleitet. Am 17. Januar wurde etwas Neues eingeführt, das offenbar von vielen für richtig und wichtig angesehen wurde und immer aktuell bleiben sollte: das gemeinsame Sprechen des „Sankt Georgener Gebets“ einmal in der Woche. Dieses Gebet sollte auf der geistlichen Ebene alle Sankt Georgener verbinden.⁶⁹ Am 25. Januar wurde zu Ehren des Stadtpfarrers Dr. Jakob Herr, der seinen 80. Geburtstag beging und Sankt Georgen immer herzlich verbunden gewesen war, eine Feier veranstaltet.

Im Januar und Februar 1947 war es sehr kalt. Da das Haus noch nicht wieder richtig beheizt werden konnte, kamen die Alumnen in ihre Mäntel eingepackt zu den Vorlesungen und sammelten sich zum persönlichen Studieren in den warmen Besuchszimmern, in denen es dann natürlich sehr eng war. Wegen der fortdauernden Kälte und weil schließlich noch eine Grippeepidemie ausbrach, wurde das Wintersemester schließlich vorzeitig beendet. Einige Tage vorher, am 18. Februar, hatte man noch ein fröhliches und ausgelassenes Fastnachtsfest gefeiert.

Am 25. Mai hielt P. Oswald von Nell-Breuning für die an Pfingsten in Sankt Georgen Gebliebenen zwei große Referate über Fragen der Sozialpolitik und -ethik. Am 5. Juni feierten die Frankfurter Katholiken Fronleichnam. Die Schola wirkte beim feierlichen Gottesdienst im Dom mit. Am Nachmittag des Fronleichnamstages fand im Sankt Georgener Park noch einmal eine Fronleichnamsprozession statt. Sie begann mit einem Levitenamt am Tempelchen, bevor die singende Gemeinschaft durch den sommerlichen Park prozessierte. Am 13. Juni – Herz Jesu Fest – beging Sankt Georgen sein Patrozinium. Am Morgen feierte die Hausgemeinschaft ein feierliches Hochamt. Am 17. Juni berichtete P. Johannes Leppich über seine Arbeit. Am 21. und

⁶⁹ Dies ist der Wortlaut des Sankt Georgener Gebets:

„Herr, Gott, himmlischer Vater! Sieh in Güte herab auf die Gemeinschaft der Sankt Georgener. Segne die Priester, die schon in Deinem Weinberg wirken, und alle, die sich für den Bau Deines Reiches in Gebet und Studium bereiten. Sende, Du Geber der Gnaden, Deinen Heiligen Geist auf uns herab, erfülle unser Wissen und Werk mit Deiner Kraft. Laß uns alle, Gesunde und Kranke, Nahe und Ferne, Brüder sein in der Liebe Deines Sohnes, des Ewigen Hohenpriesters, der mit Dir und dem Heiligen Geiste lebt und König ist, Gott, in alle Ewigkeit. Amen.“

22. Juni fand wieder das Sankt Georgener Sommerfest statt. Am 21. Juni wurde dabei das „Sebastianspiel“ von Walter Kropp aufgeführt. Am 22. Juni fand ein großes Kinderfest statt. Ungefähr 200 Kinder aus den verschiedensten Frankfurter Pfarreien waren gekommen. In den Berichten heißt es: „Sie wurden mit Kaffee und Kuchen sowie mit Pudding bewirtet, erhielten als Preis im Sackhüpfen bzw. an Wurfbuden allerlei Nützliches und Schönes. Eine Frankfurter Frohschargruppe führte am Weiher ein Märchenspiel auf, das mit hellem Jubel aufgenommen wurde. Im Birkenhäuschen ließ das Kasperle seine freche Stimme ertönen und erzeugte lautes und fröhliches Lachen. Eine Musikkapelle fuhr auf dem neuen Lkw der Hochschule durch den Park und spielte überall frohe Weisen auf. Leider vereitelte ein einsetzendes Gewitter die Schlussandacht am Tempelchen, so daß diese in der Kapelle stattfinden mußte.“

Am 10. November wurden sechs große Kisten mit Wäsche, mit Kleidern, Schuhen und anderem ausgepackt. Sie waren aus den USA geschickt worden. Viele Alumni konnten sich seit langem wieder einmal mit neuer Kleidung versorgen. Am 30. November, am Missionssonntag, sprach P. Gypkens über die Mission in Afrika. So war das Jahr 1947 wieder randvoll mit Ereignissen.

Im übrigen waren im Laufe des Jahres wieder viele Gäste in Sankt Georgen zu Besuch – Jesuitenpatres, Bischöfe, verschiedene katholische Gruppen. Sie konnten sich überzeugen, dass Sankt Georgen in Seminar und Hochschule aus vielen Trümmern wiedererstanden war, freilich auch, wie viel noch zu tun war. Im Juni und Juli war P. Assistent Peter van Gestel aus Rom in Sankt Georgen zu Besuch. Das war der wichtigste Besuch. Die Patres übernahmen im Rahmen ihrer Möglichkeiten außerhalb Sankt Georgens Seelsorgsaushilfen, hielten Vorträge und Exerzitien.

Am 12. /13. August 1947 fand in Sankt Georgen die Gründungsversammlung der „Arbeitsgemeinschaft katholisch-theologischer Bibliotheken“ statt. Die Bibliothekare P. Heinrich Bacht (Büren), P. Leo Ueding (Frankfurt Sankt Georgen), Dr. Brück (Mainz), Dr. Honselmann (Paderborn), Kloos (Speyer) und Ries (Trier) nahmen daran teil. Andere bekundeten ihr Interesse. P. Ueding wurde der erste Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft.

Im Wintersemester 1947/48 erschienen die „Sankt Georgener Blätter“ nach fast zehnjähriger Unterbrechung zum ersten Mal wieder in einer neuen Ausgabe.

1948

Auch im Jahre 1948 stand das Thema Bauen in Sankt Georgen im Zentrum der Überlegungen und Entscheidungen. Zunächst arbeiteten noch viele daran mit, den Neubau weiter herzurichten. Schon seit den letzten Wochen des Vorjahres waren dort fast alle Sankt Georgener untergebracht worden, die Alumnen ebenso wie die gesamte Jesuitenkommunität. Aber überall herrschte Enge, vieles war noch ein Provisorium. Immerhin konnte bis zum Beginn dieses Jahres noch vieles einigermaßen in Ordnung gebracht werden. Viele Alumnen haben sich in ihren freien Zeiten eifrig daran beteiligt, Sankt Georgen wieder bewohnbar zu machen.

Nun drängte sich die Frage auf, ob und wie die sonstigen, weitgehend noch zerstörten Gebäudeteile wiederaufgebaut werden sollten. Das Lindenhaus und der Altbau lagen immer noch in Trümmern. Für den Wiederaufbau des Pfortenhauses wurde am 22. April 1948 die städtische Baugenehmigung erteilt. So konnte dort allmählich mit den Bauarbeiten begonnen werden. Es war das Ziel, das Pfortenhaus geräumiger anzulegen als früher. Das betraf sowohl den Kellerbereich als auch das Erdgeschoss und das erste Stockwerk. Die Errichtung des neuen Pfortenhauses zog sich über das ganze Jahr 1948 hin. Aber auch der Zwischenbau und das ehemalige Lindenhaus waren neu zu planen und aufzurichten. Der Architekt A. Schultheis war schon im Vorjahr beauftragt worden, einen Plan für den Wiederaufbau des Lindenhauses zu erstellen. In diesem Jahr 1948 konnte er seinen Entwurf vorlegen. Der Kerngedanke seines Entwurfs: auf dem Fundament des zerstörten Lindenhauses wird eine große Kapelle errichtet. Ihre Längsachse sollte von Ost nach West verlaufen. Auf die Offenbacher Landstraße zu sollten zwei Seitenflügel errichtet werden – der Zwischenbau zwischen der neu zu bauenden Kapelle und dem ja noch bestehenden bzw. schon wiederhergestellten Neubau auf der östlichen Seite und das ebenfalls noch einigermaßen bestehende, aber weiterzuentwickelnde Bibliotheksgebäude auf der westlichen Seite. Zwischen der Kapelle und den beiden Seitenflügeln sollte ein nur zur Offenbacher Landstraße hin offener Lindenhof entstehen. Es gab auch den Gedanken, einen dem Neubau in Art und Größe vergleichbaren, in seiner Fluchtlinie liegenden großen Baukörper nach Westen hin hinzufügen. So wäre ein riesiger symmetrischer Baukomplex entstanden, dessen Mitte die über dem ehe-

maligen Lindenhaus liegende Kirche gebildet hätte. Die Bauarbeiten im Bereich des Zwischenbaus begannen im Frühsommer 1948 und zogen sich über das Jahr hin. Zunächst waren noch die restlichen Trümmer zu entfernen. Für ein neues Kellergeschoss mussten sodann mehr als 800 cbm Erdreich bewegt werden. Dann wurde unter großen Anstrengungen ein Stockwerk nach dem anderen errichtet. Im Herbst waren der Kellerbereich, das Erdgeschoss und der erste Stock im Rohbau fertiggestellt. Doch dann entstanden plötzlich große Probleme: Die im Nachkriegsdeutschland in der Jahresmitte durchgeführte Währungsreform ließ die Finanzmittel für die Baumaßnahmen dahinschmelzen. Noch war man dabei, am Zwischenbau zu arbeiten, der sich nach den Plänen des Architekten im neuen Lindenhaus fortsetzen sollte, da begannen sich andere Auffassungen zu melden und schließlich durchzusetzen: das Lindenhaus solle doch nicht in der Form einer großen, neuen Kirche aufgebaut werden, sondern anknüpfend an die frühere Situation wieder als Wohnhaus. Dies würde bedeuten, dass auch für eine neue Kirche ein anderer Platz würde gefunden werden müssen. Als Idee zeichnete sich ab, das neue Gotteshaus könnte vom Hauptgebäude aus nach Norden zur Offenbacher Landstraße hin gebaut werden. Der Zugang zu dieser Kirche könnte als Tür vom Kreuzgang her gestaltet werden. Diese Idee wurde in der Folge weiterverfolgt und weiterentwickelt und man rechnete damit, sie dann auch Schritt für Schritt verwirklichen zu können.

Nur ein gutes Jahr nach seiner Weihe starb am 27. Dezember 1948 bei einem Autounfall Bischof Ferdinand Dirichs, – was große Betroffenheit in Sankt Georgen auslöste, weil er dem Haus sehr verbunden gewesen war.

Im Sommer 1948 scheiterte der Plan einer Gründung einer katholisch-theologischen Universitätsfakultät. Im Wiesbadener Landtag konnten sich die Befürworter einer solchen Fakultät schließlich gegen das Votum der SPD nicht durchsetzen. Für Sankt Georgen bedeutete dies, dass es in Frankfurt konkurrenzlos bleiben würde und der Sinn seiner Existenz von niemand mehr in Frage gestellt wurde. Zu den vier Lehrbeauftragten, die stattdessen vom Herbst 1948 an in der Philosophischen Fakultät der Universität im Auftrag des Limburger Bischofs tätig wurden, gehörten fortan und dann für viele Jahre P. Joseph Loosen und P. Oswald von Nell-Breuning.

Als Anfang Mai das Sommersemester begann, lebten in Sankt Georgen 175 Alumnen. Bedingt durch die Enge der Wohnverhältnisse – Speisesaal,

Hörsäle, Gottesdienstraum – war es notwendig, dass die Philosophen und die Theologen unterschiedliche Kommunitäten mit unterschiedlichen Tagesabläufen bildeten. Trotzdem war in der gesamten Gemeinschaft der Alumnen ein starkes Zusammengehörigkeitsempfinden lebendig. Erschwert war es nach wie vor insbesondere dadurch, dass die Unterschiede zwischen den Alumnen sehr groß waren: einige waren sehr jung und kamen unmittelbar aus Familie und Schule, andere waren schon älter und hatten Erfahrungen an der Kriegsfront und in der Gefangenschaft hinter sich. Die Alters- und Erfahrungsunterschiede unter den Alumnen prägten die Atmosphäre stark. Es war eine der wichtigsten Aufgaben für die Patres, die das Seminar leiteten, in der Seminargemeinschaft vermittelnd tätig zu sein. Als im Herbst das Wintersemester begann, war die Zahl der Alumnen noch einmal um fünf angestiegen und betrug nun 180.

Die Niederdeutsche Provinz schickte eine Reihe neuer Brüder und Patres nach Sankt Georgen, um so dazu beizutragen, dass eine gute Ausbildung der künftigen Priester gewährleistet wäre. Einige Mitglieder der Sankt Georgener Jesuitenkommunität wurden allerdings auch abgezogen und andernorts eingesetzt. Es verließen Sankt Georgen: im Juli trat Alfons Alefelder, der dem Rektor des Kollegs bei seiner Arbeit unterstützt hatte, aus dem Orden aus. Im August ging P. Joh. B. Schoemann nach Berlin in seine Heimatprovinz zurück. Br. Heinrich Schulte wechselte nach Büren, P. Paul Theis nach Eringerfeld. Neu kamen nach Sankt Georgen im Februar P. Ansgar Holtschneider (Spiritual), im April P. Franz Xav. Kother, der aus Österreich zurückkehrte und nun Spiritual im Priesterseminar in Fulda wurde, im Juli P. Ludwig Dargel, der nach Abschluss seiner Studien Alfons Alefelder in seinen Arbeiten für den Rektor nachfolgte, im August P. Johannes Michael Hollenbach, der seine Studien abschließen und das Examen ad gradum vorbereiten sollte, im Oktober P. Johannes Bapt. Beumer, der aus Büren kam und in Sankt Georgen Dogmatik lehren und Hebräisch-Unterricht erteilen sollte, Ende Dezember P. Hans Häcker, der zuvor Novizenmeister gewesen war und in Frankfurt als Spiritual der Alumnen helfen sollte. Auch Br. Fritz Barbian und Br. Joseph Korneck wurden Sankt Georgen zugewiesen.

Einige Jesuiten, die mit Sankt Georgen zu tun hatten, sind im Jahre 1948 gestorben. Am 19. April starb Br. Albert Schmelter im Marienkrankenhaus.

Seit 1940 hatte er als Anstreicher und Glaser in Sankt Georgen gearbeitet.⁷⁰ Am 11. Juli starb im Sanatorium Haus Kannen bei Münster Br. Lorenz Sassen, der 1927 –1928 und dann wieder von 1941 an zu Sankt Georgen gehört und als Koch gearbeitet hatte.⁷¹ Am 14. November starb P. Hermann Wiesmann, der von 1928 an die Exegese des Alten Testaments und orientalische Sprachen gelehrt hatte. 1937 war er emeritiert worden und hatte bis zu seinem Tod in verschiedenen Sanatorien als Krankenseelsorger gewirkt.⁷²

Das Jahr 1948 war bereits wieder durch einen einigermaßen normalen Studienbetrieb gekennzeichnet. Es wurde immatrikuliert und exmatrikuliert, es wurden Ausweise ausgestellt, es wurden Vorlesungen und Seminare durchgeführt, es wurden Examina abgelegt und Zeugnisse ausgestellt, man stöhnte über den Prüfungsstoff, man freute sich auf die Semesterferien. Der „Ordo solitus“ war aber doch auch immer durch besondere Ereignisse garniert. Besonders wichtig waren gleich zum Beginn des Jahres die Exerzitien, die P. Gerhard Koch SJ für die Philosophen und P. Friedrich Wulf SJ für die Theologen gab. Bald nach Beginn des Jahres 1948, am 24. Januar, kam Erzbischof Lorenz Jäger nach Sankt Georgen und sprach zu den Alumnen. Er war der Protektor der A.B.E. und gab der Sankt Georgener A.B.E. neue Impulse. Unter dem Titel: „Hilfskrankenhaus Sankt Georgenstift“ wurde eine große Fastnachtsfeier durchgeführt. Im März fand in Gegenwart des Limburger Bischofs Ferdinand Dirichs die traditionelle Thomasakademie statt. Den Hauptvortrag hielt P. Joseph Loosen über „Die Gegenwart Christi in der Kirche nach der Enzyklika ‚Mediator Dei‘“.

Auch das Sommersemester brachte viele den Studienalltag auflockernde Ereignisse und Erlebnisse. Am Fronleichnamstag hielten die drei Nachbarpfarreien „magna cum pompa“ eine eucharistische Prozession im Sankt Georgener Park. Am 20. Juni feierte man wie in jedem Jahr das große Sankt Georgener Sommerfest.

Etwas Besonderes war für die Semesterferien im Sommer zu vermelden: 50 Seminaristen reisten vom 10. August an und für sechs Wochen in die Schweiz, um sich einige Wochen hindurch zu erholen. Unter ihnen war auch

⁷⁰ Ein kurzer Nachruf in den SGB, SS 1948, 5.

⁷¹ Ein kurzer Nachruf ebd.

⁷² Ein kurzer Nachruf in den SGB, WS 1948/49, 9.

z.B. der Alumnus Ludwig Bertsch, der nach Gluringen im Wallis geschickt wurde. Diese Aktion wurde durch das Betreiben von P. Ludger Born und auf Einladung der Schweizer-Caritas-Zentrale in Luzern möglich.

Das Wintersemester 1948/49 begann Anfang November. Einige Wochen später, Anfang Dezember, kamen alle Sankt Georgener zum traditionellen Sankt Nikolausabend zusammen. Am dritten Adventssonntag veranstalteten die Alumnen für eingeladene Gäste eine Akademie über den Priesterberuf und über den Priestermangel in Deutschland. Sie hatten dieses Treffen sehr sorgfältig vorbereitet. Die Zahl der Gäste, die gekommen waren, war groß. Die meisten waren Laien, die sich Sankt Georgen verbunden fühlten. Im Mittelpunkt des Tages standen zwei Referate zum Thema „Priesternot – Ruf und Antwort“. Die Alumnen fühlten sich durch die Gespräche, die sie mit den Frankfurter katholischen Laien über „ihr Thema“ hatten führen können, sehr bereichert und ermutigt, ihren Weg weiterzugehen.

Im Advent 1948 wurde auch die Pfarrkirche in Oberrad, die im Krieg schwer beschädigt worden war, wieder eingeweiht. Daraufhin brauchten die Oberräder Katholiken nicht mehr nach Sankt Georgen kommen, um hier ihre Gottesdienste zu feiern, – was sie mehrere Jahre hindurch getan hatten.

1949

Der Wiederaufbau Sankt Georgens war noch längst nicht abgeschlossen. Große Aufgaben standen noch bevor. Es hatte sich schon am Ende des Vorjahrs abgezeichnet, dass an der Stelle des ehemaligen Lindenhauses wieder ein Gebäudekomplex entstehen sollte, der vorwiegend einen Wohnraumzuwachs bringen sollte. Es wurde deshalb entschieden, dass das künftige Lindenhaus die Höhe des Neubaus haben sollte, also fünf Stockwerke hoch gebaut werden sollte. Konsequenterweise musste dasselbe für den Zwischenbau vorgesehen werden. So entschied man sich, den ja bereits zu einer gewissen Höhe gewachsenen Zwischenbau weiterzubauen – schließlich fünfgeschossig, sodass er dieselbe Höhe erreichte wie der Neubau. Und auch das Lindenhaus sollte dann auf fünf Geschosse angelegt werden. Mit der Fertigstellung des Zwischenbaus wurde viel neuer Raum gewonnen. Im Erdgeschoss wurde das Refektor der Jesuitenkommunität eingerichtet. Daneben befanden sich einige Sprechzimmer. Im ersten Stockwerk lagen einige Wohn- und Arbeitszimmer für Patres. Der wichtigste Raum im zweiten Stockwerk war ein Hörsaal. Den Schwerpunkt des dritten Stockwerks bildete eine Hauskapelle für die Jesuitenkommunität. Das vierte Stockwerk beherbergte ein Oratorium und einen Gemeinschaftsraum. Im fünften Stockwerk schließlich gab es noch Platz für zwei größere Räume.

Mit dem Aufbau des Lindenhauses konnte dann endlich im August 1949 begonnen werden. Man rechnete damit, dass man nahezu ein Jahr brauchen würde, bis dass die neuen Räume würden bezogen werden können. Die Fundamente des alten Lindenhauses konnten teilweise erhalten bleiben, teilweise mussten sie beseitigt werden. Welche Pläne hatte man für die Nutzung der Lindenhauses? Im ersten Stockwerk sollte es Räume für die Erholung, einen Seminarraum und einen Raum für eine Handbibliothek geben. In den darüberliegenden Stockwerken waren Wohn- und Arbeitszimmer für die Patres, für die Scholastiker und für die Brüder vorgesehen. Diese Vorstellungen wurden dann auch verwirklicht. Das Lindenhaus würde – so war man gewiss – in der Folgezeit ein wichtiger, großer neuer Baukörper im Gesamtgefüge Sankt Georgens sein. In derselben Zeit, in der der Aufbau des Lindenhauses in Angriff genommen wurde, – Anfang August 1949 – wurden in anderen Teilen des Hauses Gänge und Räume mit Feinputz versehen.

Es versteht sich von selbst, dass alle Wiederaufbaumaßnahmen kostspielig waren. Das hatten auch die Seminaristen erfasst, die daraufhin in den Weihnachtsferien 1948/49 Geld zu sammeln unternahmen. Diese Aktion war nicht ohne Erfolg: die Alumnen brachten eine nicht geringe Geldsumme für den Wiederaufbau von Sankt Georgen zusammen.

Die Kommunität erfuhr einigen Zuwachs: P. Hubert Koffler, der kriegsbedingt mehrere Jahre hindurch in Offheim – 1942 als Kaplan – und in Elz bei Limburg – 1942–1949 als Rektor des Josefshauses – gewohnt hatte und dem Limburger Offizialat beratend geholfen hatte, kehrte am 29. April nach Sankt Georgen zurück. Am 27. September trafen P. Otto Semmelroth (Dogmatik) aus Büren und P. Josef Haspecker (Exegese des Alten Testaments) aus Rom ein. Ab Mai lehrte P. Heinrich Maas die alten Sprachen, so dass P. Karl Fulst nach Büren gehen konnte. Am 26. September wurde P. Johannes B. Bicheroux Subregens im Alumnat. Als Spiritual der Theologen unter den Alumnen war P. Hans Haecker schon vom Vorjahr her tätig. Nun wurde er zusätzlich für die Brüder zuständig. P. Ansgar Holtschneider wechselte nach Düren. Anstelle von P. Ludwig Dargel wurde im Juli P. Ulrich Schaefer Sekretär des Rektors. P. Ludger Born, der seit Herbst 1946, also drei Jahre hindurch, den Wiederaufbau Sankt Georgens tatkräftig und erfolgreich geleitet hatte, zog nach Dortmund um. Seine Stelle nahm fortan P. Clemens Brockmüller an. P. Leonhard Gilen schloss in Mainz sein Doktoratsstudium ab. Die Brüder Antonius Stoll und Johannes B. Wessel gingen nach Godesberg, Br. Martin Kirch nach Essen. Br. Rudolf Claus nach Köln. Br. Leo Schultz kam als Sozius des Bibliothekars, Br. Matthias Hoffeld als Schneider sowie Br. Heinrich Schulte und Br. Günter Haeseler zum zeitbegrenzten Einsatz beim Bauen nach Sankt Georgen.

190 Alumnen begannen das Sommersemester 1949, 207 das Wintersemester 1949/50. Am 10. Oktober rückten insgesamt 30 Neue ein. Mit dem Beginn des Wintersemesters war es möglich, die Philosophen und die Theologen wieder mehr zusammenzuführen. Der inzwischen verfügbare Raum ließ dies zu. Nun konnten sie die Heilige Messe wieder gemeinsam feiern und das Frühstück gemeinsam einnehmen.

Die Mehrzahl der Alumnen studierten für das Bistum Limburg. Doch war ihre Zahl nicht so hoch, dass man hätte erwarten können, dass sie eines Tages die kriegsbedingten Lücken ganz hätten schließen können. Dies bereitete den

Verantwortlichen im Bistum nicht geringe Sorgen. Dazu kam, dass man auch auf die tatsächlich in Sankt Georgen studierenden Alumnen mit einer gewissen Sorge blickte. Viele von ihnen hatten den Krieg an der Front und in Lagern erlebt. Dann waren sie zum Studium gekommen. Sie brachten Erfahrungen eigener Art mit, waren aber in anderen Hinsichten für ein Studium der Philosophie und der Theologie nur ungenügend vorbereitet. In den Ferien hatten viele von ihnen auch keine Zeit, die Bildungslücken zu schließen – sie mussten Geld verdienen, um ihre Studien bezahlen oder auch die Familien, aus denen sie stammten, finanziell unterstützen zu können.

Als Nachfolger des verstorbenen Bischofs Dirichs wurde Dr. Wilhelm Kempf, der auch einige Jahre in Sankt Georgen studiert hatte, gewählt und am 25. Juli geweiht. Die Freude darüber war in Sankt Georgen groß. Als er am 1. und 2. Dezember zu Besuch kam, betonte er vor den Alumnen drei Punkte: sie sollten erstens einen apostolischen und also nicht-bürgerlichen Lebensstil pflegen, sie sollten zweitens die Sorgen und Nöte der Menschen in ihrem Herzen tragen und bei ihren Antworten darauf aus den tiefen Quellen der Theologie, nicht aber aus Zisternen schöpfen, sie sollten drittens die brüderliche Liebe hochschätzen, zumal innerhalb der Alumnenjahrgänge. Ähnliches hatte er schon beim Treffen der „Alt-Sankt-Georgener“, das vom 27. September bis zum 1. Oktober stattgefunden hatte, empfohlen.

Ende September fand in Sankt Georgen ein „Ehemaligen-Treffen“ statt. Es war ein brüderliches Wiedersehen, das alle froh machte. Innerhalb des Besuchsprogramms wurde ihnen auch noch einmal eine Kostprobe aus dem Bereich der Lehre angeboten. Damals sprachen P. Otto Semmelroth, P. Gustav Gundlach, P. Oswald von Nell-Breuning und P. Johann B. Kugelmeier zu den „Alt-Sankt-Georgenern“. Das Treffen wurde als so wichtig empfunden, dass man eine gelegentliche Wiederholung befürwortete.

Viele einzelne Ereignisse ergänzten den „ordo solitus“ in Seminar und Hochschule. Gleich am Beginn des Jahres, nach der Rückkehr aus den Weihnachtsferien, fanden die Jahresexerzitien statt. P. Wilhelm Bönner gab sie für die Theologen, P. Heinrich Kreutz für die Philosophen. Nachdem schon am 2. Februar P. Felix Mellentin in Sankt Georgen seine letzten Gelübde abgelegt hatte, tat dasselbe am ersten Fastensonntag P. Joseph Fuchs. Der Ablegung der Gelübde beizuwohnen, war für die meisten Alumnen ein großes Erlebnis. Der Tag wurde als gemeinsamer Festtag gefeiert. Am 31. Mai be-

suchte der Generalsekretär der A.B.E., Dr. Paul Benkart, Sankt Georgen. Er schilderte die Probleme der Kirche in der Diaspora. Am 20. Juni nahm der Organist der Sankt Antoniuskirche, Herr Stollenwerk, in Sankt Georgen die Aufgabe der kirchenmusikalischen Ausbildung der Alumnen auf. Am 26. Juni fand das Sommerfest statt.

Donnerstags abends kamen einige Patres und Seminaristen zum Musizieren zusammen. P. Otto Semmelroth spielte die Geige, P. Ulrich Schäfer das Cello, einige Seminaristen andere Instrumente.

Am 29. Oktober verkündete P. Rektor Nikolaus Junk, dass es in Zukunft die Einrichtung der Freisemester geben würde. Im 5. und 6. Semester könnten und sollten die Seminaristen außerhalb von Sankt Georgen studieren und so neue Erfahrungen machen. Am 6. Dezember fand ein großer Nikolausabend statt. Am 8. Dezember wurde die Marianische Kongregation der Alumnen gegründet. Im übrigen waren die Sankt Georgener Patres seelsorglich und wissenschaftlich viel unterwegs. Umgekehrt fanden in Sankt Georgen die verschiedensten Treffen von Jesuiten und anderen statt.

1950

Eines der freudigsten Ereignisse des Jahres war für die Niederdeutsche Provinz und für Sankt Georgen die Verlegung der Theologischen Fakultät SJ von Büren nach Frankfurt. Damit kam ein Anliegen, das, solange Sankt Georgen existiert hatte, immer wieder erwogen worden war, zur Verwirklichung. Für die Geschichte Sankt Georgen war dieses Ereignis ein erstrangiger Markstein.

Am 7. März wurde in Büren die Überführung der Theologischen Fakultät SJ nach Frankfurt in würdiger Weise gefeiert. Dort legte am 9. März P. Maximilian Breig SJ aus der Oberdeutschen Provinz als letzter das Examen ad gradum ab. Mitte März siedelten die Theologieprofessoren und 11 Scholastiker nach Frankfurt um. In denselben Tagen wurden auf einigen Lastwagen etwa 20.000 Bücher und viel anderes Umzugsgut nach Sankt Georgen transportiert. Beim Abladen der Wagen halfen alle mit – die Patres, die Scholastiker, die Alumnen, auch P. Rektor Nikolaus Junk. Jetzt bekam die Sankt Georgener Kommunität großen Zuwachs. Es kam P. Friedrich Buuck, der bis dahin der Rektor in Büren gewesen war und das Sankt Georgener Rektorsamt am 27. April übernahm, während P. Nikolaus Junk, dessen Amtszeit zu Ende ging, als Studienpräfekt im Alumnat zunächst noch für eine kurze Zeit in Frankfurt blieb, bevor er am 22. August 1951 in Köln P. Hermann Deitmer als Provinzial ablöste. Es kamen auch P. Heinrich Bacht, P. Johannes Beumer (schon 1949) (Fundamentaltheologie), P. Bernhard Brinkmann (-Exegese des NT), P. Alois Grillmeier (Dogmatik), P. Hans Hirschmann (Moraltheologie), P. Otto Semmelroth (Dogmatik), P. Heinrich Weisweiler (Dogmatik, Studienpräfekt der Scholastiker), P. Karl Wennemer (NT), P. Joseph Ternus (Dogmatik), P. Adolf Schönmetzer (für das Chalkedon-Werk), Br. Johannes B. Wagner (Koch, anstelle von Br. Heinrich Thyssen), Br. Heinrich Meier (Schreiner), Br. Bernhard Heitker (Schuhmacher), Br. Fritz Wellner (Sekretär, P. Ulrich Schaefer ablösend).

Naturgemäß war die Verlegung der Theologischen Fakultät SJ nach Sankt Georgen mit der Aufgabe verbunden, alle Vorkehrungen für die beginnende Arbeit in Angriff zu nehmen. Es war günstig, dass einstweilen die Zahl der Scholastiker noch gering war. Sie betrug bis zum Ende des Sommersemesters nur 11. Diese Scholastiker legten Mitte Juli ihre Schlussexamina ab und ver-

ließen dann Sankt Georgen. Nur zwei von ihnen blieben noch. Da in der Zeit des II. Weltkrieges praktisch keine Aufnahmen in die Gesellschaft Jesu stattgefunden hatten, gab es einstweilen keine Scholastiker, die in Sankt Georgen ihre Theologiestudien hätten aufnehmen können. (Das sollte sich erst im Herbst 1953 ändern, als 25 neue Scholastiker ihr erstes theologisches Jahr begannen.)

Derweilen nahm der Wiederaufbau des Lindenhauses, das im Krieg sehr zerstört worden war, seinen Fortgang. Man hatte damit schon 1949 begonnen. Er konnte Anfang Mai 1950 abgeschlossen werden. Die Jesuitenbrüder und die Arbeiter der Fa. Philipp Holzmann führten die Baumaßnahmen aus. Mit dem Ergebnis war man zufrieden. Das Lindenhaus war nun größer als vor dem Krieg. Im zweiten und im dritten Stock befanden sich 20 Wohn- und Arbeitszimmer für die Patres, im vierten Stock 20 Zimmer für die Scholastiker und im fünften Stock 20 Zimmer für die Brüder. Im ersten Stock fanden zunächst so unterschiedliche Einrichtungen wie eine Handbibliothek und eine kleine Schreinerwerkstatt ihren Platz. Im Zwischenbau befanden sich im Kellerbereich die Lagerräume der Küche und die Brausebäder der Alumnen. Im Erdgeschoss des Zwischenbaus war von Anfang Mai an das Refektor der Kommunität untergebracht. Im ersten Stock lagen das Provinzialszimmer, das Rektorszimmer, das Zimmer des Studienpräfekten, das Sekretariat und die Kasse. Im zweiten Stock befanden sich die Hauskapelle der Kommunität und das Rekreationszimmer der Patres, im dritten Stock ein kleiner Hörsaal und von Mitte Dezember 1950 an eine Zelebrationsaula. Im vierten Stock schließlich war das „Auditorium maximum“ untergebracht, das freilich in Wirklichkeit bescheidene Maße aufwies (27m mal 7 m, 2,80 m in der Höhe). Der frühere große Hörsaal, der im Erdgeschoss des Neubaus und in dessen östlichem Viertel lag, war fortan die Kapelle der Alumnen, – bis dass später der Plan einer eigenen Kirche, die dem Neubau vorgelagert sein sollte, verwirklicht war.

Die Bibliothek wuchs auf 90.000 Bände an, nachdem größere Bestände aus Büren und aus Aachen nach Frankfurt gekommen waren. Mit Fleiß und Geschick machte P. Leo Ueding die Bücher in der Bibliothek im Lindenhaus zugänglich.

Br. Julius Kox entwickelte den Park weiter. Immer noch waren Kriegsschäden zu beseitigen. Er befestigte die Wege, pflanzte kostbare neue Bäume

und Sträucher an. Am 2. November starb im Alter von 75 Jahren Br. Wilhelm Schnecking, der von 1940 an als Gärtner in Sankt Georgen tätig gewesen war und also einerseits der Nachfolger, andererseits der Vorgänger von Br. Julius Kox gewesen war.⁷³

Während sich die von Büren nach Frankfurt gekommenen Jesuiten einrichteten und die Arbeit der Theologischen Fakultät einerseits schon aufnahmen, andererseits aber auch langfristig und im Blick auf die zu erwartenden Gegebenheiten vorbereiteten, ging das Leben in der Hochschule und im Seminar seinen normalen Gang. Man freute sich, dass Speis und Trank sich zu „normalisieren“ begannen, nachdem einige Jahre hindurch, unterstützt von Brasilien und Kanada aus, bisweilen ärmliche Mahlzeiten gereicht worden waren.

Schon am 9. Februar besichtigten einige Alumnen zusammen mit P. Oswald von Nell-Breuning die Opelwerke in Rüsselsheim. In derselben Zeit wurde das Faschingsfest mit viel Phantasie gefeiert. Am 10. März kam P. Lombardi nach Sankt Georgen und berichtete über seine Arbeit.

Am 9. Mai begann, wegen der Baumaßnahmen ein wenig verspätet, das Sommersemester 1950. 215 Alumnen war eingeschrieben, davon 60 Neue. Um alle in Ruhe verpflegen zu können, waren die Essenszeiten gestaffelt. In den Ferien verdienten sich nicht wenige Alumnen ein Zugeld dadurch, dass sie bei den Aufräum- und Aufbaumaßnahmen in Sankt Georgen Hand anlegten. Im Sommersemester gab es die üblichen Aktivitäten, das Sommerfest, die Teilnahme an den verschiedenen kirchlichen Festen in Frankfurter Pfarreien, Besuche verschiedener Persönlichkeiten.

Im Zusammenhang mit der Dogmatisierung der „*Maria assumpta in caelum*“ brachte die Theologische Fakultät SJ Ende Oktober das *opus commune* von zehn Professoren „Die leibliche Himmelfahrt Mariens. Theologische Beiträge zum neuen Dogma im Dienste der Seelsorge“ heraus. Über dasselbe Thema sprachen Sankt Georgener Patres an verschiedenen Orten – P. Heinrich Bacht für Jugendliche in Rüdesheim, P. Otto Semmelroth an den Universitäten Marburg, Darmstadt, Köln, Erlangen, Kiel, außerdem in Hamburg und in Osnabrück – stets vor großen Auditorien.

⁷³ Ein kurzer Nachruf auf Br. Schnecking findet sich in den SGB, Juni 1951, 23.

Anfang September tagten zum ersten Mal in Sankt Georgen die deutschsprachigen „Sozialisten SJ“, also die Patres, die im sozialen Apostolat tätig waren. Ungefähr 25 Patres nahmen teil – aus Deutschland, Österreich, Schweiz. P. Jakob David leitete die Tagung, in der nach einer „gemeinsamen Linie“ in der Arbeit gesucht wurde.

Am Pfingstmontag – 29. Mai 1950 – starb Dr. Jakob Herr, der von 1919 bis 1950 der Frankfurter Stadtpfarrer gewesen war. Solange Sankt Georgen bestand, zählte er zu seinen treuesten Freunden. Es gab keine Thomasakademie, an der er nicht teilgenommen hätte und bei der er nicht mit einer gescheiterten Objection in die Diskussion eingegriffen hätte. Es gab kein wichtiges Ereignis in Sankt Georgen, dem er nicht beigewohnt hätte. Dr. Jakob Herr war Alt-Germaniker. Einen erheblichen Teil seiner Studien hatte er an der römischen Gregoriana absolviert. So hatte er frühzeitig eine Beziehung zu den Jesuiten aufgebaut, die sich dann in der treuen Begleitung der Sankt Georgener Aktivitäten bewährte.⁷⁴

⁷⁴ Weitere Informationen zu Dr. Jakob Herr in dem Nachruf, den P. WILHELM KOESTER verfasst hat: SGB, Juni 1950, 2–3.

1951

Das Jahr 1951 war ein Jahr der Übergänge. Der Wiederaufbau der früheren Gebäude, soweit sie weiter verwendet werden sollten, war im wesentlichen abgeschlossen. Die Gebäude, in denen sowohl die Jesuitenkommunität, die in den folgenden Jahren wachsen sollte, als auch die Theologische Fakultät unterkommen würden, wurden erst langsam angedacht, aber einstweilen noch nicht konkret geplant und gebaut. Die Philosophisch-Theologische Hochschule hatte sich wieder gefestigt, und ihre Mitglieder, Alumnen und Professoren und die Verantwortlichen im Seminar, konnten ihren Aufgaben in geregelter Weise nachgehen. Die Arbeit der Theologischen Fakultät, sofern damit die Lehrveranstaltungen für die Scholastiker gemeint sind, hatte noch nicht begonnen.

Hier und da wurden bauliche Maßnahmen noch ergänzt, Räume neu nutzbar gemacht. Im Bereich der Überreste des Altbaus wurden Werkstätten eingerichtet. Im Erdgeschoss des Lindenhauses wurde der mittlere Raum zu einer einfachen Hauskapelle umgerüstet. Am 7. August 1951 wurde sie eingeweiht. An die Kapelle schloss sich ein Aufenthaltsraum für die Patres an. Hier standen in offenen Schränken etwa 200 Zeitschriften zur Verfügung. Auch ein Raum für die Brüder befand sich fortan im Erdgeschoss. Der Saal, der zuvor im Zwischenbau als Hauskapelle der Jesuiten gedient hatte, wurde zum Erholungszimmer der Alumnen, und das ehemalige Erholungszimmer der Patres im Zwischenbau wurde nun zum Raum für die Handbibliothek der Alumnen. In den Alumnenzimmern wurden die Schränke aufgearbeitet, die Wände neu tapeziert. Auch an anderen Stellen im Haus und auch im Park wurde vieles erneuert. Br. Julius Kox pflanzte 123 Äpfel- und Pflaumenbäume an. Viele der Arbeiten konnten durch die Jesuitenbrüder ausgeführt werden. Dies hielt die Kosten niedrig.

Die Jesuitenkommunität und das Professorenkollegium erhielten Zuwachs durch P. Hans Wolter (Kirchengeschichte), P. Josef Schroll (Kirchenrecht). P. Heinrich Bacht wurde im Herbst Leiter der Bibliothek, P. Leo Ueding Studienpräfekt. P. Klemens Brockmüller zog nach Münster um. Die Homiletikausbildung in Sankt Georgen übernahm P. Heinrich Meer. P. Heinrich Maas wechselte nach Eringerfeld, um die Novizen zu unterrichten. Seine Kurse in Latein und in Griechisch übernahm P. Bernhard Brinkmann, den

Hebräischkurs P. Johannes Beumer. Br. Hermann Altensell löste Br. Matthias Hoffeld als Schneider ab. Br. Wilhelm Krüssel wurde nach Eringerfeld destiniert.

Als am 1. Mai das Sommersemester 1951 begann, zählte die Hochschule 229 Alumnen. Im Herbst, am 23. Oktober, zum Beginn des Wintersemesters waren es 189, davon zwei Drittel Philosophen und ein Drittel Theologen. Sie stammten aus den Bistümern Limburg, Osnabrück, Hildesheim, Berlin, Aachen, Regensburg, Mainz, Würzburg, Trier. Auch 11 Claretiner studierten in Sankt Georgen. P. Josef Schroll wurde am 1. Oktober zum Subregens der Philosophen ernannt, P. Hans Wolter zum Subregens der Theologen. P. Josef Fuchs erhielt die Aufgabe des Spirituals für das ganze Alumnat. Im Alumnat fiel die Lebendigkeit der als Marianische Kongregation auftretenden Alumnengruppe auf. Ein Mitglied der Gruppe trat ins Noviziat SJ ein. In der *Historia domus* 1951 heißt es: „Unus sodalium nomine Bertsch in novitiatum SJ ingressus est“.

Im übrigen waren die Patres in beachtlichem Maße innerhalb und außerhalb von Sankt Georgen tätig – in Exerzitien, in Primanerakademien, im Bereich der pfarrlichen Bildungsarbeit, durch Mitgliedschaften in öffentlichen und kirchlichen Gremien, durch Teilnahme an wissenschaftlichen Kongressen etc. Die Liste der Aktivitäten ist eindrucksvoll und lang.

– Im August leitete P. Herbert Roth für 28 Priester in Sankt Georgen die 30tägigen Exerzitien.

– Vom 6. bis zum 10. August fand in Sankt Georgen eine „Altgermanikertagung“ statt. Ungefähr 50 Altgermaniker waren gekommen, darunter drei Bischöfe: Kempf (Limburg), Wendel (Speyer), Wehr (Trier).

– Vom 22. bis zum 29. August fand in Sankt Georgen der 5. Internationale Soziologen Kongress SJ statt. 20 Professoren und Fachleute aus 15 Provinzen waren anwesend. Thema waren Probleme der Bevölkerungsentwicklung. Die PP. Albert Hartmann, Hans Hirschmann, Oswald von Nell-Breuning nahmen teil. Begrüßt wurde ein Ausflug nach Heidelberg.

Von Ende 1951 an wurde die nicht neue Frage des Standortes für das Scholastikat von P. Provinzial Nikolaus Junk, der seit August 1951 im Amt war, und seinen Konsultoren überraschenderweise noch einmal mit neuer Intensität erörtert. Die Patres Fuhrmann, der der Provinzprokurator war, und Seelen, der mit der Sorge für das Ignatiuskolleg in Valkenburg beauf-

trägt war, waren hier besonders tätig. Man konnte sich auf einen in der Provinz unüberhörbaren Wunsch berufen, das Scholastikat, das einstweilen in Sankt Georgen ja noch nicht in Erscheinung getreten war – das sollte erst ab 1953 der Fall sein –, wiederum in Valkenburg zu errichten. Dort könne man leichter an die Traditionen anknüpfen, es sei dort ruhiger. Man war sich aber auch der Schwierigkeiten bewusst, die dies nach sich ziehen würde. P. General Joh. B. Janssens entschied schließlich, das Scholastikat solle auf provinzeigenem Gebiet liegen. Das bedeutete konkret: nicht nur die Theologische Fakultät SJ, sondern konsequenterweise auch das Scholastikat SJ sollten in Zukunft in Sankt Georgen beheimatet sein. Eigenartigerweise hegte man im Blick auf die somit bevorstehenden Gegebenheiten in Sankt Georgen vor allem die Sorge, dass es schwierig sein könnte, eine klare „Separatio“ der Scholastiker von den Alumnen und der Alumnen von den Scholastikern durchzusetzen.

Die Architekten Kaiser (Köln) und Gärtner (Essen) erhielten den Auftrag, Entwürfe für die nun notwendig gewordenen Bauerweiterungen einzureichen. Ihre Entwürfe wurden jedoch nicht übernommen, weil Neubauten in ihrem Sinn zu teuer sein würden. Schließlich einigte man sich darauf, im Sinne der Vorschläge von P. Fritz Fuhrmann den Zwischenbau und das Lindenhäus, die nach dem Krieg bereits wieder aufgebaut worden waren, für die Aufnahme des Scholastikats herzurichten. Architekt Bischof aus Frankfurt betreute den Ausbau, wobei er den einhelligen Beifall des Provinzials und der Konsultoren fand. Doch konnte dies nur eine Übergangslösung sein, da schon bald mit einem erheblich erweiterten Bedarf zu rechnen sein würde.

Im Herbst 1951 feierte Sankt Georgen das Jubiläum des 25-jährigen Bestehens. Die Feiern zogen sich über zwei Monate hin:

– Vom 19. bis zum 26. September waren etwa 80 bis 90 frühere Alumnen anwesend, außerdem mehrere Patres und Brüder, die früher einmal in Sankt Georgen tätig gewesen waren. In den ersten dieser Tage, vom 19. bis zum 24. September, gab P. Otto Semmelroth für die Gäste die Geistlichen Übungen. An den beiden folgenden Tagen hielten einige der jungen Professoren Vorträge: P. Otto Semmelroth „Quomodo in ecclesia Deus et homo inter se occurant“; P. Joseph Loosen „Quomodo in vita gratiae Deus cum homine concurrat“; P. Johannes Beumer „Quibus viis veteribus et novis Deus homini obviam fiat in fide“; P. Josef Fuchs „Quomodo Deus hominis conscientiae

hisce rebus atque hoc momento occurat“. An alle Vorträge schlossen sich lebhaft Diskussionen an. Der zweite dieser Vortragstage, der 26. September, mündete in eine Feier ein, bei der P. Rektor Friedrich Buuck, P. Provinzial Nikolaus Junk und Bischof Wilhelm Kempf sprachen. Im übrigen prägte die humorvollen Erinnerung an die früheren Jahre den Abend.

– Am 8. November fand vormittags eine große öffentliche Feier statt. Nach der Begrüßung durch den Rektor P. Friedrich Buuck zeichnete P. Leo Ueding die ersten 25 Jahre der Geschichte Sankt Georgens nach. Dann ergriff Bischof Wilhelm Kempf das Wort und erinnerte an den Gründungsbischof Augustinus Kilian und an die Programmworte „scientia“ und „pietas“, die er Sankt Georgen bei seiner Gründung auf den Weg mitgegeben hatte. Kultusminister Dr. Schnell, Bürgermeister Dr. Leiske und der Universitätsrektor Prof. Dr. J. Rajewski sprachen Grußworte. Anwesend waren auch der Abt von Marienstatt RRD. Dr. Eicheler, der Limburger Generalvikar RRD Merkel und der Kapitulardekan RRD. Dr. Rauch, auch Vertreter der Bischöfe von Mainz und Aachen, die Regenten der Seminare von Limburg – Prof. Dr. Pappert – und von Königstein – Dr. Kleineidam. (Die Bischöfe von Osnabrück Dr. Berning und von Hildesheim G. Machens hatten schon zuvor einen Gratulationsbesuch abgestattet.) In der Feierstunde hielt P. Alois Grillmeier den Hauptvortrag. Aus Anlass des 1500-jährigen Jubiläums des Konzils von Chalkedon sprach er über „Tradition, Moderation, Definition“ auf dem Konzil. Die festliche Akademie fand in dem „Auditorium maximum“ statt, zu dem man die Kapelle umgerüstet hatte. Unter Leitung von Hans Bernhard umrahmte ein Kammerorchester die feierliche Stunde, an die sich ein großes gemeinsames Mittagmahl anschloss.

– Aus Anlass des 25-jährigen Bestehens Sankt Georgens warben – unterstützt durch P. Rektor Friedrich Buuck – die Theologen um eine finanzielle Unterstützung für die Anschaffung einer neuen Orgel. Sie verteilten ein Blatt mit diesem Text:

„In diesen Tagen begeht die Theologengemeinschaft der Phil. Theol. Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main das Fest des 25-jährigen Bestehens ihrer Hochschule! Es waren 25 Jahre bewegter Geschichte! In diese Zeit fiel der 2. Weltkrieg, fielen die Tage grausamster Zerstörung, denen nicht nur die Wohn- und Wirtschaftsgebäude der Hochschule, sondern auch die Kapelle zum Opfer fielen. Inzwischen konnte der Wiederaufbau in er-

staunlicher Weise vorangetrieben werden, allerdings zunächst nur in den für die Weiterführung des Hochschul- und Alumnatslebens wichtigsten Teilen. Im Zuge dieser Maßnahmen wurde das ehemalige Auditorium Maximum für den Gottesdienst als Notkapelle würdig hergerichtet. Hier feiern wir nun Tag für Tag das Hl. Opfer, hier versammelt sich immer wieder unsere Gemeinschaft zum feierlichen Vollzug der kirchlichen Stundengebete, hier wird uns aber auch immer wieder ein großer Mangel schmerzlich bewusst: Denn noch immer fehlt uns hier eine Orgel! Sie werden vielleicht fragen, warum uns ein Harmonium nicht genüge. Dabei mögen Sie bitte bedenken, daß gerade an der Ausbildungsstätte künftiger Seelsorgspriester das Gotteslob in einer – in jeder Beziehung – möglichst vollkommenen Form gefeiert werden muß, und zwar deshalb weil der künftige Priester in den meisten Fällen den später von ihm selbst gestalteten Gottesdienst mit dem seiner Ausbildungszeit vergleichen und also von dort eine möglichst vollkommene Form als Maßstab mitnehmen muß. Aber selbst nur eine gewisse Vollkommenheit im liturgischen Dienst läßt sich nach allgemeiner Überzeugung mit einem Harmonium nicht erreichen. So werden Sie verstehen, wenn wir uns heute an Sie wenden mit der Bitte, uns durch einen Beitrag den Bau einer kleinen Orgel zu ermöglichen! Wir können die Mittel hierzu nur durch die Mithilfe derer aufbringen, denen die Ausbildung ihrer künftigen Priester ein Herzensanliegen ist. So bitten wir Sie nun sehr herzlich um Ihre liebenswürdige Mithilfe! ... Der Dank und das Gebet unserer Gemeinschaft sind Ihnen sicher.

In diesem Sinne begrüßen wir Sie mit vorzüglicher Hochachtung und bleiben Ihre dankbar ergebene Theologengemeinschaft der Ph.Th. Hochschule Sankt Georgen“.

Die Feiern zum 25-jährigen Bestehen Sankt Georgens waren eine Station auf einem weitergehenden Weg, der inzwischen die dreifache Länge hat. Das erste Drittel der bisherigen Geschichte – die Jahre 1926 bis 1951 – war die Zeit der ersten Weichenstellungen, die Zeit der Aufbaus, der Zerstörungen und des Wiederbeginns. In manchen Jahren konnte das Haus die vielen Bewohner kaum fassen, in anderen Jahren lebte in Sankt Georgen nur noch eine „Trümmerwache“ von 12 Jesuitenpatres und -brüdern. In den sämtlichen Jahren wurde in Sankt Georgen gebaut, bisweilen entstanden große Gebäudekomplexe, manchmal wurden nur Lücken ergänzt und Mängel behoben. Bei allen zeitbedingten Gefährdungen waren die Jesuiten- und die Alumnaten-

kommunität doch innerlich recht gefestigt. Diese innere Stärke ergab sich aus dem gemeinsamen und unangefochtenen Bewusstsein, im christlichen Glauben und in der Katholischen Kirche, wie sie in den Bistümern und im Orden konkret erfahrbar wurde, einen festen Grund zu haben.

Teil II: Themen

A) Vorgeschichte und Beginn Sankt Georgens

Die wichtigsten Vorüberlegungen zur Gründung einer von Jesuiten geleiteten philosophisch-theologischen Ausbildungsstätte im Bereich der Diözese Limburg lassen sich bereits für die Jahre von etwa 1915 an ausmachen. An ihnen waren auf der einen Seite vor allem P. Ludwig Kösters SJ, der von 1915 bis 1921 als Provinzial die (damals noch eine) Deutsche Jesuitenprovinz leitete, auf der anderen Seite insbesondere der Limburger Bischof Augustin Kilian und sein Generalvikar Matthias Höhler, der 1920 starb, beteiligt. Diese Vorüberlegungen, sofern sie im Bereich der Diözese Limburg stattfanden, sind nach allen Seiten umfassend in einem eigenen Kapitel der von Klaus Schatz verfassten „Geschichte des Bistums Limburg“⁷⁵ dargestellt worden und brauchen hier nicht wiederholt zu werden. Die Limburger Überlegungen hatten ihre Parallelen in den im Bereich der Gesellschaft Jesu laufenden Beratungen, an denen intensiv auch die römische Ordensleitung beteiligt war. Bislang sind sie noch nicht eigens dargestellt worden.

Nur auf ein Dokument sei noch besonders hingewiesen. Es stammt aus dem Jahre 1914 und aus der Feder von P. Ludwig Kösters, der damals (also vor 1915) noch der Rektor des Kollegs von Valkenburg war. Es lässt in die frühesten Gedankengänge, die später und unter anderen Bedingungen in der Gründung Sankt Georgens verwirklicht wurden, Einblick nehmen. Der Verfasser verschickte damals einen als „vertraulich“ bezeichneten, gedruckten Brief an die Verantwortlichen vieler Ordensgemeinschaften und machte sie so mit seinen Überlegungen vertraut. Er meinte, andere Ordensgemeinschaften könnten sinnvollerweise ihre jungen Leute nach Valkenburg schicken, damit sie dort zusammen mit den Jesuitenscholastikern eine gründliche philosophisch-theologische Ausbildung erhielten. Die Größe des Valkenburger Lehrkörpers und die sonstigen in Valkenburg gegebenen Bedingungen legten

⁷⁵ Mainz 1983, 236–244. Weitere Informationen zur Vorgeschichte von Sankt Georgen findet man in W. LÖSER, Sankt Georgen 1926 (vgl. Fußnote 2).

eine derartige Fortentwicklung zugunsten aller sich möglicherweise Beteiligten nahe. In diesem Brief beschrieb P. Ludwig Kösters auch ein Valkenburger Studienprogramm, das aus einer „allgemeinen Ausbildung“ und einem „Ergänzungskurs“ bestehen könnte. Die „allgemeine Ausbildung“ würde zwei Abschnitte umfassen – einen 2- oder 3jährigen Kurs in Philosophie und einen 4jährigen Kurs in Theologie. In beiden Kursen gäbe es Pflichtfächer und „Freifächer“. In vorsichtiger Weise deutete P. Kösters auch an, dass die Ausrichtung eine thomistisch-scholastische sein werde.⁷⁶

Dieses Dokument aus dem März 1914 zeugt zum einen von der immer weit vorausschauenden planerischen Phantasie und Energie von P. Ludwig Kösters und zum anderen von den ersten konzeptionellen Vorstellungen einer zukunftssträchtigen akademischen Ausbildungseinrichtung der deutschen Jesuiten, die auch weiterhin deren Bemühungen prägen und bis in die ersten Sankt Georgener Studien- und Prüfungsordnungen hinein erkennbar bleiben sollten.

Was mehr als zehn Jahre hindurch ausführlich und gründlich durchdacht und vorbereitet worden war, konnte im Jahre 1926 sogleich in die verschiedensten für die weitere Zukunft weichenstellenden Dokumente einfließen:

– in den „Hochschulvertrag“, den Bischof Dr. Augustinus Kilian für das Bistum Limburg und P. Provinzial Bernhard Bley für die Niederdeutsche Provinz SJ am 13. November 1926 unterzeichneten.⁷⁷

– in die „Collegii et Convictus sacratissimi Cordis Jesu Statuta“⁷⁸, ohne Datum, aber aus dem Jahre 1926 stammend.

– in das erste Vorlesungsverzeichnis – WS 1926/27⁷⁹;

– in die erste Zusammenstellung von Prüfungsthesen⁸⁰;

– in den Briefwechsel mit dem Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Berlin, der am 29. Dezember 1926 zur staatlichen Anerkennung Sankt Georgens als „zur wissenschaftlichen Vorbildung der Geistlichen geeignetem Seminar“ führte.

⁷⁶ Dieser Brief ist in Auszügen in „Teil III: Texte“ abgedruckt: S. 217–219.

⁷⁷ Vgl. „Teil III: Texte“, S. 220–222.

⁷⁸ Vgl. ebd., S. 223–225

⁷⁹ Vgl. ebd., S. 226.

⁸⁰ Vgl. den Auszug des Textes ebd., S. 227f.

Als Sankt Georgen im Herbst 1926 seine Arbeit aufnahm, war man also bezüglich der Vorstellungen, die man verwirklichen wollte, sehr gut gerüstet. Als am 30. Juli 1929 vom Limburger Bischof Augustinus Kilian und vom Provinzial der Niederdeutschen Provinz, Johannes Lauer, ein Ergänzungsvertrag⁸¹ zum Grundvertrag von 1926 geschlossen wurde, wurde eine jesuitische Studienausrichtung für die Alumnen mit auffallender Eindeutigkeit festgelegt. Im Ergänzungstext zu Art. 5 heißt es nun: „Der wissenschaftliche Studienbetrieb richtet sich nach den Vorschriften der Ratio studiorum S.J. und erstrebt vor allem eine gründliche Durchbildung in scholastischer Theologie und Philosophie nach dem Geiste des hl. Thomas von Aquin.“ Für die Prüfungspraxis wird im Ergänzungstext zu Art. 6 bestimmt: „Für die Studierenden der Diözese Limburg findet am Ende eines jeden Semesters in der von der Ratio studiorum S.J. vorgesehenen Weise ein mündliches Examen statt aus den systematischen Fächern der Philosophie und Theologie, zu Beginn eines jeden Semesters ein solches aus den positiven Fächern, die im vorhergehenden Semester gehört wurden.“

Die damaligen studienkonzeptionellen Überlegungen und Entscheidungen hatten, wie man heute im Rückblick feststellen kann, eine weichenstellende Bedeutung. Sie wirken bis heute in auffallender Weise nach, wie ein Blick in die heute, 2001, geltenden Sankt Georgener Studien- und Prüfungsordnungen sogleich bestätigen würde.

⁸¹ Vgl. „Teil III: Texte“, S. 230–233.

B) Die rechtlichen Strukturen Sankt Georgens

Sankt Georgen konnte nur im Zusammenwirken der Niederdeutschen Provinz SJ und des Bistum Limburg entstehen. Eine öffentlich-rechtliche Grundlage für eine von der Gesellschaft Jesu in Deutschland geführte theologische Ausbildungsinstitution war damals nicht gegeben. Ein Bistum mit seinen besonderen staatskirchenrechtlichen Kompetenzen konnte hier subsidiär tätig werden. Bei der Errichtung Sankt Georgens wurde vom Art. 1 des Reichsgesetzes vom 29. April 1887 in Verbindung mit Art. 2 des Gesetzes vom 21. Mai 1886 Gebrauch gemacht. Art.1 des Gesetzes vom 29. April 1887 lautet: „Die Bischöfe von Osnabrück und Limburg sind befugt, in ihren Diözesen Seminare zu wissenschaftlicher Vorbildung der Geistlichen zu errichten und zu unterhalten.“ Art.2 des Gesetzes vom 21. Mai 1886 gibt nähere Bestimmungen für die Eröffnung der Seminare. Die beschränkende Bestimmung in Abs. 4, dass es den Seminaren nur gestattet ist, Studierende aus den Sprengeln aufzunehmen, für die sie errichtet sind, ist durch § 2 des Art.1 des Gesetzes vom 29. April 1887 ausdrücklich aufgehoben. An diese Gesetzesgrundlagen erinnerte die „Bekanntmachung“ des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 29. Dezember 1929 ausdrücklich, da es das durch den Limburger Bischof errichtete Seminar, gemeint ist Sankt Georgen, als für die wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen geeignet anerkannte.

Die erwähnten Gesetzesgrundlagen lassen die Bedeutung des ersten Satzes des Artikels 1 des Hochschulvertrags, den der Provinzial der Niederdeutschen Jesuitenprovinz Bley und der Limburger Bischof Kilian am 13. November 1926 unterzeichnet haben, in voller Klarheit erkennbar werden: „Der Bischof Augustinus Kilian errichtet zu Frankfurt am Main die philosophisch-theologische Lehranstalt Sankt Georgen der Diözese Limburg und überträgt deren Leitung, Unterricht und Betrieb wie auch die Leitung des mit der Anstalt verbundenen Konviktes der Niederdeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu.“ Aus dieser Bestimmung geht mit Klarheit hervor, dass die Philosophisch-Theologische Lehranstalt Sankt Georgen als eine Einrichtung des Bistums Limburg gegründet wurde. Sankt Georgen war also ursprünglich eine Einrichtung „bischöflichen Rechts“. Dieser Tatsache entsprechen auch die weiteren Beschreibungen der Kompetenz des Limburger Bischofs im Be-

reich „seiner“ Lehranstalt. Er beansprucht auf den meisten Gebieten die Letztverantwortlichkeit und die Erstzuständigkeit, z.B. im Bereich der Prüfungen, wo der entsprechende Artikel des Hochschulvertrags festlegt: „In welcher Art seine Studierenden durch ihre Professoren am Schlusse jeden Studienhalbjahres geprüft werden sollen, bestimmt nach Rücksprache mit der Leitung der Anstalt der Hochwürdigste Herr Bischof durch eine Prüfungsordnung. Die Ergebnisse der Prüfung sind dem Hochwürdigsten Herrn von der Leitung der Anstalt schriftlich mitzuteilen. Die wissenschaftliche Abschlußprüfung in den philosophischen und theologischen Fächern zum Eintritt in das praktische Seminar und zur Erlangung des Tischtitels finden nach der geltenden Prüfungsordnung unter dem Vorsitz des Diözesanbischofs oder seines Stellvertreters statt.“ Die „philosophisch-theologische Lehranstalt Sankt Georgen“ hat also im Sinne des Hochschulvertrags von 1926 als eine Einrichtung des Bistums Limburg zu gelten. Als Bischof Augustinus Kilian am 10. Januar 1927 im „Nassauer Boten“ seinem Klerus und seiner Diözese von der Gründung Sankt Georgens berichtete, sprach er von dem „von mir errichteten Priesterseminar“.⁸² Im Gründungsvertrag von 1926 kommt der Begriff „Kolleg“ (collegium) noch nicht vor. Dennoch wurde er von Anfang an gebraucht – z. B. im Katalog der Niederdeutschen Provinz SJ, wo Sankt Georgen ab 1927 unter dem Namen „Collegium et Convictus Sacratissimi Cordis Jesu“ aufgeführt wird. Alles spricht dafür, dass „collegium“ die neue Frankfurter Jesuitenkommunität und zugleich die vom Limburger Bischof gegründete und den Patres der Gesellschaft Jesu anvertraute Lehranstalt meinte. Am Anfang war es also so: innerhalb des „Kollegs“ als einer von den Jesuiten getragenen und gebildeten Größe existierte die Lehranstalt als eine vom Limburger Bischof gegründete und von ihm abhängige und durch ihn bezüglich ihrer öffentlichen Rechtsstellung getragene Einrichtung. Man beachte: die nähere Kennzeichnung des Kollegs lautete anfangs: Sacratissimi Cordis Jesu, die der Lehranstalt: Sankt Georgen.

Gegenüber dieser Ausgangslage ergab sich wenige Jahre später eine geringfügige Verschiebung. Am 30. Juli 1929 unterzeichneten Bischof Augustinus Kilian von Limburg und der Provinzial der Niederdeutschen Provinz SJ,

⁸² Die Verlautbarung des Bischofs vom 10. Januar 1927 ist in „Teil III: Texte“ abgedruckt, S. 229.

P. Johannes Lauer, einen „Ergänzungsvertrag“⁸³, der anerkannte und fest-schrieb, dass auch die Philosophisch-Theologische Lehranstalt Sankt Georgen ganz und gar in die Trägerschaft der Gesellschaft Jesu übergegangen sei. Der Bischof sicherte gleichzeitig zu, dass er die öffentliche Rechtsstellung der Lehranstalt auch weiterhin zu gewährleisten beabsichtige. Der Wortlaut des Art. 1 des Ergänzungsvertrags ist dieser: „Der Hochwürdigste Herr Bischof von Limburg erkennt das Collegium Societatis Jesu in Frankfurt a.M. (Collegium Sacratissimi Cordis Jesu, Philosophisch-Theologische Lehranstalt Sankt Georgen), welches außer den Ordensmitgliedern auch andere Theologiestudierende aufnehmen soll, als die theologische Lehranstalt (Seminar) der Diözese Limburg an und sichert ihm die vom Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung am 29. Dezember 1926 (Deutscher Reichsanzeiger und Preußischer Staatsanzeiger vom 4. Januar 1927) erteilte staatliche Anerkennung auch weiterhin im Sinne des Art. 9 des zwischen dem hl. apostolischen Stuhle und dem Freistaat Preußen geschlossenen feierlichen Vertrages und der übrigen einschlägigen Bestimmungen.“

Was im „Ergänzungsvertrag“ von 1929 festgelegt wurde, war in der Sache bereits in den „Statuta“ von 1926 angelegt⁸⁴. Dort ist vom „Collegium Sacratissimi Cordis Jesu“ so die Rede, dass es alles umgreift: die Lehranstalt und das Konvikt und die Kommunität SJ. Ein „rector collegii“ leitet sowohl die Lehranstalt als auch das Konvikt als auch die Jesuitenkommunität. Hier ist vorausgesetzt, dass die gesamte „Kolleg“ genannte Einrichtung von der Gesellschaft Jesu, konkret von der Niederdeutschen Provinz SJ, getragen wird. Das Bistum Limburg vertraut seine Seminaristen dem Kolleg zur Ausbildung an und trägt auf seine Weise dazu bei, dass das Kolleg existieren kann – rechtlich und finanziell.

Diese in den „Statuta“ schon vorgesehene, dann im „Ergänzungsvertrag“ nachvollzogene und festgelegte Form des Miteinanders der Niederdeutschen Provinz SJ, des Bistums Limburg und des Kollegs blieb auch in den folgenden Jahren und Jahrzehnten maßgeblich – trotz der Veränderungen, die nicht ausbleiben konnten und sich in einem weiteren Ergänzungsvertrag (14. Januar 1955) und in einem späteren Hochschulvertrag (1. April 1976 bzw. 18.

⁸³ Der „Ergänzungsvertrag“ ist in „Teil III: Texte“ abgedruckt, S. 230–232.

⁸⁴ Vgl. ebd., S. 223–225.

Juli 1984) sowie in einem Seminarvertrag (1. April 1976 bzw. 18. Juli 1984) niederschlugen. Die Änderung der Bezeichnung „Lehranstalt“ zu „Hochschule“ im Jahre 1934 brachte keine weiteren rechtlichen Änderungen mit sich. Die Versuche, Sankt Georgen zu einer „Theologischen Fakultät“⁸⁵ zu machen – z.B. 1936 – misslangen. Erst als 1950 Sankt Georgen offiziell zur Ausbildungsstätte für die theologischen Studien der Jesuitenscholastiker wurde, gab es hier – aber einstweilen klar von der Philosophisch-theologischen Hochschule getrennt – eine „Facultas theologica“. Erst später kam es zur Integration der „Facultas theologica SJ“ und der „Philosophisch-Theologischen Hochschule“.

⁸⁵ Eine „Theologische Fakultät“ – *facultas theologica* – ist eine Einrichtung päpstlichen Rechts. In der *Constitutio Apostolica „Deus scientiarum Dominus“* vom 24. Mai 1931 (AAS 23 [1931] 241–262) ist in Art. 1 festgelegt: „Universitates et Facultates studiorum ecclesiasticorum eae sunt, quae auctoritate Sanctae Sedis ad disciplinas sacras vel cum sacris connexas tradendas et excolendas instituuntur, cum iure conferendi gradus academicos.“ Und in Art. 4 heißt es: „Canonica erectio et suprema moderatio cuiusvis Universitatis et Facultatis studiorum ecclesiasticorum ... reservatur Sacrae Congregationi de Seminariis et Studiorum Universitatibus.“

C) Sankt Georgener Baugeschichte bis 1951

Als Sankt Georgen 1926 seine Arbeit aufnahm und die Jesuiten und die Seminaristen, zunächst in kleiner Zahl, ankamen und sich einrichteten, zogen sie zunächst in die geräumige „Villa Grunelius“, das Haupthaus, den „Altbau“⁸⁶, der sich in der westlichen Hälfte des Parks befand – dort wo heute die jetzt auch nicht mehr genutzte Kollegskirche steht, ein. Ein Jahr später bezogen sie auch das „Lindenhaus“, manchmal auch „Jagdhaus“ genannt. Es lag genau dort, wo auch heute das „Lindenhaus“ steht, der Nachfolgebau aus den späten 40er Jahren. Zum damaligen „Lindenhaus“ gehörten zwei Seitenflügel, die in einer in etwa symmetrischen Form auf die Offenbacher Landstraße hin an den Mittelteil des Gebäudes angebaut waren und in denen Ställe und Werkstätten untergebracht waren. Zur Balduinstraße hin gab es dann noch eine kleinere Scheune. Das „Lindenhaus“ konnte allerdings erst nach einer gewissen Zeit – 1927 – tatsächlich in Nutzung genommen werden, weil es noch von Zwangsmietern bewohnt war, die erst nach und nach das Haus räumten.

Der Altbau wurde vor dem Einzug der Jesuiten und der Seminaristen – im Herbst 1926 – baulich vorbereitet, vor allem, indem die Zimmer mit Waschbecken und Heizkörpern versehen und insgesamt überholt wurden. Was sich schließlich dabei ergeben hat, stellte sich einem Besucher, der darüber in der Sonderbeilage zur „Rheinischen Volkszeitung“ „Nassauische Heimat“ Nr. 9 aus dem Mai 1927 berichtet hat, so dar: „Wer heute durch den Hauptbau geht, sieht, daß die Neueinrichtungsarbeiten zweckentsprechend vorgenommen wurden. Man freut sich ob der Lichtfülle und der frischen Farben, die überall verwendet wurden. Im Erdgeschoss befindet sich der Speisesaal und der Erholungsraum der Theologiestudierenden wie die Kapelle. Die dem göttlichen Herzen Jesu geweihte Kapelle macht einen edlen, vornehmen Ein-

⁸⁶ Um der Eindeutigkeit willen wird in diesem Buch durchgehend vom „Neubau“ gesprochen, wenn es um das 1928/29 errichtete Gebäude, das dann im Krieg schwere Schäden davontrug und nach dem Krieg als erstes der Sankt Georgener Gebäude wiederaufgebaut wurde, geht. In den Dokumenten und im allgemeinen Sprachgebrauch werden auch andere Bezeichnungen verwendet, z.B. Haupthaus oder Ostflügel. Im Unterschied zum Neubau ist bei der Bezeichnung „Altbau“ immer an die ehemalige „Villa Grunelius“ zu denken.

druck. Die geschickt gewählten, feinen Farbtöne geben ihr ein weihevolltes Gepräge. Weißgoldene Altäre mit schmuckem Altargerät, eine in feiner Schnitzarbeit gearbeitete Kommunionbank, die formvollendeten Kirchenbänke mit edler Ornamentschnitzerei und die Ausmalung der Kapelle: alles passt harmonisch zueinander und ist stilrein in Frühbarock ausgeführt. Bildhauer Johannes Brenk (Kevelaer) baute die drei Altäre. Den Hauptaltar zieren zu beiden Seiten zwei handgeschnitzte Holzfiguren: Sankt Thomas von Aquin, der Patron der Wissenschaft und Scholastik, und Sankt Aloysius, der Patron des nach Heiligkeit ringenden jungen Theologen. Die Seitenaltäre werden geschmückt mit den Statuen der Muttergottes, der ‚Sedes sapientiae‘, und des hl. Kirchenlehrers Canisius, des zweiten Apostels Deutschlands. In Übereinstimmung mit dem Bildhauer stellten stilgemäß Goldschmied von Ooyen (Kevelaer) das Altargerät (Monstranz, Leuchter, Altarkruzifixe, Kanton tafeln) her und Glasmaler Mulder (Kevelaer) die Kirchenfenster. Die Ausmalung der Kapelle ist ein wohl gelungenes Werk des Kunstmalers Wilhelm (Frankfurt). Eine breite Treppe führt hinaus zum ersten Stock. Dort befinden sich neben den Zimmern der Patres Professoren der Hörsaal I und zur Bibliothek gehörige Räume: die Nachschlagebibliothek und das Zeitschriftenzimmer.“

Da die Zahl der Seminaristen und damit der Raumbedarf überraschend stark wuchsen, fasste man schon 1928 einen sehr weitreichenden Plan: man wollte in der Nordostecke des gesamten Anwesens, also in der durch die Offenbacher Landstraße und die Balduinstraße gebildeten Ecke, ein großes rechteckiges und mehrstöckiges Gebäude mit einem Innenhof bauen. Der Innenhof sollte von einem Kreuzgang, der im Erdgeschoss des Gebäudes liegen sollte, umgeben werden. Das neue Gebäude sollte mit seiner Südwestecke den östlichen Seitenflügel des „Lindenhauses“ berühren. Mit einem Portal zur Offenbacher Landstraße hin sollte in dem parallel zur Balduinstraße gelegenen Gebäudeteil des geplanten Gebäudes eine geräumige Kirche untergebracht werden. Dieser ein wenig gigantisch anmutende Plan hat so nicht verwirklicht werden können. Seitens der Stadt Frankfurt wurde eine entsprechende Baugenehmigung nicht erteilt. So musste man sich mit einem Teil des Geplanten begnügen. Man baute – fünfstöckig – den Neubau (es gibt ihn noch heute – freilich in nach den Zerstörungen im II. Weltkrieg wiederaufgebauter Form). Dass die Stadt Frankfurt wenigstens dies zuließ, ließ sie sich

nach vielen zum Teil sehr unangenehmen Auseinandersetzungen teuer bezahlen. Einerseits übernahm sie auf der Basis der „Lex Adickes“, die es der Stadt ermöglichte, Enteignungen vorzunehmen, den zwei Hektar großen Streifen auf der Nordseite der Offenbacher Landstraße, andererseits forderte sie für die Baugenehmigung viel Geld, das nur mühsam aufgebracht wurde. Das Jahr von Sommer 1928 bis Sommer 1929 war also sowohl durch hektische Bautätigkeit wie durch viele Schwierigkeiten mit der Baubehörde der Stadt gekennzeichnet. Doch konnte der Neubau schließlich fertiggestellt werden.

Am 31. Juli 1929 wurde der Neubau feierlich eingeweiht. Die kleine Scheune, die es zuvor in seiner Nähe schon gegeben hatte, wurde mit dem neugebauten Neubau verbunden. In ihr war bereits 1928 die Sankt Georgener Kirche untergebracht worden. Anfang der 30er Jahre nahm die Zahl der Seminaristen weiter stark zu. Man half sich zunächst damit, in der Balduinstraße und am Schaumainkai Häuser anzumieten, in denen ein Teil der jungen Leute untergebracht werden konnte. Aber es war doch auch klar, dass dies nur eine Übergangslösung sein konnte. Folglich mussten die baulichen Kapazitäten erweitert werden. 1931 wurde noch einmal ein Teil des großen Plans aufgegriffen, der 1928–29 nicht hatte umgesetzt werden können: man meinte, es sei möglich und sinnvoll, wenigstens noch den Flügel zu errichten, der parallel zur Balduinstraße und gleich an sie angrenzend liegen würde. So würde man in etwa noch einmal so viel an umbauten Raum hinzugewinnen, wie man ihn im schon errichteten Neubau gewonnen hatte. Die Pläne wurden ausgearbeitet, doch dann nahm die Skepsis unter allen Verantwortlichen überhand, man könne einen solchen Gebäudeblock wohl nicht noch einmal finanzieren. Und so nahm man im letzten möglichen Augenblick wieder Abstand von dem Projekt. Stattdessen verlängerte man den bestehenden Neubau um etwa 20 Meter auf die Balduinstraße zu, so dass dann die Längserstreckung erreicht wurde, die wir bis heute kennen. Zunächst –1932– nahm man diese Verlängerung nur für das Erdgeschoss vor. Dort wurde ein Vorlesungssaal eingerichtet. Sodann zog man über diesem Erdgeschoss die restlichen Stockwerke hoch. Dies alles ließ sich bis 1934 realisieren.

Neuer Raumbedarf entstand unvorhergesehenerweise 1936 – 37, als die Scholastiker der Süddeutschen und der Ostdeutschen Jesuitenprovinzen, die bis dahin in Valkenburg ihre theologischen Studien gemacht hatte, nach Sankt Georgen kamen und hier auch untergebracht werden mussten. Es han-

delte sich um insgesamt etwa 70 Scholastiker. Zunächst waren die räumlichen Verhältnisse äußerst beengt. Von 1937 an gab es eine gewisse Entspannung, weil die ersten Seminaristen zum Reichsarbeitsdienst einberufen wurden und also freigewordenen Wohnraum zurückließen. Doch blieben einige Engpässe. Wieder plante man, entsprechend dem Bedarf einen neuen Bau zu errichten. Und wieder kam die Idee auf, einen ganzen Flügel an den bestehenden Neubau anzufügen. Wiederum sollte er auf die Offenbacher Landstraße zu führen, nun aber nicht mehr an der Ostseite und also in unmittelbarer Nähe der Geländebegrenzung entlang der Balduinstraße, sondern auf der gegenüberliegenden Seite, also auf das schon damals bestehende Pfortenhaus zu, das dem neuen Flügel freilich hätte weichen müssen. Wieder waren die Pläne fertig und standen die Baufirmen, die sie umsetzen sollten, bereit, als auch dieses Projekt zurückgezogen wurde. Zweifel an der Unausweichlichkeit dieses Neubaus kamen auf, neue Gedanken für die Errichtung eines kleineren Ersatzgebäudes setzten sich durch. Und so kam es dazu, dass man ganz schnell eine Baracke aus Holz errichtete – südlich des Neubaus, in etwa dort wo sich später (und bis heute) ein Basketballplatz befand. Diese Baracke war stabil und auch geräumig genug, dass sie für einige Zeit den Raumbedarf wirksam decken half. Eine größere Gruppe von Scholastikern zog in diese Baracke ein. Andere fanden Zimmer in den verschiedenen schon bestehenden Gebäudeteilen. Schon Ende der 30er Jahre entspannte sich die Raumlage merklich, weil einerseits die Zahl der Seminaristen, die ihr Studium in Sankt Georgen aufnahmen, zurückging – aufgrund der schwierig gewordenen Zeit-situation – und weil andererseits auch nicht mehr so viele Scholastiker nach Sankt Georgen geschickt wurden – aus denselben Gründen. Dazu kam, dass nicht wenige eingezogen wurden – sei es zum Reichsarbeitsdienst, sei es zum Wehrdienst.

In den Großangriffen, die auf Frankfurt in der Nacht vom 3. zum 4. Oktober 1943 und am 18./19. März 1944 niedergingen, wurden sowohl der Altbau – die ehemalige Villa Grunelius – als auch das „Lindenhaus“ und der Neubau weitgehend zerstört. Der Altbau und der Neubau waren schon seit einiger Zeit beschlagnahmt gewesen und dienten zu erheblichen Teilen als Hilfskrankenhaus sowie als Reservelazarett.

Gleich nach dem Ende des Krieges stellte sich ernsthaft die Frage, ob man in der Lage sein werde, Sankt Georgen wieder aufzubauen, oder ob es nicht

richtiger sei, Sankt Georgen wieder zu verlassen und das Anwesen zu veräußern. Einige Jesuiten, vorab der damalige Ökonom der Niederdeutschen Provinz SJ, P. Fritz Fuhrmann, sperrten sich gegen solche Überlegungen und begannen ganz praktisch damit, unter Mithilfe aller verfügbaren Kräfte, die Aufräumarbeiten in Angriff zu nehmen und so den Wiederaufbau Sankt Georgens vorzubereiten. Zunächst gab man sich an den Neubau und baute ihn in der Form und in der Größe wieder auf, wie er noch heute zu sehen ist. Dieser Wiederaufbau nahm die Jahre 1946 und 1947 weitgehend in Anspruch. Die frühere Kapelle, die dem Neubau zum Park hin vorgelagert gewesen war, wurde nicht wiederhergestellt. Ihre früheren Eingangstüren allerdings hatten den Krieg überstanden und blieben erhalten und sind bis heute im „Kreuzgang“ des Neubaus noch zu sehen. Die Kapelle für die Seminaristen und auch für die Oberräder Pfarrei wurde nach dem Krieg in dem früheren Vorlesungssaal, auf den der „Kreuzgang“ zuführte, untergebracht. Als dieser Teil des Wiederaufbaus mehr oder weniger abgeschlossen war, stellte sich die Frage, wie man das Wiederaufbauwerk weiterführen sollte. Wieder liebäugelte man für eine Zeit mit einem riesigen Projekt: es sollte – symmetrisch zu einer Nord-Südachse, die durch das Haupttor lief – ein Westflügel errichtet werden, in derselben Form und Größe wie sie beim schon bestehenden Neubau gegeben waren. Zwischen diesen beiden Flügeln – Ostflügel und Westflügel – sollte ein großzügiger, zur Offenbacher Landstraße hin offener Innenhof entstehen, der von einem ihn südlich begrenzenden Baukomplex umfasst sein sollte, der in etwa auf den Fundamenten des ehemaligen „Lindenhauses“ errichtet werden sollte. Dieser Baukomplex würde folglich aus einem in Ost-West-Richtung gelegenen Hauptgebäude und zwei Seitenflügeln, die dieses Hauptgebäude mit dem Ostflügel und dem Westflügel verbinden sollten, gebildet werden. Im Zentrum des Zentralgebäudes sollte eine große Kirche untergebracht werden.

Wie sich schon in den früheren Jahren die Wunschträume immer wieder in Luft auflösten und realistischeren Konzepten weichen mussten, so war es auch jetzt wieder. Man entschied – und führte dann aus –, das „Lindenhaus“ als langen fünfstöckigen Baukörper hochzuziehen und den Zwischenbau zwischen dem Neubau und dem „Lindenhaus“ in derselben Höhe einzufügen. Diese aufwendige Baumaßnahme konnte 1950 abgeschlossen werden. Damit konnten die Hochschule und das Seminar wieder über die notwendigen

Raumkapazitäten verfügen. Der ehemalige „Altbau“, die Villa, lag einstweilen noch in Schutt und Trümmer, die mit Holzbohlen überdeckt waren. In den früheren Kellerräumen, sofern sie entsprechend hatten aufgeräumt werden können, befanden sich Lagerräume und einige Werkstätten.

Als 1950 die Entscheidung fiel, die „Theologische Fakultät SJ“ von Büren nach Frankfurt zu verlegen, deutete sich bald an, dass dies auch umfangreiche neue Baumaßnahmen erforderlich machen würde. In der Tat hat man dann in den 50er Jahren die weitgehend heute noch bestehenden westlichen Gebäudeteile hinzugebaut.

Schaut man auf die Geschichte des Bauens im ersten Drittel der Sankt Georgener Geschichte zurück, so wird man zunächst feststellen, dass es niemals eine ruhige Zeit gab: immer nahm das Bauen viel Kraft in Anspruch. Altbauten wurden überholt, Neubauten wurden errichtet. Zerstörte Gebäude wurden wiederaufgebaut. Pläne wurden entworfen – manchmal in phantastischen Dimensionen – und dann auch wieder verworfen. Was tatsächlich gebaut wurde, genügt nur pragmatischen, nicht aber ästhetischen Ansprüchen. Letztlich war viel Zufall im Spiel. Immer regierte die Sparsamkeit, die durch die ständige Geldknappheit bedingt war. Die Sankt Georgener Gebäude wurden von Anfang an durch die Fa. Holzmann errichtet. Als Architekten waren eingesetzt: 1928–29 Architekt Franz Roß aus Aachen für die große Gesamtanlage, von der dann nur der Neubau gebaut wurde. Die Planungen für den Wiederaufbau Sankt Georgens nach dem Krieg wurden dem Architekten A. Schultheis anvertraut. Doch auch diese Pläne sprengten den Rahmen des Möglichen, so dass dann nur das „Lindenhaus“ und der Zwischenbau errichtet wurden.⁸⁷

⁸⁷ Die Darstellung der Baugeschichte fußt auf mehreren Quellen – auf den entsprechenden Notizen in der „Historia domus“, auf den im Sankt Georgener Hausarchiv aufbewahrten Bauplänen, auf noch vorhandenen Photographien, die die verschiedenen Bauphasen bezeugen, Zeitungsberichten u. a. – Ein wichtiger, wenngleich kurzer Text stammt von P. L. BORN: Der Wiederaufbau unserer Hochschule, in: SGB, WS 1948/49, 7–8.

D) Das Leben im Seminar

Die Bischöfe vertrauten ihre Priesteramtskandidaten den Frankfurter Jesuiten an, damit sie bei ihnen sowohl eine solide philosophisch-theologische Ausbildung erhielten als auch geistlich auf ihren priesterlichen Dienst vorbereitet würden. Das eine oblag der Hochschule, das andere dem Konvikt – wie man damals sagte. In den „Statuten“, die schon 1926 ausgearbeitet vorlagen, wurden die wesentlichen Ziele der geistlichen Ausbildung auf das Priestertum hin und die Wege zu diesen Zielen beschrieben.⁸⁸ Von besonderer Bedeutung sollten die täglichen geistlichen Übungen sein. Die Verehrung des Heiligsten Herzens Jesu wurde den Alumnern nachdrücklich empfohlen. In ihrem Verhalten und Benehmen sollten sich die Alumnern auf das vorbereiten, was ihnen später, wenn sie Priester sein würden, anstünde. Dies bezog sich beispielsweise auf die Kleidung, die sie schon im Seminar tragen sollten: die Klerikerkleidung. Den Alumnern wurde auch nahegelegt, sich an einen gemeinsamen und einfachen Lebensstil zu gewöhnen. Dies diene der Einheit unter ihnen. Schließlich sollte es – so die Statuten – eine verbindliche und gemeinschaftliche Ordnung für die Gestaltung sowohl der Sonn- und Feiertage als auch der Werkstage geben. Im Hause sollte in der Regel Stillschweigen herrschen. Es war nicht erlaubt, Mitseminaristen auf ihren Zimmern zu besuchen. Außer in den ausdrücklichen Erholungszeiten sollten die Seminaristen nur kurz und knapp miteinander sprechen, wenn es etwas zu besprechen gab. Ausnahmen in allen Bereichen sollten mit der Hausleitung abgesprochen werden.

Die Tagesordnung hatte an den normalen Werktagen diese Form: 6.00 Uhr Aufstehen; 6.20 Uhr Morgengebet und anschließend Betrachtung in der Kapelle; 7.00 Uhr Hl. Messe, anschließend Danksagung; 7.45 Uhr Frühstück; 8.15 Uhr Studium oder Vorlesungen; 10.30 Uhr Imbisspause; 10.45 Uhr Studium oder Vorlesungen; 12.50 Uhr Besuch in der Kapelle und Gewissenserforschung; 13.00 Uhr Mittagessen, dann Erholung; 14.30 Uhr Rosenkranzgebet; 14.45 Uhr Studium oder Vorlesungen; 16.30 Uhr Imbisspause; 17.00 Uhr Geistliche Lesung; 17.15 Uhr Studium oder Vorlesungen;

⁸⁸ Die „Statuta“ sind in den „Teil III: Texte“, S. 223–225, abgedruckt.

20.00 Uhr Abendessen; 21.00 Uhr Betrachtungspunkte; Abendgebet; 21.30 Uhr Schlafengehen. An den Dienstagen war am Nachmittag eine freie Zeit mit Spaziergang bis 17.00 Uhr vorgesehen. Die Donnerstage waren vorlesungsfrei. Die Seminaristen sollten diese Tage für persönliches Studium oder für die Erholung nutzen. Die Tagesordnung an Sonn- und Feiertagen war ebenfalls recht genau festgelegt, aber nicht so dicht gefüllt. Die Einhaltung aller genannten Ordnungen wurde von der Hausleitung, die sich durch die Bischöfe darin unterstützt wussten, nachdrücklich gefordert. Und so entstanden eine Lebenspraxis und eine Hausatmosphäre, die als streng und sehr geordnet zu bezeichnen sind. Zerstreuungen und Ablenkungen, wie sie heute möglich sind, waren damals wenig gegeben. Die Seminaristen reisten auch recht wenig. In den Ferien fuhren sie in ihre Heimat zurück, aber nutzten die Ferienzeit auch für pastorale Aktivitäten – für die Mitwirkung bei Jugendlagern, für gemeinsame Diasporafahrten (s.u.).

Der Sankt Georgener Rektor war nicht nur der Rektor der Hochschule und nicht nur der Obere der Jesuitenkommunität, sondern auch der Regens des Seminars. Angesichts der Fülle der Aufgaben, die er täglich zu bewältigen hatte, war er auf einen Subregens angewiesen, der ihm viele Aufgaben abnahm. In der Erfahrung der Seminaristen war der Subregens vor allem derjenige, der auf die Einhaltung der Ordnungen achtete. In den Jahren 1926 bis 1930 war P. Karl Klein, der Bruder des P. Wilhelm Klein (Rektor von 1929 bis 1932) Subregens. Ihm folgte für zwei Jahre P. Leonhard Oster. Jeweils nur ein Jahr hindurch amtierten als Subregenten P. Renatus Vleugels (1933) und P. Michael Gierens (1934). Dann folgte bis 1938 P. Karl Zander. Auch nach dem Krieg nahm er das Amt des Subregens noch einmal wahr (1947 und 1948). Unmittelbar vor dem Krieg wurde P. Adolf Lillig Subregens. Er blieb es bis 1943. Auch das Amt des Scholastikerministers hatte er in dieser Zeit inne. 1949 und 1950 hatte P. Johannes B. Bicheroux die Subregenten-aufgabe inne. Dann folgte P. Hans Wolter. Zum Teil zeitbedingt gab es also in den ersten 25 Jahren der Sankt Georgener Geschichte ziemlich häufige Wechsel im wichtigen Amt des Subregens. Zum Leitungsteam im Seminar gehörte außer dem Rektor und Subregens an wichtiger Stelle immer auch der Spiritual. Auch hier wechselten viele Patres, unter ihnen einige recht bekannte Jesuiten, einander ab – P. Werner Dietrich, P. Hermann Zurhausen, P. Karl Richstätter, P. Emerich Raitz von Frenztz., P. Engelbert Kirschbaum,

P. Clemens Brockmüller, P. Hans Kugelmeier, P. Hans Häcker. Besonderer Erwähnung ist P. Conrad Dehne wert, der in den Kriegsjahren für längere Zeit im Dachauer Konzentrationslager interniert war. Die Spirituäle waren sowohl für die Gestaltung des gemeinsamen geistlichen Lebens – tägliche Vorlage des Betrachtungsstoffs, geistliche Vorträge – als auch für die geistliche Begleitung – regelmäßige Gespräche, regelmäßige Beichte – der Einzelnen zuständig. Bei der zeitweise enormen Zahl der Seminaristen waren sowohl die Subregenten als auch die Spirituäle stark beansprucht.

Die geistliche Ausbildung der Seminaristen stellte sich im übrigen keineswegs spannungsfrei dar. Abgesehen von den individuellen Problemen, die es zu jeder Zeit und überall zu lösen galt, ist hier vor allem davon zu berichten, dass es auch ein generelles Problem gab. Dies ergab sich aus dem Aufeinanderprallen von zwei Konzepten des geistlichen Lebens. Das eine Konzept, repräsentiert von der Mehrzahl der damaligen Sankt Georgener Jesuiten, auch der Subregenten und der Spirituäle, lag in der Linie der seit eh und je in der Gesellschaft Jesu favorisierten Spiritualität und der darauf ausgerichteten Pädagogik. Das andere Konzept war dadurch gekennzeichnet, dass es durch die neueren Bewegungen in der Kirche beeinflusst war – durch die Jugend- und Gemeinschaftsbewegung, durch die liturgische Bewegung. Dieses Konzept lebte in vielen der Seminaristen, die es durch ihre Zugehörigkeit vor allem zum Bund Neudeutschland kennengelernt und sich angeeignet hatten. Da der Bund Neudeutschland andererseits aufs engste mit Jugendseelsorgern aus der Gesellschaft Jesu verbunden war, war die neue Spiritualität zumindest einzelnen Jesuiten wohl vertraut. Während das eine Konzept die individuellen und objektiven Formen der Frömmigkeit betonte – die stille Messfeier, die persönliche Betrachtung, das Rosenkranzgebet („Der Rosenkranz ist unsere Liturgie“, so soll ein immer wieder zu hörendes Wort gelautet haben) –, legte das andere Konzept auf die gemeinschaftlichen und situationsbedingt gestalteten Formen der Frömmigkeit den größeren Wert – die Eucharistiefeyer in der Gemeinschaft und mit viel Gesang, das gemeinsame Stundengebet.

Es gelang den Sankt Georgener Seminaristen in den späten 20er und den 30er Jahren durchaus, ihren Anliegen praktische Geltung zu verleihen. Aber gerade dies wurde manchen Jesuiten ein Anlass zur Besorgnis. Sie befürchteten, der Frömmigkeit der Seminaristen mangle es an Tiefe und Innerlichkeit. Gerade eine solche Frömmigkeit müsse aber den künftigen Priestern

nahegebracht werden, damit sie ihre späteren Dienste recht vollziehen könnten. In besonders nachdrücklicher Weise vertrat eine solche Auffassung P. Karl Richstätter, der in den frühen 30er Jahren die Aufgaben des Spiritu- als in Sankt Georgen wahrnahm. Er wusste sich dabei jedoch von vielen sei- ner Mitbrüder unterstützt.⁸⁹ P. General griff in einem Brief an P. Provinzial

⁸⁹ In dem Brief, den P. Richstätter 1932 an P. General schrieb, heißt es u.a.: „Die aszetische Richtung der Gesellschaft lernen die Alumnen nicht hinreichend kennen, auch nicht in allen Exerzitien. Verhängnisvoll könnte es werden, wenn P. Kramp, wie beabsichtigt ist, Professor der Liturgik würde. Daß er eine andere aszetische Richtung wie die der Gesellschaft vertritt, ist allgemein bekannt. Unter Berufung auf P. Kramp, der in unserem anderen Hause in Frankfurt wirkt, lehnten Alumnen die Herz-Jesu-Ver- ehrung ab, eine Wirkung seiner extrem liturgischen Richtung. Diese findet auch sonst bei den Alumnen Förderung. Obwohl durch Hochamt und Vesper, die allsonntäglich gesungen werden, hinreichend gesorgt ist, müssen die Alumnen in den Exerzitien nach täglicher Choralübung täglich entweder Terz und Sext oder die Vesper singen. Fünf Jahre hindurch müssen sie täglich die Missa recitata beten, wobei der Priester laut betet und alle Alumnen laut antworten müssen. Selbst Alumnen äußerten, das sei in keinem einzigen anderen Seminar Brauch. Innerliches Gebetsleben wird dadurch nicht wenig erschwert, sogar vor und nach der täglichen heiligen Kommunion. Für die Danksagung nach der heiligen Kommunion bleiben nur wenige Minuten. Die Kommunitätsmesse muß wegen Raummangel für Philosophen und Theologen getrennt gehalten werden. In 3/4 Stunden muss die Kapelle geräumt sein. Der zelebrierende Priester gebraucht infolge der Missa recitata mehr Zeit, er muß 100 Kommunionen austeilern und die Alumnen müssen am Schluß der Danksagung 3–4 Strophen singen. Mehrere Dekrete betonen in den Acta Apostolicae Sedis wiederholt, daß die Missa recitata nur unter der Bedingung toleriert werde, daß die zelebrierenden Priester nicht gestört werden. Dies aber ist in Frankfurt jeden Morgen für jene Patres der Fall, die gezwungen sind, wäh- rend der laut rezitierten beiden Messen an den Seitenaltären zu zelebrieren. Während der Fronleichnamsoktav mußte man täglich unmittelbar nach der Kommunion die ganze Sequenz des Festes singen, sodaß zum inneren Gebet überhaupt keine Zeit mehr blieb. Indirekt wird so jene liturgische Richtung gefördert, die eine Danksagung prinzipiell ebenso wie ‚individuelle‘ Frömmigkeit ablehnt. Offen wurde bei der Konferenz des R. P. Visitator von einigen Patres über den Mangel an Frömmigkeit bei den Alumnen geklagt, da man sie so selten in der Kapelle zum Privatgebet sehe. Im Zusammenhang damit steht der Mangel an Ordensberufen. Beides ist eine allgemein beklagte Erscheinung in Pensionaten wie Klöstern, wo jene Richtung gepflegt wird. Man ist dabei vielleicht den Wünschen einiger einseitig liturgisch eingestellter Alumnen zu viel entgegengekommen. R. P. Provinzial Klein äußerte, als er noch unser Rektor war, es komme vor allem darauf an, daß die Alumnen gern in Frankfurt seien.“ (ARSI 1025, Particulares 1932)

Wilhelm Klein vom 27. September 1932 eine Reihe der Klagen von P. Richstätter auf und machte sie sich zu Eigen.⁹⁰

Das Leben der Seminaristen hatte eine vorwiegend binnenkirchliche und hausinterne Perspektive. Eine ausgeprägte Aufmerksamkeit auf die gesellschaftlichen Vorgänge, die in den späten 20er und in den 30er Jahren ja in höchsten Maß beunruhigend waren, ist aus den Quellen nicht zu erkennen. Spuren einer öffentlich ausgetragenen Auseinandersetzung mit dem aufkommenden und sich dann durchsetzenden Nationalsozialismus sind kaum aufzufinden. Man wird davon ausgehen können, dass die meisten Jesuiten und Seminaristen in Sankt Georgen sich in innerer und selbstverständlicher Distanz zu den Entwicklungen bewegten, die sie um sich herum wahrnahmen. Wie sie darüber unter sich gesprochen haben, kann man nur vermuten. Man wird kaum fehlgehen, wenn man dabei in Rechnung stellt, dass viele Alumnus darum wussten, dass die kirchliche Jugendarbeit, der viele von ihnen noch verbunden waren, seitens der Hitlerjugend und der Gestapo behindert wurde.⁹¹ In der Nacht vom 27. auf den 28. Juni 1934 hatten Nazi-Kreise in großen Lettern auf die Außenmauer an der Offenbacher Landstraße geschmiert: „Der schwarzen Brut haut auf die Schnut“. Diese Parole, die auf Photographien festgehalten wurde, wurde am nächsten Tag von der Stadt beseitigt. Für die Sankt Georgener kam in solch einem Satz die Verachtung zum Ausdruck, die sie auf der Gegenseite ihnen gegenüber vermuten mussten, und sie reagierten mit einer weitgehenden Nichtbeachtung dieser Gegner. In den Jahren unmittelbar vor dem Krieg und in den Jahren des Krieges stellte sich die Situation freilich anders dar. Die Attacken der Gestapo Sankt Georgen gegenüber wurden immer aggressiver. Jetzt war mehr an Wachsamkeit und Widerständigkeit angesagt. Freilich war die Zahl der Seminaristen

⁹⁰ In dem Brief von P. General Ledóchowski an P. Provinzial Klein heißt es u.a.: „Bezüglich der klerikalen Ausbildung möchte ich zunächst dringend bitten, daß der extremen liturgischen Bewegung im Kolleg kein Vorschub geleistet werde.“ (Registro Lettere Generali, Germ. Inf. XII, 365 f)

⁹¹ Ein aufschlußreicher Bericht über die wohl typischen Auseinandersetzungen zwischen der katholischen Jugend und den nationalsozialistischen Institutionen liegt vor in den Dokumentierten Erinnerungen von NIKOLAUS HOMM, Die Katholische Mannesjugend Villmar in der Abwehr des Nationalsozialismus 1933–1936, hrsg. von der kath. Kirchengemeinde Villmar 1987.

zu dieser Zeit schon recht begrenzt, während sie bis gegen Ende der 30er Jahre groß war und sich immer bei 200 und bisweilen sogar 250 (in den frühen 30er Jahren) bewegte.

Die Atmosphäre in Sankt Georgen war dadurch bestimmt, dass sehr viele Seminaristen in dem ja recht begrenzten Gelände und Gebäude lebten und Ablenkungsmöglichkeiten nicht eben reichlich gegeben waren. So entwickelten die Seminaristen ein intensives auf Sankt Georgen begrenztes Binnenleben. Sie trafen sich in Zirkeln, in denen sie Texte lasen, Themen diskutierten. Sie luden Gäste ein, die ihnen aus ihrer Arbeit berichteten. Es gab einen Chor, der bei gottesdienstlichen und akademischen Gelegenheiten auftrat und auch regelmäßig im Frankfurter Dom und manchmal in anderen Kirchen sang. Es gab ein Orchester, in dem auch größere Werke klassischer Komponisten einstudiert und aufgeführt wurden. Man trieb viel Sport, zum Teil unter Anleitung eines angestellten Sportlehrers. Jährlich führte man ein Sankt Georgener Sportfest durch. Manchmal spielte die Sankt Georgener Fußballmannschaft gegen auswärtige Mannschaften, z.B. gegen die Mannschaft des Mainzer Priesterseminars. Es wurde in Sankt Georgen bisweilen auch Theater gespielt. Literarisch interessierte Seminaristen kamen in den Nachkriegsjahren gern mit P. Johannes B. Schoemann zusammen, um mit ihm Gedichte und andere dichterische Texte zu lesen: R. M. Rilkes „Duineser Elegien“, „Sonette an Orpheus“, P. Claudels „Der seidene Schuh“ u.ä. Die literarischen Runden fanden sonntags morgens zwischen dem Hochamt und dem Mittagessen statt. Man traf sich auf dem „Poetenhügel“ – das ist der Hügel vor der Schreinerei, der heute durch den „Kreuztisch I“ von Prof. Heinz-Günter Prager geschmückt ist.

Schon in den frühen 30er Jahren wurde das jährliche „Sommerfest“ im Park gefeiert. Anfang Dezember kamen alle zu einem großen Nikolausabend zusammen, bei dem der himmlische Gast den Patres und den Seminaristen Lob und Tadel austeilte. In den „Sankt Georgener Blättern“ wurden die wichtigsten Ereignisse im Leben des Seminars dargestellt und festgehalten.

Die Seminaristen, die sich ja auf den priesterlichen Dienst vorbereiteten, betätigten sich im Rahmen ihrer spezifischen Möglichkeiten auch apostolisch. Einerseits luden sie ihre Bischöfe und andere Seelsorger nach Sankt Georgen ein, um mit ihnen über die wechselseitigen Erwartungen zu sprechen und seelsorgliche Erfahrungen auszutauschen. Andererseits gingen die Semi-

naristen nach draußen, um sich schon apostolisch zu betätigen. Nicht wenige von ihnen, die selbst schon aus der Jugendarbeit kamen, halfen bei der Begleitung von Jugendgruppen mit. Sie fuhren in den Ferien in Jugendlager mit und trugen zu ihrer Gestaltung bei.

Besonderer Erwähnung sind die Sankt Georgener Diasporafahrten wert. Gruppen von Seminaristen begaben sich in den Semesterferien, in der Regel für eine Woche, in Diasporagebiete, die es in ihren Heimatdiözesen gab, und lebten mit den Gemeinden mit. Diese Diasporafahrten hatten im Bewusstsein der Seminaristen eine beträchtliche Bedeutung. Sie wurden zusammen mit den Pfarrern der Diasporagemeinden sorgfältig vorbereitet und durchgeführt. Die erste der Diasporafahrten fand im August 1929 nach Dillenburg und Haiger statt. 17 Seminaristen unter der Leitung von P. Michael Gierens waren dabei beteiligt. Jahr für Jahr brachen Seminaristen in Diasporagegenden auf. In der Regel wählte man Gemeinden in Nord- und Ostdeutschland aus, um sie zu besuchen.

Hinter den Diasporafahrten stand der A.B.V. – der „Akademische Bonifatiusverein“, eine starke Gruppierung von Seminaristen, die sich entschieden hatten, sich für Diasporagemeinden aktiv einzusetzen. Der A.B.V. war eine äußerst stabile Einrichtung in Sankt Georgen. Er existierte noch viele Jahre nach dem II. Weltkrieg weiter, freilich von 1946 an unter einem leicht veränderten Namen: ABE = Akademische Bonifatius-Einigung. Der Sankt Georgener A.B.V. war es auch, der das Sommerfest, das immer als ein großes, fröhliches „Familienfest“ gemeint war und auch empfunden wurde, ausrichtete, dessen Erlös dann in die A.B.V.-Arbeit floss. Der A.B.V. war dem Deutschen Bonifatius-Verband angeschlossen und wirkte in dessen Sinn. In den „Sankt Georgener Blättern“ wurde immer wieder ausführlich über die Aktivitäten des A.B.V. berichtet. Der A.B.V. gliederte sich in drei Kreise: der eine Kreis nannte sich A.B.V.-Kinderhilfe, der zweite war der Missionskreis, der dritte die Arbeitsgemeinschaft für die auslandsdeutsche Diaspora der Schwarzmeersiedlungen (z.B. Bessarabien). Alle drei Kreise existierten in Sankt Georgen. Der dritte Kreis trug in den frühen 30er Jahren die legendären Fahrten Sankt Georgener Seminaristen nach Rumänien und nach Bessarabien, über die dann spannende Reiseberichte verfasst wurden.

Ein solcher Bericht wurde von dem späteren Weihbischof Walter Kampe verfasst, der später für eine Reihe von Jahren in Bessarabischen Gemeinden

pastoral tätig sein sollte. Er ist in den „Erinnerungen zum 31. Mai 1989“ „Achtzig Jahre – und noch immer da!“⁹² zu finden:

„Die Zwanziger Jahre brachten mit der Jugendbewegung eine Hinwendung zum Volkstum, in dem wir junge Menschen noch die ‚Natürlichkeit‘ verkörpert sahen, die wir in Abwendung von einer künstlichen, mechanistischen Zivilisation selbst anstrebten. Daher die Wiederentdeckung von verschüttetem Kulturgut wie Volkslied, Volkserzählungen und Volkstanz. Wir spürten ... wie sehr schon damals das naturhafte Fundament menschlichen Lebens erschüttert war. Bei unseren Fahrten entdeckten wir das Auslandsdeutschtum in den östlichen Nachbarstaaten und erkannten, um wie viel natürlicher und gesünder das bäuerliche Leben dieser Menschen war, die schon durch Jahrhunderte von ihrer ‚Urheimat‘ getrennt waren. Wir sahen aber auch bereits die Gefährdungen dieser ‚Volksdeutschen‘ durch den immer heißer werdenden nationalistischen Fanatismus, der sich damals in Europa ausbreitete. Natürlich war viel romantische Schwärmerei in dieser Begeisterung für das Volkstum. Aber wir spürten die kommende Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, obwohl uns das kaum deutlich bewusst war. Wir wollten nicht nur das Deutschtum erhalten, sondern auch die christliche Wurzel, aus der diese Dörfer seit ihrer Ansiedlung gelebt haben. Unsere Bemühungen hatten durchaus einen pastoral-missionarischen Charakter. Hochschulgruppen des Bundes Neudeutschland hatten bereits Fahrten in das Banat, die Batschka und die Bukowina unternommen. Wir hörten in Sankt Georgen davon und überlegten, wie wir uns beteiligen könnten. Da die näherliegenden Gebiete bereits besucht wurden, wählten wir einen ganz entfernten Landstrich aus: das Gebiet zwischen Pruth und Dnjestr, Bessarabien. Wir wussten wenig von dem Landstrich, nur dass er ursprünglich zur Moldau gehört hatte, dann türkisch, 1812 russisch und 1918 rumänisch wurde. In Bessarabien gab es eine von der Kaiserin Katharina II. angesiedelte deutsche Volksgruppe von ca. 94000 Deutschen, die in Dörfern zwischen Kischinew und dem Schwarzen Meer angesiedelt waren. Die Mehrheit war evangelisch. Nur eine Gemeinde – Krasna – wurde mit Katholiken besiedelt, die später eine Tochterkolonie weiter nördlich gründete – Emental. Außerdem gab es noch zwei kleinere katholische Kolonien – Larga und Balmas – , die von

⁹² Als Manuskript gedruckt, Limburg 1989.

Dörfern jenseits des Dnjestr gegründet worden waren. Krasna und Emental waren Pfarreien, Larga Filialgemeinde von Emental, Balmas wurde von der Grenzstadt Tighina (russisch Bender) seelsorgerlich betreut. Während die anderen Studenten-Gruppen ehemals habsburgische Gebiete besuchten, erhielten wir Kontakt zu russlanddeutschen Gemeinden, die durch den Anschluss Bessarabiens an Rumänien für uns zugänglich waren.

Im Sommer 1932 unternahmen wir unsere erste Fahrt. Mit der Eisenbahn ging es bis Passau, von dort mit dem Dampfer durch die Wachau nach Wien und dann mit der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft an Budapest und Belgrad vorbei durch das ‚Eiserne Tor‘ bis nach Giurgiu in Rumänien, der Donaustation von Bukarest. Wir lebten von mitgebrachten Lebensmitteln und schliefen in den warmen Sommernächten auf dem Deck des Schiffes. Eine fremde Welt tat sich uns auf: das Völkergemisch des Balkans und in Rumänien die Orthodoxe Kirche. Derartige Begegnungen waren damals völlig ungewohnt. In Bukarest suchten wir Unterkommen bei deutschen Stellen: Zum Essen wurden wir von den Englischen Fräulein eingeladen, die in ‚Pitar mosch‘ eine deutsche Mädchenschule mit Internat hatten, und zum Schlafen von den deutschen Schulbrüdern, die ein Jungengymnasium leiteten. In Frankfurt konnten wir noch Fahrpläne bis Bukarest einsehen; was dahinter lag, war völlig unbekannt. Nach einigen Tagen ging es mit dem Nachtzug nach Bessarabien, und als die Sonne über der Steppe frühmorgens aufging, stiegen wir an einer kleinen Haltestelle aus, die den stolzen Namen ‚Paris‘ trug. Die deutschen Siedlungen waren von den Russen nach den Schlachten der Napoleonischen Kriege benannt worden. Paris war eine Lutherische Gemeinde. Die Leute, vor allem der Hauptlehrer Eichelberg, der uns in der Schule Unterkunft gewährte, nahmen uns freundlich auf und brachten uns mit Pferdewagen am nächsten Tag zu ihrer katholischen Nachbargemeinde Krasna. Der Einzug in Krasna glich einem Triumphzug. Es hatte sich bereits herumgesprochen, dass ‚Deitschlender‘ kommen. Seit einem Jahrhundert hatte es keinen Kontakt mehr mit dem Reich gegeben. Wir wurden wie Götter angestaunt und verehrt. Nachdem wir auf einzelne Bauernhöfe verteilt worden waren, versammelte sich das ganze Volk vor der Kirche. Wir sangen unsere Lieder, erzählten von Deutschland und beteten mit der Gemeinde. Tagsüber beschäftigten wir uns mit den Kindern, am Abend kamen nach der Erntearbeit die Erwachsenen, am Sonntag feierten wir die Gottesdienste mit.

Das Programm wiederholte sich in Emental, Larga und Balmas. Nach drei Wochen traten wir tief beeindruckt von der überwältigenden Herzlichkeit der Gemeinden, von ihrer ehrlichen deutschen Gesinnung und ihrer tiefen Frömmigkeit den Heimweg an“ (S. 24–27).

In den Kriegsjahren konnte das Sankt Georgener Seminarleben nicht mehr wie in den vorhergehenden Jahren aufrechterhalten werden. Die Gruppe der Seminaristen war kleiner geworden, die Gebäude waren besetzt oder wurden dann auch zerstört.

Erst nach dem Krieg konnte das Leben in Sankt Georgen langsam wieder beginnen. Dabei suchte man in allen Fragen der geistlichen Formung und auch in den Ordnungen und Gepflogenheiten wieder bei der Vorkriegszeit anzuknüpfen.

E) Sankt Georgen und das Dritte Reich

Es ist erstaunlich, dass die vorliegenden Quellen zum Thema Sankt Georgen und das Dritte Reich fast stumm sind. Sie berichten zwar in genügender Klarheit von den Beschlagnahmungen des Altbaus und des Neubaus, von den Gestapo-Hausdurchsuchungen, von den Einberufungen zum Reichsarbeitsdienst und zur Wehrmacht, von Verhaftungen und kriegsbedingten Zerstörungen. Und es wird aus den Quellen auch deutlich, dass alle Sankt Georgener Hausbewohner sich durch all dies belästigt und bedroht und geschädigt erfuhren. (Um welche Sankt Georgen betreffenden Ereignisse es sich handelt, wird in den jahrbezogenen Berichten erwähnt). Aber was in den Quellen fast gar nicht zur Sprache kommt, ist die Einstellung der Jesuiten und der Seminaristen zum Dritten Reich. Gab es Zustimmung zum Dritten Reich? Gab es Ablehnung? Wie wurde die Auseinandersetzung im Haus geführt? Gab es Zeichen des Widerstandes gegen das System? Was wurde in den Lehrveranstaltungen gesagt oder angedeutet? Was wurde in Büchern und Artikeln dargelegt? Man kann die einschlägigen Jahrgänge der Zeitschrift „Scholastik“ daraufhin prüfen, ob die Sankt Georgener Professoren in ihren Artikeln erkennbar werden lassen, wie sie zur gegebenen politischen Situation stehen. Man findet keine Hinweise. Dasselbe gilt für die Überprüfung der „Stimmen der Zeit“. Somit beziehen sich die Informationen, die man in den Quellen findet, mehr oder weniger ausschließlich auf die gegen Sankt Georgen gerichteten Aktionen der Gestapo und anderer Institutionen des Reiches sowie auf die Reaktionen der Sankt Georgener Jesuiten und Seminaristen, die sich freilich nolens volens fast stets darin erschöpften, sich in die Zumutungen zu fügen.

F) Die „Hausdiener“ in Sankt Georgen

Eine (vermutlich geringfügig unvollständige) Liste von Namen von „Hausdienern“, die in Sankt Georgen zwischen 1929 und 1940 wohnten und mitarbeiteten:

Johann Adams, Aloysius Alt, Franziskus Alt, Emil Barden, Peter Bausen, Friedrich Benker, Mathias Breit, Aloysius Christ, Bernhard Christ, Josef Christ, Wilhelm Cornelij, Albert Deimling, Josef Egenolf, Paul Elbing, Klemens Engel, Franz Flach, Rudolf Friedrich, Peter Fritzen, Klemens Fuchs, Karl Grab, Josef Grimm, Karl Hammer, Ferdinand Hasselbächer, Edmund Heib, Albert Heil, Albert Heillen, Eduard Hill, Franz Hofmann, Josef Hültzbeck, Friedrich Jäckel, Edmund Jakobs, Gregor Jakobs, Bernhard Johann, Josef Johann, Albert Jüsten, Josef Jüsten, M. Keul, Edmund Klassen, Michael Knörlein, Josef Koch, Josef Kohl, Eckhard Krämer, V. Kringel, Georg Kudella, Alfred Leitersdorf, Josef Leyendecker, Rudolf Loch, Richard Martini, Josef Maßmann, Josef Meinertz, Josef Meurich, Eduard Müller, Franz J. Müller, Josef Müller, Josef Pies, Ludwig Prümmer, K. Salker, Matthias Schmitt, Alfred Schmitz, Bernhard Schmitz, Leo Schmitz, Franz Schmitz, Hans Schöner, Robert Schneider, Josef Schreiber, Alois Schwarzmann, Franz Sponsel, Alois Steffens, Josef Steffens, Wilhelm Steinmetz, Thomas Wagner, ... Wahlen, Hermann Weis, Heinrich Werner, ... Westernberger, Alfons Wilhelms, ... Zilles, Aloys Zirwes.

Es ist möglich, dass diese Liste, die aus den im Frankfurter Stadtarchiv liegenden Hausstandsbüchern unter „Offenbacher Landstraße 224“ (Band 1178) rekonstruiert wurde, nicht ganz vollständig ist. Es gab in Sankt Georgen zwischen 1929 und 1940 fast durchgehend eine Gruppe von etwa 20 Hausdienern. Das bedeutet: die meisten der Hausdiener blieben ein bis drei oder vier Jahre im Haus. So gab es in ihrem Kreis einen häufigen Wechsel. Neben ihnen gab es nur den einen oder anderen „Angestellten“ in Sankt Georgen, der von außen kam. Die Hausdiener wohnten mehr oder weniger sämtlich in Sankt Georgen, zeitweise über die verschiedenen Gebäudebereiche verteilt. Sie standen für die immer wieder anfallenden Arbeit wie Spülen, Tischdecken, Putzen, Arbeiten im Garten etc. zur Verfügung. Zum größten Teil kamen die Hausdiener aus dem Hunsrück und von der Eifel. Sie erwarteten und erhielten in Sankt Georgen Anregungen für ihr persönliches und

geistliches Leben. Sie bekamen regelmäßig geistliche Vorträge, wöchentlich eine Katechese. Sie wurden auch zur wöchentlichen Beichte bei einem festen Beichtvater angehalten. Jahr für Jahr wurden Exerzitien für sie angeboten. Sie folgten einer eigenen Ordnung, für deren Einhaltung ein „Manuductor“ zuständig war. Er war dafür verantwortlich, dass die Hausdiener in Sankt Georgen gut aufgehoben waren. Br. Martin Kirch, Br. Hubert Frank, Br. Nikolaus Stark, Br. Peter Weber, Br. Karl Nengelken waren von 1928 bis 1940 nacheinander die Manuductores.

G) Sankt Georgen – Valkenburg

Die Idee Sankt Georgens und ihre Verwirklichung lassen sich ohne die vielfachen, nicht immer spannungsfreien Beziehungen zu dem Ignatius-Kolleg in Valkenburg (Holland) nicht verstehen. Von 1894 an war das „Valkenburgerse Collegium Maximum Nostrorum S. Ignatii“ die Ausbildungsstätte der jungen Jesuiten zunächst der Deutschen Provinz, sodann der Niederdeutschen Provinz, der Ostdeutschen und der Oberdeutschen Provinz. Dort studierten sie Philosophie und Theologie. Nicht nur deutsche Scholastiker SJ, sondern auch viele aus anderen Ländern und Kontinenten stammende Scholastiker wurden in Valkenburg ausgebildet. Dass sich die Ausbildungsstätte der deutschen Jesuiten nicht in Deutschland, sondern in Holland und zuvor, d.h. vor 1894, in England – Ditton Hall – befand, war eine Folge des deutschen Jesuitengesetzes von 1972, das es nicht erlaubte, solch eine Einrichtung auf deutschem Boden zu unterhalten. Valkenburg war im Laufe der Jahre zu einer stattlichen Institution geworden. Es verfügte über genügend bauliche Kapazitäten und eine gut ausgestattete Bibliothek. Das Professorenkollegium war zahlenmäßig stark und konnte mit einer Reihe sehr guter und auch bekannter Kräfte aufwarten. Rektoren in Valkenburg waren:

P. Ludwig Kösters 1912–1915

P. Paul de Chastonay 1915–1918

P. Konstantin Kempf 1918–1924

P. Johannes Lauer 1924–1927

P. Karl Brust 1927–1934

P. Heinrich Keller 1934–1938

P. Wilhelm Klein 1938–1942.

Vor und gegen Beginn des Ersten Weltkriegs bereits entwickelte der damalige Rektor von Valkenburg, P. Ludwig Kösters, Ideen über eine mögliche Ausweitung der Hörerschaft dieser bis dahin jesuiteninternen Ausbildungseinrichtung.⁹³ Er trug sie verschiedenen Ordensgemeinschaften vor. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs verhinderte jedoch jedwede Umsetzung

⁹³ Der Brief ist in „Teil III: Texte“ abgedruckt, S. 217–219.

solcher Ideen in Valkenburg, obwohl man sogleich mit einigen praktischen Vorarbeiten begonnen hatte. Als am Ende des Ersten Weltkriegs eine Rückkehr der Jesuiten nach Deutschland möglich wurde, stellte sich sogleich die Frage, ob man den Plan einer philosophisch-theologischen Hochschule mit einer nicht auf Jesuitenscholastiker begrenzten Hörerschaft nicht in Deutschland in Angriff nehmen könnte.

Derartige Überlegungen trafen sich mit den Absichten der Verantwortlichen des Bistums Limburg, vor allem des Generalvikars Dr. Matthias Höhler, auf Limburger Gebiet ein Diözesanseminar zu errichten. So entstand der Gedanke, die Jesuiten könnten ihre Ausbildungsstätte für ihre jungen Mitbrüder, also das Valkenburger Ignatiuskolleg, auf das Limburger Gebiet, konkret: nach Frankfurt, verlegen und das Bistum Limburg würde seine Seminaristen dieser Einrichtung zur akademischen und aszetischen Ausbildung im Blick auf das Priestertum anvertrauen. Bischof Augustinus Kilian vertrat dieses von seinem Generalvikar erdachte Konzept in den schon 1919 stattfindenden Gesprächen mit dem Provinzial der Jesuiten. In diesen Gesprächen wurden die Vor- und Nachteile eines solchen Projekts deutlich. So kam es nicht zu einer sofortigen Entscheidung für die Verwirklichung des Frankfurter Projekts. Diese fiel jedoch 1923 im Rahmen eines Gesprächs, das in Rom die Vertreter Limburgs mit der römischen und der deutschen Ordensleitung führten. Daraufhin konnten die entsprechenden Schritte gesetzt werden, die dann im Oktober 1926 zur Eröffnung Sankt Georgens führten.

Auch wenn es dann tatsächlich nicht zu einer Überführung Valkenburgs nach Frankfurt kam – wofür in der Regel vor allem praktische Gründe namhaft gemacht wurden –, hielten doch viele grundsätzlich daran fest, dass dies sinnvollerweise geschehen sollte. Wenn die offizielle Bezeichnung Sankt Georgens gleich zu Beginn lautete „*Francofurtense Collegium et Convictus Sacratissimi Cordis Jesu*“, so hat man in ihr mitzuhören, dass es die Nachfolgeeinrichtung zu Valkenburg sein könnte und sollte. Auch der Vertrag zwischen der Niederdeutschen Provinz SJ und dem Bistum Limburg aus dem Jahre 1926 und seine Abrundung und Vollendung im Jahre 1929 sind in dieser Perspektive zu deuten: Sankt Georgen als Ausbildungsstätte der jungen Jesuiten, die im Sinne der „*Ratio studiorum*“ der Gesellschaft Jesu geführt und gebildet werden, und ihnen zugesellt die Seminaristen des Bistums Limburg und andere Studenten. Wie man zu Beginn der Sankt Georgener

Geschichte empfand, kommt deutlich in einem Bericht zur Sprache, den P. Oswald von Nell-Breuning im Jahre 1976⁹⁴ verfasst hat: Mit der staatlichen Anerkennung der Philosophisch-Theologischen Lehranstalt Sankt Georgen im Jahre 1926 „brauchte Limburg seine Priesteramtskandidaten künftig nicht mehr nach Fulda zu schicken, und die Studenten aus der Gesellschaft Jesu hatten die Möglichkeit, die staatskirchenrechtlich erforderlichen Semester an einer von ihrem Orden getragenen Hochschule zu absolvieren. Als Bischof Kilian und Provinzial Kösters [es muss richtig heißen: Bley] diese Vereinbarung trafen, stellte man sich vor, die Ordenshochschule werde alsbald von Valkenburg nach Frankfurt übersiedeln, wo der Orden im Außenbezirk das Grunelius'sche Anwesen erworben hatte, um dort Gebäude für die Hochschule zu errichten. Um aber sofort einen Anfang zu machen, wurde in den schon vorhandenen Räumlichkeiten vorerst für die Limburger Priesteramtskandidaten der Lehrbetrieb eröffnet. Wir Professoren, die wir damals unsere Tätigkeit hier aufnahmen, verstanden uns als Außenabteilung und Vortrupp des Valkenburger Lehrkörpers. Wider Erwarten verzögerte sich jedoch die Ausführung des Planes. Die Hochschule und ihr Lehrkörper blieben in Valkenburg, bis die politischen Ereignisse – die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten und der 2. Weltkrieg – die Übersiedlung bis auf weiteres unmöglich machten. So gewann die Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen, die sich von Anfang an als Glied des Collegium Societatis Jesu verstanden hatte, ein Eigenleben, ein Sonderdasein.“

So existierten in Wahrheit von 1926 an zwei von der Niederdeutschen Provinz SJ getragene große Ausbildungseinrichtungen – die eine in Valkenburg, die andere in Frankfurt. Angesichts der Tatsache, dass die Zahl der Professoren, die die Provinz aufbieten konnte, zwar recht groß, aber doch begrenzt war und dass die finanziellen Mittel ebenfalls nicht unerschöpflich sein konnten, konnte es nicht ausbleiben, dass es zwischen Valkenburg und Sankt Georgen bisweilen zu Spannungen kam.

Solche Spannungen traten schon bald nach der Gründung Sankt Georgens auf. Die Köpfe der immer wieder miteinander ringenden Parteien waren auf der einen Seite der Sankt Georgener Rektor P. Ludwig Kösters, der auch nach dem Ablauf seines Rektorats in Sankt Georgen blieb, und auf der ande-

⁹⁴ Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum von Sankt Georgen 1976, 18–19.

ren Seite der Rektor des Ignatiuskollegs in Valkenburg, P. Johannes Lauer, der 1927 durch P. Karl Brust abgelöst und dann Provinzial der Niederdeutschen Provinz wurde. Hinter ihnen standen dann die anderen, die mehr oder weniger entschieden deren Auffassungen teilten. Dabei konnte es durchaus vorkommen, dass der eine oder andere Sankt Georgener für die Valkenburger Sicht Verständnis äußerte, und umgekehrt, dass einige Valkenburger das Sankt Georgener Konzept für richtig hielten. Die Auseinandersetzungen entzündeten sich an der Frage, wie Sankt Georgen fortentwickelt werden sollte, nachdem es nun einmal gegründet worden war. P. Kösters, der sich letztlich auch stets durchsetzte, freilich nicht ohne zum Teil erheblich Widerstand überwinden zu müssen, stand für die Beibehaltung der Ursprungsvorstellungen, die ja besagten, Sankt Georgen müsse eine überdiözesane Ausbildungseinrichtung sein, die schließlich auch das Ignatiuskolleg von Valkenburg in sich aufnehme. Dies musste dann von vornherein auf allen Ebenen berücksichtigt werden, bei den Bauplanungen, bei den Finanzierungskonzepten, bei den Personalplänen, bei der Bibliotheksausstattung, bei der Abfassung der Vertragstexte. Es wurde in diesem Zusammenhang übrigens oft auf die Theologische Fakultät in Innsbruck und auf das dortige „Canisianum“ verwiesen. Was dort geschehe, könne als Vorbild für die Sankt Georgener Entwicklungen gelten. Die Gegenseite vertrat die Auffassung, dass Sankt Georgen sich darauf begrenzen sollte, das Limburger Diözesanseminar und nicht mehr zu sein. Nur so könnte es angesichts der Tatsache, dass Valkenburg eben doch noch bestand, weitergeführt werden. So könnten die finanziellen Aufwendungen in Grenzen gehalten werden. Auch die Baumaßnahmen könnten auf ein sinnvolles Maß begrenzt bleiben. De facto gingen die Valkenburger von der Geltung dieses Konzepts aus, wenn sie mit Sankt Georgener Bitten um Professoren und um Bücher konfrontiert wurden. Doch, was auf diese Weise nach Frankfurt ging, reichte für die Realisierung des größeren Konzepts nicht aus. Ungezählte Gespräche und Briefe hatten das nicht immer gerade friedliche Hin und Her zum Thema, das auf diese Weise entstand. Die Sankt Georgener Alumnen wie auch die Frankfurter und Limburger Öffentlichkeit haben von diesen Auseinandersetzungen vermutlich nicht viel bemerkt. Sie wurden ja auch vorwiegend in den Gremien des Ordens und in der Korrespondenz zwischen Valkenburg, Köln, Frankfurt und Rom ausgetragen.

Im Jahre 1932 erfuhr das Ignatiuskolleg in Valkenburg eine nicht unbedeutende Stabilisierung dadurch, dass es römischerseits auf der Grundlage der Apostolischen Konstitution „Deus scientiarum Dominus“ (1931) zur „*Facultas philosophica et facultas theologica*“ erhoben wurde. Damit war das Recht der Verleihung der akademischen Grade, auch des Doktorgrads, an Mitglieder des Ordens verbunden. Diese Grade hatten freilich nur im kirchlichen Rechtsbereich Geltung. In Sankt Georgen war man von spätestens 1933 an bestrebt, in gleicher Weise wie Valkenburg zu einer kirchlichen Fakultät erhoben zu werden. Dieses Anliegen wurde mehrfach bei Kard. Bisletti, dem Präfekten der *S. Congregatio de Seminariis et Studiorum Universitatibus*, vorgetragen. Aber in Rom wurde ein solcher Schritt als verfrüht bezeichnet. Daraufhin wurde eine „Affiliation“ Sankt Georgens an Valkenburg erwogen, damit so Sankt Georgen an den rechtlichen Möglichkeiten Valkenburgs teilhaben könnte. Dieser Gedanke wurde vor allem von P. Karl Brust, dem Rektor von Valkenburg, vorgetragen. Aber auch dieser Plan stieß in Rom, auch bei P. General Ledóchowski, und andernorts auf viele Bedenken und wurde folglich nicht weiter verfolgt.

Trotz dieser rechtlichen Konsolidierung des Ignatiuskollegs und des Misslingens der Versuche, auch Sankt Georgen rechtlich zu heben, war die schrittweise Rückkehr der deutschen Jesuiten nach Deutschland schon bald nicht mehr aufzuhalten. Ein Grund dafür lag in der Bestimmung des 1933 geschlossenen Konkordats zwischen Rom und dem Deutschen Reich, derzufolge in Deutschland nur der seelsorglich tätig werden könne, der zumindest einen Teil seiner theologischen Ausbildung auch in Deutschland bekommen habe. Weil die Scholastiker später gewöhnlich in Deutschland eingesetzt würden, musste man sich mit der Frage auseinandersetzen, wie man der Bestimmung des Konkordats Genüge tun könnte. Die Antwort konnte nur lauten: entweder verlegt man ganz Valkenburg nach Frankfurt oder man holt wenigstens die deutschen Scholastiker nach Frankfurt, damit sie dort den geforderten Teil ihrer Ausbildung absolvierten.

Von 1934 an kamen die Scholastiker der Niederdeutschen Provinz, die ihr Philosophiestudium zu absolvieren hatten, nicht mehr nach Valkenburg, sondern sie gingen zum Berchmanskolleg in Pullach bei München. Dort hatten die Scholastiker vor allem der Oberdeutschen Provinz SJ schon seit 1925, dem Jahr, in dem P. Provinzial Augustinus Bea diese Einrichtung gegründet

hatte, ihr Philosophiestudium gemacht. Das hatte zur Folge, dass von 1936 an in Valkenburg ein Philosophiekurs nicht mehr angeboten wurde. Die Zahl der Scholastiker war daraufhin entsprechend geringer als noch wenige Jahre zuvor. Eine erneute Minderung der Zahl der Valkenburger Scholastiker ergab sich von Herbst 1936 an, als die Scholastiker der Oberdeutschen und der Ostdeutschen Jesuitenprovinzen nach Sankt Georgen wechselten, um hier ihren theologischen Studien zu obliegen. Am 26. November desselben Jahres konzidierte Kardinal Bisletti, der Präfekt der S. Congregatio de Seminariis et Studiorum Universitatibus, dem Sankt Georgener Rektor, P. Gierens, dass die Scholastiker, die nun in Sankt Georgen studierten, die Grade erwerben könnten, die seit 1932 Valkenburg verleihen konnte. So wanderte mit den Scholastikern zum ersten Mal auch ein rechtlich erheblicher Teil der Valkenburger Institution nach Frankfurt. Daraufhin strebten die Sankt Georgener Verantwortlichen erneut, wie sie es schon zuvor verschiedentlich getan hatten, nachdrücklich an, dass die Philosophisch-Theologische Hochschule als ganze zu einer vollen *Facultas philosophica et theologica* erhoben würde. In diesem Bestreben kommt zum Ausdruck, dass man nicht davon ablassen wollte, in Sankt Georgen nun endlich zumindest dieselbe Rechtsstellung, wie Valkenburg sie besaß, realisiert zu sehen. Doch kam es zu einer entsprechenden römischen Entscheidung auch jetzt wieder nicht.

Der ausschlaggebende Grund für den Wechsel der etwa 60 Scholastiker der Oberdeutschen und der Ostdeutschen Provinz SJ nach Sankt Georgen hatte darin gelegen, dass Devisen nicht mehr über die deutschen Grenzen überwiesen werden konnten. Valkenburg hatte jedoch mit enormen wirtschaftlichen Engpässen zu tun und konnte somit auf die Geldzuflüsse seitens der deutschen Provinzen, die ihre Scholastiker bis dahin zum Studium nach Valkenburg geschickt hatten, nicht verzichten. Das Problem wurde dann so gelöst, dass diese Scholastiker nicht mehr nach Valkenburg gingen, sondern nun nach Sankt Georgen. In Valkenburg blieben lediglich die Theologie studierenden Scholastiker der Niederdeutschen Provinz sowie nicht wenige Scholastiker aus nicht-deutschen Jesuitenprovinzen zurück. Die wirtschaftliche Notlage wurde 1936 als so groß bezeichnet, dass sogar Gäste nur noch in sehr eingeschränktem Maße aufgenommen werden konnten. In einem Bericht über Valkenburg aus dem September 1936 war zu lesen: „Man hat unser Haus verglichen mit einem sinkenden Schiff, auf dem alle Mann an den

Pumpen stehen. Manches mußte über Bord geworfen werden, um das Schiff flott zu halten.“⁹⁵ Wie groß die Not in Valkenburg war, ist aus der Tatsache ersichtlich, dass von der Mitte der 30er Jahre an im Herbst, also nach der Ernte, bei den holländischen Bauern um Kartoffeln und Gemüse etc. gebettelt werden musste. Mehrere Wochen hindurch gingen Mitbrüder von Hof zu Hof und baten um Hilfe für das Kolleg.

Am 7. Juli 1942 wurde Valkenburg durch die Nationalsozialisten enteignet. Nach dem Krieg wurde das Studienkolleg der Jesuiten nicht wieder in Valkenburg eingerichtet. Nach einer Zwischenstation in Büren in Westfalen kam das Theologat der Jesuiten 1950 nach Frankfurt.

⁹⁵ Aus der Provinz, September 1936, 62.

H) Die Sankt Georgener Bibliothek

In der heutigen Sankt Georgener Bibliothek besteht neben der Valkenburger Bibliothek und vielen in den letzten Jahren und Jahrzehnten getätigten Neuanschaffungen die gleich 1926 eingerichtete Sankt Georgener Bibliothek fort. Nur um diese und zwar im ersten Drittel der Sankt Georgener Geschichte geht es im folgenden.

Immer war ein Mitglied der Jesuitenkommunität für die Pflege und den Aufbau der Bibliothek zuständig. Der erste Bibliothekar war der P. Minister Matthias Fischer. Ihm folgten nach seinem baldigen Weggang von Sankt Georgen zunächst P. Albert Ammann – bis 1929 – und dann P. Wilhelm Koester, der mit einer ganz kurzen Unterbrechung mit der Leitung der Bibliothek bis in die Kriegsjahre hinein betraut blieb. Ihm waren häufig wechselnde Mitarbeiter zugeordnet, Scholastiker oder Brüder. Nach dem Krieg übernahm P. Leo Ueding bis in die 50er Jahre hinein die Verantwortung für die Bibliothek. Ihm war Fr. Otto Busch behilflich. P. Ueding hatte schon in den späten 30er Jahren P. Koester bei seiner Arbeit geholfen und kannte von daher die Bestände, – was ihm sehr zugute kam, als er nach dem Krieg die Bibliothek neu aufbauen musste.

Die Bücher, mit denen die Geschichte der Sankt Georgener Bibliothek begann, wurden zunächst in diesem oder jenem Raum im ersten Stock des Altbaus aufgestellt. Eine Magazinbibliothek fand in Kellerräumen sowohl des Altbaus als auch des Lindenhauses Platz. Doch war es sehr rasch klar, dass man einen größeren Raumbedarf haben werde. Und so richtete man schon 1927 einen Wagenschuppen, der im westlichen der beiden Flügel, die an das Lindenhaus angebaut waren, lag, für die Aufnahme der Bibliothek her. Wände und Decken wurden eingezogen, Regale aufgestellt. Mit diesen Räumlichkeiten hatte die Sankt Georgener Bibliothek bis in die Kriegsjahre hinein zurechtzukommen. Nach dem Krieg waren die Bücher zunächst auf die verschiedensten Räume verteilt, die sich in den wiederaufgebauten Gebäudeteilen fanden, – bis dass schließlich Ende der 50er Jahre, als auch noch die Bestände der früheren Valkenburger Bibliothek nach Sankt Georgen kamen und untergebracht werden mussten, ein großer Magazinbau errichtet wurde.

Die Bücherbestände stammten am Anfang aus zwei Quellen: zum einen aus der Valkenburger Bibliothek, die manche Dublette abgeben konnte, zum

anderen aus den Beständen des „Gesamtverbands der katholischen Pfarreien in Frankfurt“. Im Rahmen und im Namen des Gesamtverbands hatte Anfang des 19. Jahrhunderts der Stadtpfarrer Franz Lothar Marx (+ 1831) eine Bibliothek aufgebaut. Sie existierte noch, hatte aber inzwischen eine ganz unangemessene Aufstellung gefunden: im Kohlenkeller der Stadtbibliothek. Diese zum Teil kostbare, anfänglich wohl 3.000 Bände zählende, dann aber durch die Hinzufügung von Schenkungen und Nachlässen auf etwa 15.000 Bände angewachsene Bibliothek wurde Sankt Georgen anvertraut. So finden sich in dieser Bibliothek auch nachgelassene Bücher aus den Beständen des Frankfurter Stadtpfarrers Münzenberger. Manche der hinzugefügten Bücher tragen den Stempel „Dompfarrhaus“.

Nach einem Besuch in Sankt Georgen berichtete im Jahre 1927 ein Mitarbeiter der „Nassauischen Heimat“, was er in der Sankt Georgener Bibliothek gesehen hat: „Ein Blick in die ganz neugegründete Nachschlagebibliothek läßt schon jetzt ihren hohen wissenschaftlichen Wert erkennen. Die noch in Anfängen stehende Bibliothek enthält die bedeutendsten Werke der philosophischen und theologischen Klassiker, angefangen von den attischen Klassikern, Neuplatonikern, Stoikern, den Vertretern des Hellenismus über Augustinus bis zur Früh- und Hochscholastik, zum Nominalismus, zur Renaissance und Neuzeit. Selbstverständlich finden wir von Aristoteles die ‚Editio Berolinensis‘, von Thomas von Aquin die ‚Leonina‘, von Bonaventura die Ausgabe von ‚Quaracchi‘, von Albertus Magnus und Suarez die großen französischen Gesamtausgaben, von Kant die klassische Berliner Akademie-Ausgabe, von Schelling die neue Gesamtausgabe, auch die immer noch unersetzliche ‚Series latina et graeca‘ der griechischen und lateinischen Väter von Migne, sowie die Berliner und Wiener Väterausgabe. Die Scholastik ist in ihren Hauptvertretern des Thomismus, Skotismus, Suaresianismus sowie der Neuscholastik ziemlich vollständig vertreten. Von der neueren Philosophie und Theologie enthält die Nachschlagebibliothek die bekannten Handbücher der einzelnen Disziplinen, außerdem das nötige Quellenmaterial mit den zugehörigen methodologischen und philologischen Werken: die verschiedenen Ausgaben der Hl. Schrift und andere Biblica – Konzilienausgaben (Mansi, Hardouin), das ‚Magnum bullarium‘, das Annalenwerk des Baronius, die ‚Analecta hymnica‘ (Drewes-Blume). Der Forscher freut sich, neben neueren Werken auch Mabillons altbewährte Urkundenlehre ‚De re diplomatica‘ und

Forcellinis ‚Totius Latinitatis Lexicon‘, du Cange ‚Glossarium ad scriptores mediae et infimae Latinitatis‘, mit den Ergänzungsbänden von Carpentier wiederzufinden. Für die erste Orientierung tun gute Dienste außer den allgemeinen und fachwissenschaftlichen, vorab philosophisch-theologischen Lexika die vollständig vorhandenen Sammlungen von Kösel, Göschen, Teubner (Natur und Geisteswelt), Quelle und Meyer. Ferner liegen 50 Zeitschriften philosophisch-theologischen Inhalts auf. Die übrigen Bücher der Bibliothek, die bis jetzt auf etwa 20.000 Bände geschätzt wird, sind in einer sogenannten Magazinbibliothek untergebracht, die sich, solange andere Räumlichkeiten fehlen, in dem geräumigen Untergeschoss und im Jagdhaus befinden. In diese Bibliothek konnte auch die früher in der Stadtbibliothek untergebrachte alte Bibliothek des Gesamtverbandes der Katholischen Pfarrämter Frankfurts (Marxsche Bibliothek) eingestellt werden, welche der Pfarrklerus zu dem Zweck geliehen hat.“⁹⁶

Wie schon gesagt, wurde schon früh ein bisheriger Wagenschuppen, der zum Baukomplex des Lindenhauses gehörte, dazu umgerüstet, dass er diese Bibliothek aufnehmen konnte.

In den 30er Jahren wuchs die Sankt Georgener Bibliothek langsam, zum einen durch Bücherkäufe, zum anderen, auch weiterhin, durch die Übernahme von Valkenburger Büchern. Freilich wurde immer wieder geklagt, dass das Ignatiuskolleg von Valkenburg im Abgeben von Büchern, auf die es an sich hätte verzichten können, zu zögerlich sei. Darin drückten sich die Spannungen aus, die es zwischen Valkenburg und Sankt Georgen gab und die sich auf die grundlegenden Fragen der Existenz dieser beiden Einrichtungen bezogen.

Die ruhigen Zeiten endeten für die Bibliothek im Januar 1938 und kehrten langsam zehn Jahre später wieder zurück. Dazwischen war die Sankt Georgener Bibliothek auf ihre Weise von den Kriegswirren betroffen. Es ist der Entschlossenheit und der Wachsamkeit der Bibliothekare zu verdanken, dass die Bibliothek nach dem Krieg noch existierte und dies ohne allzu große Verluste. Angesichts der auch die bibliothekarischen Einrichtungen nicht ausnehmenden Durchsuchungen und möglichen Beschlagnahmungen durch die

⁹⁶ Nassauische Heimat – Sonderbeilage zur Rheinischen Volkszeitung, Ausgabe vom 1. Mai 1927, S. 65–66.

Gestapo und angesichts der Zerstörungen der Sankt Georgener Gebäude in den Bombardierungen im Jahre 1943 und 1944 kann dies nicht dankbar genug vermerkt werden.

Anfang 1938 mussten die Jesuiten damit rechnen, ihre Häuser verlassen und sich nach Osten verschicken lassen zu müssen. Die Sankt Georgener Patres, vor allem die Bibliothekare, P. Wilhelm Koester und P. Leo Ueding, dachten sogleich daran, wenigstens einen Teil der Bücherbestände in Sicherheit zu bringen. Und so organisierten sie die Verpackung und Verschickung eines beträchtlichen Teils der Bibliothek. Vor allem die wertvollen Bücher aus der Handbibliothek waren davon betroffen. Ein Lastwagen des Kollegs von Bad Godesberg kam eines Morgens mit den Brüdern Bungarten und Auf der Springe nach Sankt Georgen, um die vorbereiteten Kisten abzuholen. Zunächst ging es in einen Ort im Taunus, wo ein Teil der Kisten auf dem Speicher eines Pfarrhauses versteckt werden sollten. Es muss sehr anstrengend gewesen sein, die schweren Bücherkisten über eine steile Holzterrasse auf den Speicher zu tragen. Dann ging die Fahrt weiter – Richtung Köln, in dessen Nähe die restlichen Bücherkisten aufbewahrt werden sollten. Als man befürchten musste, dass das Versteck im Taunus doch nicht sicher genug sein könnte, holte man die dort versteckten Bücher wieder ab und brachte sie in den Turm einer Burg. Nach dieser ersten größeren Aktion folgten noch mehrere kleinere Aktionen, bei denen es auch um die Versteckung der Sankt Georgener Bücher ging. Eine größere Ladung Bücher ging zum Schloss des Fürsten zu Löwenstein, wo sie bis nach dem Krieg blieben. Anderes wurde per Bahn oder Post zu Verwandten der Patres geschafft – nach Aachen, an die Saar, ins Münsterland, ins Sauerland, in die Eifel.

Als in den Kriegsjahren Sankt Georgen mehr und mehr geräumt werden musste, galt es, die im Althaus und im Neubau befindlichen Bücherbestände in Sicherheit zu bringen. Eine Ladung von vielen schweren Kisten und die Büchergestelle aus den evakuierten Häusern wurden zunächst in einen freistehenden Brauerei-Lagerkeller in der Nähe der Pfarrei Sankt Wendel gebracht. Von dort gelangten 30 Kisten mit Büchern in den Westerwald. Sie wurden auf einem Bauernhof unter dem Heu versteckt. Ein anderer Teil der Sankt Georgener Bücher wurde beim Spediteur Delliehausen untergestellt. Ein Teil dieser Bestände wurde von dort weiter und an andere Orte transportiert. Was jedoch in den Lagerhallen der Spedition geblieben war, fiel den Flammen

zum Opfer. Es waren wertvolle Bestände, die so verloren gegangen sind. Zum Teil handelte es sich um die Handbibliotheken einiger Professoren.

Eine eigene zeit- und nervenraubende Arbeit war es für die Bibliothekare, die Karteikarten zu den Büchern, die aus dem Haus gingen, auszusortieren und gesondert aufzubewahren. Ein Teil dieser aussortierten Karteikarten wurden von P. Wilhelm Koester in Koffern nach Königstein gebracht, ein anderer Teil wurde hier und da in Frankfurter Häusern versteckt und nach dem Krieg aus zerbombten Kellern herausgeholt. Man kann im Rückblick auf die damaligen Ereignisse nur staunen, dass es den Bibliothekaren gelungen ist, den Überblick über die bibliothekarischen Bestände Sankt Georgens nicht zu verlieren. Die Bemühungen, die Bücher zu verstecken und so zu sichern, hatten sich ja auf einen Zeitraum von mehr als fünf Jahren und auf die verschiedensten Orte und Plätze erstreckt.

Mehrfach wurde Sankt Georgen durch die Gestapo durchsucht. Manchmal forderten die Gestapoleute auch Auskunft über Bibliotheksangelegenheiten. Da sie auf diesem Feld jedoch eher unerfahren waren, gelang es immer wieder, ihnen die wahren Sachverhalte zu verschleiern.

Die noch in Sankt Georgen gebliebenen kleineren Buchbestände – Nachschlagebibliothek der Scholastiker, einige Buchbestände auf den Professorenzimmern – wurden durch die Bomben, die im Herbst 1943 und im Frühjahr 1944 auf Frankfurt und auch auf Sankt Georgen fielen, weitgehend zerstört. Die Bibliothekare, P. Koester und P. Ueding, verließen Sankt Georgen. Der eine ging nach Dernbach, der andere nach Lothringen.

Nach dem Krieg, im Herbst 1945, kehrten P. Koester und P. Ueding nach Sankt Georgen zurück. Sie erhielten eine Hilfe in Fr. O. Busch, der Sankt Georgen schon seit 1940 zugehörte. Diese drei Mitbrüder, unterstützt durch andere Arbeitskräfte, machten sich daran, die Rückführung der Bücher nach Sankt Georgen zu organisieren. Dies musste mit äußerster Sorgfalt geschehen, damit sich nicht ein Chaos unter den Büchern und in den Bibliotheksgängen ausbreitete. Mit Lastzügen wurden die Bücherkisten aus den Verstecken zurückgebracht. Eine Menge Bücher kamen aber auch per Bahn oder Post in Paketen an ihren ursprünglichen Ort zurück.

Nach Monaten, ja Jahren intensiver Arbeit war die Sankt Georgener Bibliothek schließlich wiedererrichtet. Die Verluste, die es gegeben hatte, hatten sich in Grenzen gehalten. Als die Bücher wieder aufgestellt waren, wurde

auch deutlich, wie groß der Raumbedarf für eine sinnvolle Aufstellung der Regale mit den Büchern geworden war. Und so dachte man nach vorn – hoffend, dass es eines Tages ein genügend großes Bibliotheksgebäude geben werde.⁹⁷

⁹⁷ Die wichtigste Quelle für die Darstellung der Geschichte der Sankt Georgener Bibliothek bis in die späten 40er Jahre stammt aus der Feder von P. LEO UEDING: Schicksale der Bibliothek „Sankt Georgen“ im letzten Jahrzehnt, in: SGB, SS 1948, 2–3.

I) Die Sankt Georgener Jesuitenkommunität

Die Sankt Georgener Jesuitenkommunität war aufs stärkste mit dem Werk verbunden und verwoben, dessen Aufbau und Gestaltung ihr aufgegeben war. Die Geschichte der Hochschule und die Geschichte des Seminars und dann auch die Geschichte der Kommunität – das war ein komplexes Ganzes und Eines. Die Sankt Georgener Jesuiten waren ganz durch ihre Arbeit in diesem Werk beansprucht. Im übrigen glich die Sankt Georgener Kommunität allen anderen Jesuitenkommunitäten. Da gibt es starke Persönlichkeiten, es gibt auch ängstliche und schwächliche Kommunitätsmitglieder. Die einen sind Einzelgänger, die anderen lieben und vermögen es, mit anderen zusammen zu leben und wirken. Es gibt Jüngere und Ältere, es Gesunde und Kranke. Alles dies traf auch auf die Sankt Georgener Kommunität zu. Man könnte und müsste die Profile der einzelnen Sankt Georgener Jesuiten noch einmal erforschen und darstellen. So bekäme auch das Bild der ganzen Kommunität schärfere Konturen.⁹⁸

Zu Beginn, also 1926, war die Kommunität naturgemäß noch recht klein. Sie umfasste etwa 10 Mitglieder, darunter drei Brüder. Fünf Jahre später, also 1931, zählte die Kommunität mehr als doppelt so viele Patres und Brüder, insgesamt 25 Mitglieder. Noch einmal fünf Jahre später, 1936, näherte sich die Zahl der Patres der Zahl 30, die Zahl der Brüder belief sich auf 15. Also, etwa 45 Jesuiten lebten und arbeiten damals in Sankt Georgen. Ein Jahr später vergrößerte sich die Kommunität sprunghaft, da die Scholastiker der Ostdeutschen und der Oberdeutschen Provinzen, die bis dahin in Valkenburg Theologie studiert hatten, nach Sankt Georgen kamen. Schon 1937 umfasste die Gruppe dieser Scholastiker etwa 70 Mitglieder. Damit hatte die Kommunität ein neues Gesicht. Sie war nun sehr groß, nahezu 120 Mitglieder stark. Und es gehörte ihr eine große Gruppe von jungen Mitbrüdern zu, die selbst studierten und folglich in anderer Weise in Sankt Georgen anwesend waren als die Patres und die Brüder. Diese jungen Mitbrüder waren

⁹⁸ Für die meisten der Jesuiten, die damals in Sankt Georgen gelebt und gewirkt haben, wurden nach ihrem Tode längere oder kürzere Nachrufe verfasst, in denen auch die persönlichen Profile nachgezeichnet werden. Die bibliographischen Angaben zu einer Reihe dieser Nachrufe finden sich in diesem Buch in entsprechenden Fußnoten.

übrigens recht zufrieden, nun in Sankt Georgen leben und studieren zu können, obwohl sie beengt untergebracht waren. Sie schätzten die Nähe zur Stadt Frankfurt, sie schätzten aber auch die Nähe zum Park und zum Stadtwald. Es mag auch sein, dass sie meinten, in Sankt Georgen wehe ein anderer, ein (welt-)offenerer Wind als in Valkenburg. Zu den Scholastikern, die Ende der 30er Jahre in Sankt Georgen lebten, gehörten einige, die später recht bekannt geworden sind: Alfred Delp, Karl Fank, Alois Grillmeier, Lothar König, Franz zu Löwenstein, Helmut Ogiermann, Herbert Roth, u.a. Sie empfingen in den Sankt Georgener Studienjahren gewöhnlich die der Priesterweihe vorausgehenden Weihen – vor allem die Diakonatsweihe.

1940 war die Kommunität dann schon wieder erheblich kleiner. Die Zahl der Scholastiker betrug nur noch etwa 40, von denen aber die allermeisten nicht im Haus anwesend waren, weil sie zum Militärdienst einberufen waren. Auch ein beträchtlicher Teil der Patres und der Brüder war im Militärdienst. Das heißt: tatsächlich in Sankt Georgen und also vor Ort war nur etwa die Hälfte der Kommunitätsmitglieder. Es handelte sich vorwiegend um die Patres und die Brüder, die altersbedingt für den Militärdienst nicht mehr in Betracht gekommen waren. Unter diesen waren vor allem die in der Hochschule lehrenden Professoren. Die Zahl der tatsächlich in Sankt Georgen anwesenden Jesuiten nahm noch einmal deutlich zu, als Ende 1941 und Anfang 1942 aufgrund des Erlasses des „Führers“ vom September 1941 viele Jesuiten „in die Heimat überstellt“⁹⁹ wurden und also von der Kriegsfront zurückkehrten. Die Scholastiker nutzten die Zeit vor allem zum Studium. Einige unter ihnen wurden im November 1942 zu Priestern geweiht und verließen dann Sankt Georgen, um in verschiedenen Pfarreien im Rhein-Main-Raum mitzuarbeiten. In den letzten Kriegsjahren, in denen die meisten Sankt Georgener Gebäude besetzt oder zerstört waren und folglich ein Studienbetrieb

⁹⁹ Gewöhnlich spricht man in diesem Zusammenhang von der „Wehrunwürdigkeit“ der Jesuiten. Diese Formulierung ist aber eine in der Gesellschaft Jesu üblich gewordene Interpretation. Sie gibt nicht die offizielle Begründung wieder. Offiziell handelte es sich um eine „Überstellung in die Heimat“, nicht um eine formelle „Wehrunwürdigkeitserklärung“. Die „Überstellung in die Heimat“ geschah freilich ebenfalls nicht aus freundlichen Motiven. Vgl. zum Ganzen: ERWIN BÜCKEN, Wehrunwürdigkeit der Jesuiten im Zweiten Weltkrieg?, in: Nachrichten aus der Norddeutschen Provinz 1997, 129–135 sowie, als Nachtrag, 227–230.

nicht länger aufrecht erhalten werden konnte, befanden sich nur noch ein Dutzend Jesuiten in Sankt Georgen, es waren zwei Patres – P. Paul Best und P. Josef Hoffmann – und zehn Brüder. Sie bildeten eine Art „Trümmerwache“. Gleichzeitig bereiteten sie den Wiederaufbau der zerstörten Gebäude vor. Nach dem Krieg und im Zuge des Wiederaufbaus kehrten mehr und mehr Jesuiten nach Sankt Georgen zurück. Unter ihnen waren einstweilen keine Scholastiker mehr. Die Zahl der Patres und der Brüder belief sich 1948 auf etwa 50, darunter 30 Patres und 20 Brüder. Dieselben Zahlen sind für Anfang 1950, kurz bevor die Theologische Fakultät SJ von Büren nach Frankfurt verlegt wurde, vor auszusetzen. Danach stieg die Zahl deutlich an – eine Folge davon, dass nun die Bürener Jesuiten hinzukamen.

Das Leben der Jesuiten war auch in Sankt Georgen durch und durch von den Gepflogenheiten bestimmt, die es in der damaligen Gesellschaft Jesu gab. Alle trugen die schwarze Soutane, die Patres bei vielen Gelegenheiten das Birett. Die eucharistische Frömmigkeit war ungefragt lebendig. Freilich drückte sie sich weniger in gemeinschaftlichen Gottesdiensten aus, – die es freilich zusammen mit den Seminaristen und aus seelsorgerlichen Gründen auch gab –; vielmehr praktizierten die Patres die tägliche Einzelzelebration, bei der aber ein Jesuitenbruder oder auch ein Seminarist oder in den Jahren nach 1936 auch ein Scholastiker als Ministrant anwesend war. Die Gottesdienstsprache war damals selbstverständlich das Lateinische. Kennzeichnend waren auch die eucharistischen Andachten an Sonn- und Feiertagen. Täglich beteten die Jesuiten den Rosenkranz, täglich verrichteten sie bestimmten geistliche Übungen, vor allem die Gewissenserforschung am Mittag und am Abend. Sie zogen sich jährlich zu achttägigen Geistlichen Übungen zurück. Sie empfingen regelmäßig das Bußsakrament. Sie unterzogen sich Bußübungen, zum Teil um der Demut willen, wengleich auch in diskreten Formen, auch vor den Augen der Mitbrüder. Dass dies in den Zeiten, in denen die Jesuiten aus Raummangelgründen kaum unter sich sein konnten, nicht möglich war, beunruhigte viele von ihnen sehr. Sie brachten dies in ihren Gesprächen untereinander und mit den Oberen immer wieder zum Ausdruck.

K) Die Johann Wolfgang Goethe-Universität und Sankt Georgen

Als bald nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die Wiedererrichtung der Frankfurter Johann Wolfgang Goethe-Universität in die Wege geleitet wurde, kamen sehr rasch sowohl im evangelischen als auch im katholischen Raum Ideen über die Gründung zweier theologischer Universitätsfakultäten auf.¹⁰⁰

Im Blick auf eine evangelische Fakultät ging die Initiative von evangelischen Christen aus, die der Bekennenden Kirche verbunden gewesen waren und die die Absicht hegten, deren Tradition im universitären Kontext fortleben zu lassen. Die Universitätsleitung ging auf diese Intentionen dadurch ein, dass sie die Professoren Heinrich Frick aus Marburg und Heinrich Schlier aus Bonn baten, bei der Konzeption einer künftigen evangelisch-theologischen Fakultät beratend tätig zu sein. So ist es zu erklären, dass sowohl Prof. Frick als auch Prof. Schlier – und dieser in sehr engagierter Weise – an den Vorüberlegungen zu einer Fakultätsgründung Anteil hatten. Die Konzepte, die mit ihnen erarbeitet wurden, ließen sich freilich vor allem in personeller Hinsicht schließlich nicht umsetzen, weil die, die man gewinnen wollte, nicht nach Frankfurt kommen wollten.¹⁰¹

Bevor, auch schon 1945, erste Überlegungen auch zu einer katholisch-theologischen Fakultät angestellt wurden, versuchte der Rektor der Universität, Prof. Dr. Georg Hohmann, Romano Guardini nach Frankfurt zu holen. Er bot ihm einen Lehrstuhl *ad personam* an, von dem aus er zu Fragen der „Weltanschauung“ sprechen sollte. Guardini lehnte das Angebot ab. Doch

¹⁰⁰ Eine ausführliche und materialreiche Darstellung der Bemühungen um die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main stammt von JOACHIM ROTBERG: „Ein Beitrag zu Deutschlands geistiger Einheit ...“. Die Nachkriegspläne zur Errichtung einer Katholisch-Theologischen Fakultät an der Frankfurter Universität (1945–1948), in: *Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte* 51 (1999) 227–262. – Ergiebige Archivalien zum Thema Sankt Georgen – Universität finden sich im Diözesanarchiv Limburg (DAL), Sign. 57/C/1 (1945–1967).

¹⁰¹ Vgl. dazu NOTKER HAMMERSTEIN, *Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main*, Bd. I 1914–1950, Frankfurt: Alfred Metzner Verlag 1989, 688–692.

die Idee einer katholisch-theologischen Fakultät wurde damit nicht überflüssig. Sie wurde rasch auf den verschiedensten Ebenen erörtert.

Es kam zu einer Unterredung zwischen Vertretern der Stadt Frankfurt, des Kultusministeriums in Wiesbaden und dem Limburger Bischof. Von dieser Idee bekamen auch einige katholische Laien und Priester in Frankfurt Kenntnis. Unter ihnen waren die katholischen Mitglieder des Bürgerrates der Stadt Frankfurt. Sie verfassten am 12. November 1945 ein Schreiben an den Limburger Bischof, in dem sie sich nachdrücklich dafür einsetzten, dass eine solche katholische-theologische Fakultät an der Universität auch seitens des Bistums Limburg und seines Bischofs gefordert und gefördert werden sollte. Sie begründeten ihr Votum damit, dass sie auf die Bedeutung der „katholischen Wahrheit“ hinwiesen und die öffentliche Universität als einen besonders geeigneten Raum für ihre Verbreitung bezeichneten. Die Verfasser dieses Briefes waren sich dessen bewusst, dass es Sankt Georgen gab. Sie wollten auch die Wirkungsmöglichkeiten Sankt Georgens bei der theologischen Ausbildung des Priesternachwuchses nicht beschnitten sehen. Der Brief trug acht Unterschriften, eine stammte von Walter Dirks.

Der Bischof hat daraufhin den Rektor von Sankt Georgen, P. Nikolaus Junk, über die Idee einer katholisch-theologischen Universitätsfakultät recht bald informiert. P. Nikolaus Junk seinerseits unterrichtete darüber die Ordensleitung in Rom am 2. Januar 1946. Dabei brachte er auch die Auffassung, die damals der Limburger Bischof vertrat, zum Ausdruck: er wolle auf jeden Fall an Sankt Georgen festhalten; der Gründung einer eigenen und ganzen theologischen Fakultät an der Universität werde er nicht zustimmen. Bestenfalls sei er bereit, die Errichtung einiger theologischer Lehrstühlen in einer anderen Fakultät zu unterstützen – für Studenten nicht-theologischer Fakultäten.

Der Universitätsrektor Prof. Hohmann hielt trotz des Votums des Limburger Bischofs an den Plänen zur Gründung zweiter theologischer Fakultäten fest. Am 1. Februar 1946 fand die Feier der Eröffnung der Universität statt. Der Rektor kam in seiner Rede auch die gewünschten theologischen Fakultäten zu sprechen, da sich die Universität davon eine „wesentliche He-

bung des gesamten Niveaus der Universität erwarten und gerade in unserer geistigen Notzeit die Hilfe von dieser Seite nicht entbehren“ wolle.¹⁰²

Da die von Bischof Antonius Hilfrich vertretene Position sich mit den Plänen der Wiesbadener Kultusministeriums und der Universität Frankfurt nicht deckte, kam das Projekt der Fakultätsgründung zunächst ins Stocken. 1946 gab es viele Gespräche, aber es kam nicht zu Entscheidungen. Für die Meinungsbildung unter den Verantwortlichen in der Niederdeutschen Provinz und in Sankt Georgen verfaßte P. Josef Schröteler ein umfangreiches „Memoriale zur Frage der Ein- oder Angliederung von Sankt Georgen in die Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main“.¹⁰³ Er stellte es am 31. Juli 1946 fertig und übergab es seinen Oberen. In diesem Gutachten skizzierte P. Schröteler die Besonderheiten Sankt Georgens und kam zu dem Ergebnis, dass die von Bischof Hilfrich vertretene Position auch die des Ordens sein und bleiben müsse.

Dann ging wieder eine längere Zeit ins Land. Am 4. Februar 1947 wandte sich der Hessische Kultusminister mit der Bitte um Zustimmung zur Errichtung einer katholisch-theologischen Universitätsfakultät unmittelbar an den Heiligen Stuhl, konkret an den Kardinalstaatssekretär Domenico Tardini. Das Kultusministerium war um eine umgehende Antwort verlegen.¹⁰⁴ Der Kultusminister plante nämlich für den 15. April 1947 die Eröffnung einer evangelisch-theologischen Fakultät und wünschte dringend für denselben Termin die Eröffnung der katholisch-theologischen Fakultät.

Einen Tag nach der Abfassung des Briefes des Kultusministers Dr. Stein nach Rom – am 5. Februar 1947 – starb überraschend Bischof Antonius Hilfrich. Damit begann eine längere Zeit der Sedisvakanz, bis dass der neue Bischof Ferdinand Dirichs am 21. November 1947 geweiht wurde.

Der Limburger Kapitularvikar Dr. Jakob Rauch erhielt Kenntnis von der Immediateingabe des Landes Hessen an den Heiligen Stuhl, zeigte sich über dieses Vorgehen des Landes befremdet und sah sich dann veranlasst, sich sogleich in die Verhandlungen einzuschalten. Eine Zeit hektischer Bemühungen setzte ein. Der Kapitularvikar wandte sich am 18. März an den Kölner

¹⁰² Ebd. 625.

¹⁰³ Dieses Memorandum findet sich im Sankt Georgener Hausarchiv.

¹⁰⁴ Der Brief des Kultusministers ist in „Teil III: Texte“ abgedruckt, S. 235f.

Jesuitenprovinzial P. Wilhelm Flosdorf. Dieser nahm am 30. März mit P. General Johannes Bapt. Janssens, der seit dem 15. September 1946 General der Gesellschaft Jesu war, Verbindung auf. Dasselbe tat am selben Tag P. Rektor Nikolaus Junk, der ebenfalls von Limburg aus ins Bild gesetzt worden war. Am 26. März und am 15. April fanden in Büren Beratungen zwischen dem P. Provinzial Wilhelm Flosdorf und den Patres Friedrich Buuck und Hans Hirschmann statt. P. Rektor Junk führte mehrere Gespräche mit den Verantwortlichen im Limburger Ordinariat. In diesen Wochen und Monaten machte sich ein erster Wandel in den Positionen der kirchlichen Gesprächspartner bemerkbar. Im Bistum Limburg begann man darum besorgt zu sein, dass man möglicherweise eine einmalige Chance verpassen würde, wenn man sich nicht auf die Pläne und Wünsche des Hessischen Kultusministers einlasse. Deswegen gelte es nun, einerseits die Bemühungen zur Errichtung einer eigenen und ganzen Universitätsfakultät konstruktiv zu begleiten und andererseits nach Wegen zu suchen, wie man gleichzeitig die Existenz Sankt Georgens sichern könne. Seitens des Ministeriums sei auch der Vorschlag gemacht worden, Sankt Georgener Professoren könnten Mitglieder einer neuen Universitätsfakultät werden.

Der Apostolische Visitator Erzbischof Muench und sein Mitarbeiter, P. Ivo Zeiger SJ, gingen in ihren Auffassungen weiter: sie hielten es für geboten, dass das Bistum Limburg und die Gesellschaft Jesu auf Sankt Georgen verzichteten, um die Errichtung der theologischen Universitätsfakultät in Frankfurt zu ermöglichen oder zu erleichtern. Demgegenüber brachten der Provinzial der Niederdeutschen Provinz, P. Wilhelm Flosdorf, und der Rektor von Sankt Georgen, P. Nikolaus Junk, zum Ausdruck, dass man Sankt Georgen aus Überzeugung und auf dem Hintergrund der bisherigen Erfahrungen halten wolle und müsse. P. Nikolaus Junk fasste die Gründe in seinem Brief an P. General vom 30. März 1947 so zusammen: „Hier wird eine geschlossene Erziehung und theologische Ausbildung für die werdenden Priester geboten, wie sie an einer Staatsfakultät unmöglich ist. Durch die Einheit des Lehrkörpers, die Einheit der Lehre und die Betonung der spekulativ-systematischen Fächer im Sinn der scholastischen Tradition, wird eine einheitlich geschlossene Bildung garantiert. Diese Vorzüge für die Ausbildung des Klerus werden auch von manchen Bischöfen besonders anerkannt und geschätzt, so dass jetzt schon wieder, trotz der Ungunst der Ver-

hältnisse, der größte Teil der Sankt Georgener Alumnen solche Theologen sind, die von Bischöfen auswärtiger Diözesen nach hier gesandt worden sind.“¹⁰⁵

Gleichzeitig rangen sich die Verantwortlichen in der Niederdeutschen Provinz und in Sankt Georgen zu der Meinung durch, man dürfe das Projekt einer Fakultätsgründung an der Frankfurter Universität nicht behindern. Vielmehr solle man dazu beitragen, dass ein realistisches Miteinander der beiden Einrichtungen zustandekomme. Wie innerhalb eines solchen Miteinanders die Aufgaben Sankt Georgens neu bestimmt werden könnten, geht aus demselben Brief von P. Nikolaus Junk hervor: „... es scheint notwendig, dass bei der eventuellen Gründung der Fakultät zugleich Sicherungen angebracht werden für die Erhaltung Sankt Georgens. Nach dem Reichskonkordat müssen katholische Geistliche, die in Deutschland ein geistliches Amt bekleiden oder seelsorgerliche oder Lehrtätigkeit ausüben, ein wenigstens dreijähriges philosophisch-theologisches Studium an einer staatlich anerkannten Hochschule abgelegt haben. Diese staatliche Anerkennung besitzt Sankt Georgen als Hochschule der Diözese Limburg. Es müsste somit Vorsorge getroffen werden, daß die staatliche Anerkennung auch dann erhalten bleibt, wenn die Limburger Theologen etwa gezwungen werden sollten, ihre Studien an der Universität zu machen. Vielleicht könnte in Erwägung gezogen werden, Sankt Georgen aus einer Bischöflichen Hochschule zu einem Päpstlichen Seminar auszugestalten, dem als solchem die staatliche Anerkennung bezüglich der durch das Konkordat geforderten Studien zugesichert würde, wie es ja der Fall ist für die Päpstlichen Hochschulen in Rom. Die Sicherung der staatlichen Anerkennung wäre auch wünschenswert, weil Sankt Georgen zu einem Zentralstudienhaus ausgebaut werden soll, indem die Theologen der drei deutschen Provinzen ihre Ausbildung erhalten sollen. Auch für die Unserigen, die in Deutschland eine seelsorgerliche oder Lehrtätigkeit ausüben, ist ein mindestens dreijähriges Studium an einer staatlich anerkannten Hochschule erforderlich.“ Sankt Georgen also als überdiözesane Ausbildungseinrichtung mit päpstlicher und staatlicher Anerkennung für Studenten verschiedener Diözesen und zugleich für die Scholastiker der deutschsprachigen Jesuitenprovinzen – so konnte man sich in etwa eine eigene Fortexistenz für

¹⁰⁵ ARSI Germ. Inf. 1029, Praep. Prov. 1947.

Sankt Georgen vorstellen. Der akademische Anteil der Ausbildung der Diözesanseminaristen zu künftigen Priestern würde bei diesem Konzept fortan zu den Aufgaben der Universitätsfakultät gehören.

Aus der Limburger Perspektive hat sich zur Frage einer Fortexistenz Sankt Georgens sehr ausführlich der Regens Prof. Dr. Wilhelm Pappert geäußert. Er stellte dabei mit bemerkenswertem Nachdruck das eigene Profil der akademischen und der geistlichen Ausbildung heraus, die die Seminaristen nur in einer Einrichtung wie Sankt Georgen erwerben könnten.

Zur Errichtung der beiden theologischen Fakultäten an der Frankfurter Universität war es zum einmal vorgesehenen Zeitpunkt – 15. April 1947 – noch nicht gekommen. Aber die Diskussionen gingen nach wie vor weiter. Was dabei die katholische Seite betraf, so zeichneten sich immerhin die groben Linien der Projekte ab, wie man sie wohl realisieren zu können meinte.

Am 10. Juli 1947 befasste sich in Wiesbaden der kulturpolitische Ausschuss des Landtags mit der Frage der Gründung der beiden theologischen Fakultäten. Sein Votum fiel negativ aus: man wollte dieses Projekt nicht unterstützen. Zwei Gründe scheinen für dieses Votum ausschlaggebend gewesen zu sein: zum einen zeigte sich inzwischen deutlich, dass es zur Gründung einer evangelisch-theologischen Fakultät in Frankfurt nicht kommen werde. Damit war der Gesichtspunkt der katholisch – evangelischen Parität hinfällig geworden. Zum anderen wirkten sich weltanschaulich Grundüberzeugungen der Abgeordneten aus, die schließlich die Mehrheit im Ausschuss bildeten. 7 Abgeordnete der SPD und der KPD stimmten gegen eine Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät, 6 Abgeordnete der CDU und der LDP stimmten entweder für die Errichtung oder enthielten sich der Stimme.¹⁰⁶ Doch das Kultusministerium hielt an ihm fest. Und so nahmen die Bemühungen ihren Fortgang.

Anfang August 1947 sahen sich sowohl P. Provinzial Flosdorf als auch P. Rektor Junk veranlasst, dem Kapitularvikar Dr. Jakob Rauch in Limburg gegenüber noch einmal klarzustellen, dass die Provinz und das Kolleg der Errichtung einer theologischen Universitätsfakultät keineswegs hindernd im Wege stünden. Es sei vielmehr „ihr sehnlichster Wunsch, daß die Entscheidung getroffen werden möge, die für das Wohl der Kirche und des Bistums

¹⁰⁶ ROTBERG, a.a.O. (vgl. Anm. 100), 259 f.

die beste ist, was immer sich auch für uns persönlich daraus ergeben möge.“ Es ist unverkennbar, dass sich die Positionen sowohl des Bistums Limburg als auch der Provinz und des Kollegs im Laufe der Zeit verändert hatten – hin auf eine Bejahung oder zumindest verständnisvolle Duldung der Pläne der Frankfurter Universität und des Wiesbadener Kultusministeriums. Die Frage, die blieb lautete: wie kann man angesichts einer bald zu erwartenden theologischen Universitätsfakultät dennoch auch Sankt Georgen eine bleibend tragfähige Aufgabe zuweisen?

Die zahlreichen Gespräche auf allen Ebenen hatten schließlich bis Herbst 1947 bei allen Beteiligten zu einem in etwa konsensfähigen Gesamtkonzept über die Errichtung einer katholisch-theologischen Universitätsfakultät in Frankfurt und über die Fortentwicklung Sankt Georgens geführt. Anfang des Jahres 1948 war es dann an der Zeit, dass die abschließenden Entscheidungen seitens der zuständigen Institutionen getroffen wurden. Das Land Hessen hatte erneut schon Gelder im Kultusetat für die zu erwartende Fakultät eingesetzt. Bischof Dirichs wandte sich – ebenfalls zum Jahresbeginn 1948 – noch einmal an P. Provinzial Flosdorf und teilte ihm mit, dass er dem Kultusminister gegenüber den Wunsch geäußert habe, einige Sankt Georgener Jesuitenprofessoren sollten in der künftigen Universitätsfakultät zum Lehrkörper gehören. Nun bitte er die Ordensleitung, einige geeignete Kandidaten zu nennen, wobei es vor Anfang an klar war, dass P. Oswald von Nell-Breuning zu ihnen gehören werde.

Am 31. Januar war es endlich soweit: der Rektor der Universität Frankfurt, Prof. Dr. Walter Hallstein, beantragte formell und auf dem Hintergrund einstimmiger Beschlüsse aller zuständigen Universitätsgremien die Errichtung sowohl einer evangelisch-theologischen Fakultät als auch einer katholisch-theologischen Fakultät durch den Hessischen Staat.¹⁰⁷

Die Wiesbadener Antwort auf diesen Antrag, die im April 1948 erfolgte, kam für viele vermutlich überraschend; aber sie war eindeutig: die Fakultäten werden nicht errichtet. Das Projekt war schließlich am Widerstand der SPD gescheitert. Grundsätzliche und finanzielle Gesichtspunkte hatten den Ausschlag gegeben. Die Landtagsfraktion der SPD verweigerte bei den Etatbera-

¹⁰⁷ Sein Antrag ist auszugsweise in „Teil III: Texte“ wiedergegeben: S. 237–239.

tungen definitiv die Bewilligung der von der Landesregierung in den Etatentwurf eingeführten Gelder für die vorgesehene Fakultät.¹⁰⁸

Nach dieser negativen Entscheidung aus Wiesbaden trat der Rektor der Universität, Prof. Hallstein, an den Limburger Bischof heran und bat ihn um Unterstützung für ein Alternativkonzept. Ähnlich wie es die Evangelische Kirche schon zugesagt habe, möge auch das Bistum Limburg die Namen geeigneter Professoren nennen, denen im Rahmen der philosophischen Fakultät Lehraufträge für katholische Theologie erteilt werden könnten. Und das Bistum möge die Kosten für diese Lehraufträge übernehmen. Bischof Dirichs und die Limburger Bistumsleitung entschieden, dieser Bitte entsprechen zu wollen. Limburg schlug den Frankfurter Hochschulpfarrer Dr. Nielen und den Mainzer Professor Dr. Karl Holzamer vor und hoffte, auch zwei Professoren aus Sankt Georgen anbieten zu können. Und so wandte sich Bischof Dirichs am 25. Juli 1948 an P. Provinzial Flosdorf mit der Bitte, Sankt Georgen solle zwei Professoren benennen, die einen Lehrauftrag bekommen sollten. Sogleich wurden P. Oswald von Nell-Breuning und P. Leo Ueding vorgeschlagen. P. Flosdorf gab dem Bischof eine Absage, – worüber dieser zweifellos enttäuscht war. Am 27. August nahm Bischof Dirichs einen neuen Anlauf – nun beim neuen Provinzial der Niederdeutschen Provinz, P. Hermann Deitmer, der sein Amt am 22. August angetreten hatte. Er trug sein Anliegen in einem Brief vom 27. August noch einmal und unter Aufbietung aller Gesichtspunkte und mit großem Nachdruck vor. Auf diese neue Bitte ging der Provinzial zusammen mit dem Sankt Georgener Rektor, P. Nikolaus Junk, schließlich ein. Aber man wollte noch die Zustimmung von P. General Janssens in Rom abwarten, die schließlich gegeben wurde. Der Universität wurde am 25. September 1948 von Limburg her mitgeteilt, sie solle nun Lehraufträge für P. Oswald von Nell-Breuning und für P. Leo Ueding erteilen. P. Leo Ueding schritt jedoch in letzter Stunde noch einmal ein und bat, man möge von seiner Beauftragung absehen, weil seine gesundheitliche Situation es nicht erlaube, diese Aufgabe zu übernehmen. Schließlich wurde an seiner Stelle P. Joseph Loosen ins Spiel gebracht. Zusammen mit P. von Nell-Breuning hat er dann für viele Jahre in der philosophischen Fakultät der Universität mitgearbeitet.

¹⁰⁸ (ROTBERG, a.a.O. (vgl. Anm. 100), 260.

Das schließliche Scheitern der Fakultätspläne für die Frankfurter Universität, herbeigeführt durch die Entscheidung des Hessischen Landtags, war in mancher Hinsicht zweifellos bedauerlich. Gleichwohl bedeutete diese Entscheidung für Sankt Georgen eine Stabilisierung seiner Existenzbedingungen, so dass es wenige Jahre später möglich wurde, der Philosophisch-theologischen Hochschule die Theologische Fakultät SJ hinzuzufügen.

Teil III: Texte

A) Brief von P. Ludwig Kösters, an andere Ordensgemeinschaften (März 1914)

„Ew. Hochwürden!

Wiederholt wurde von verschiedenen Seiten der Gedanke ausgesprochen, ob nicht das Ignatiuskolleg in Valkenburg neben den Scholastikern des eigenen Ordens auch andere Studierende, vor allem Mitglieder anderer religiöser Genossenschaften, zulassen könne. Nach längerem Überlegen haben die höheren Obern gestattet, die praktische Ausführung des angeregten Planes in Erwägung zu ziehen, wenn auf eine genügende Anzahl auswärtiger Hörer gerechnet werden kann. Mit Zustimmung und im Auftrag unseres hochwürdigen P. Provinzial beehre ich mich, Euer Hochwürden – zum Zweck einer vertraulichen Voruntersuchung, ehe weitere Schritte getan geschehen – folgende Mitteilungen vertraulich zukommen zu lassen.

Die *Gründe*, welche trotz der entgegenstehenden Bedenken diesen Entschluß nahelegten, waren folgende:

Das Ignatiuskolleg besitzt außer guten wissenschaftlichen Hilfsmitteln (einer sehr reichhaltigen Bibliothek, ordentlich eingerichteten Laboratorien und Arbeitszimmern, Sternwarte, naturgeschichtlichen und historischen Sammlungen) einen Stab von c. 50 Fachgelehrten, von denen augenblicklich 25 dozieren. Eine Verminderung dieses Lehrkörpers ist – weil dem Interesse der wissenschaftlichen Arbeit und Ausbildung wiederstreitend – auch für die Zukunft nicht zu erwarten, während die Zahl der Ordensscholastiker nicht leicht über 160, die sich dann noch gruppenweise auf die einzelnen Professoren verteilen, hinausgehen wird. Bei diesem Verhältnis können einer Vermehrung der Zuhörer, die für die Vorlesungen natürlich keine Schwierigkeit hat, auch in Hinsicht auf den privaten Verkehr der Studierenden mit den Professoren und ihre Einzelausbildung kaum Bedenken entgegenstehen.

Andererseits wäre es vielleicht manchen religiösen Genossenschaften erwünscht, diejenigen Patres, die sie jetzt für die Ausbildung einer nur geringen Zahl von Studierenden verwenden müssen, für andere apostolische Arbeiten frei zu machen oder doch wenigstens den einen oder anderen ihrer Studierenden an einer gemeinsamen größeren Studienanstalt ausbilden zu lassen. Daß das Studium im Verein mit einer größeren Zahl von Studierenden manche Vorteile bietet, liegt auf der

Hand; daß die Ordensdisziplin durch das auswärtige Studium einzelner Ordensmitglieder keine Beeinträchtigung zu erfahren braucht, haben die Erfahrungen in Innsbruck bewiesen. Da zudem die Lage Valkenburgs nicht eine so weite Reise verlangt, wie der Besuch einer ferngelegenen Studienanstalt, ist den einzelnen Ordensobern die Möglichkeit belassen, ihre jungen Religiösen häufiger in die eigenen Ordenshäuser zurückzuziehen, um so die Fortführung der spezifischen Ordenserziehung zu sichern.

Der *Studienplan* – welcher die möglichste Berücksichtigung von Wünschen, die noch ausgesprochen werden, voraussetzt – sieht für die ALLGEMEINE AUSBILDUNG einen 3- bzw. 2jährigen Kursus der Philosophie vor und für die Theologie einen 4jährigen Kursus mit doppeltem Studienziel (cursus maior und cursus minor). Die Teilnahme an den philosophischen Studien verpflichtet nicht zum späteren Besuch des theologischen Kursus; zum theologischen Kurs kann auch zu gelassen werden, wer anderswo die entsprechende philosophische Vorbildung erworben hat. Der philosophische Kursus setzt den Abschluss der Gymnasialstudien voraus. Die Anmeldung gilt zunächst für je ein Schuljahr (2 Semester).

Außer dem allgem. Studienkurs ist ein ERGÄNZUNGSKURS geplant, der vor allem auf die Ausbildung künftiger Dozenten Bedacht nimmt durch ein Biennium in der Philosophie oder (vor allem scholastischer) Theologie. Wahl der Fächer und Stunden ist von Fall zu Fall zu entscheiden. – Man würde sich um die Ermächtigung bemühen, die erfolgreiche Absolvierung des ‚Ergänzungskursus‘ oder auch das ausgezeichnete Bestehen der Abschlussprüfung am Ende des ganzen Philosophiekursus oder größeren Kursus der Theologie mit akademischen Graden auszeichnen zu dürfen.

Die *Lehrfächer* ergeben sich aus folgender ÜBERSICHT:

1. Philosophie:

a) Pflichtfächer: Logik, Erkenntnislehre und historische Kritik, Ontologie, Anorganische Kosmologie mit Ergänzungsvorlesungen aus Physik und Chemie, Organische Kosmologie mit Biologie, Rationelle und experimentelle Psychologie, Theodizee, Ethik. – Daneben (für den dreijährigen Kursus gewöhnlich vorgeschrieben): Geschichte der Philosophie, Physiologie, Rhetorik und Homiletik, Kunstgeschichte und Ästhetik, Pädagogik. – Disputationen und Repetitionen.

B) Freifächer: Höhere Mathematik, Astronomie (Theorie und Beobachtung auf der Sternwarte), Paläographie, Einführung in philologisches Arbeiten (zumal Textkritik und literarische Kritik), wissenschaftliche Physik, Nationalökonomie. Praktische Übungen in Laboratorien und Seminarien. Interpretation klassischer Philosophen.

2) Theologie:

a) Pflichtfächer:

Apologetik und allgemeine Einführung in die hl. Schrift (4 Semester 5 Wochenstunden), Dogmatik (4 S. 5 W. dazu 4 S. 9 W.), Exegese (4 S. 5 W.), Moral (4 S. 5 W.), Kirchengeschichte (2 S. 5 W.), Kirchenrecht (2 S. 5 W.), Liturgik, Pastoral, Hebräisch.

b) Freifächer:

Dogmengeschichte, Missionskunde, Religionsgeschichte, Archäologie (gefördert durch die Valkenburger ‚Römischen Katakomben‘ und das von deren Besitzer in Aussicht genommene ‚Archäologische Museum‘), Orientalia (Syrisch, Arabisch, Armenisch, Keilschriftkunde), Biblische Philologie und Textgeschichte, Biblische Zeit- und Kulturgeschichte. Exegetische, dogmatische, kirchengeschichtliche, homiletische Übungen. Anleitung zu theologischem Arbeiten und Dissertationen.

Die *Wohnung* der Studierenden soll in einem Konvikt neben dem Ignatiuskolleg geschaffen werden. Valkenburg liegt recht hübsch im hügeligen Südlimburg; das Klima ist gesund (beliebter Ausflugspunkt und Luftkurort). Vorbild für die Einrichtung des Konviktes wäre Innsbruck. Der Pensionspreis soll möglichst niedrig angesetzt werden.

Für den Anfang, wo sich der Versuch erst bewähren soll, besteht die Absicht, eines der sehr zahlreichen Valkenburger Hotels, die außer der Saison (Mitte Juli bis Anfang September) wenig Gäste haben, zu mieten und als Konvikt einzurichten.

Wenn eine Ordensgemeinschaft es vorziehen sollte, selbst für die Wohnung ihrer am Ignatiuskolleg studierenden Mitglieder zu sorgen oder sie von einer benachbarten Niederlassung aus die Vorlesungen am Ignatiuskolleg besuchen lassen wollte, so stände dem nichts im Wege.

Die praktische Frage, deren freundliche, baldgefällige Beantwortung ich mir von Ew. Hochwürden bzw. durch die Vermittlung von Ew. Hochwürden zu erbitten die Freiheit nehme, ist nun diese: besteht Aussicht, dass die dortigen hochwürdigen Obern uns einige von Ihren Scholastikern bzw. Klerikern zur philosophischen oder theologischen Ausbildung überweisen würden? Auf wie viele wäre in diesem Falle etwa zu rechnen? Wollen Ew. Hochwürden selbst für die Wohnung sorgen oder uns damit beauftragen? Wäre es möglich, dass schon im nächsten Schuljahre (vom 15. September ab) einige kämen und wie viele?

Indem ich mich und unser Haus in Ihr hl. Opfer empfehle, bin ich mit ehrerbietiger Begrüßung

Euer Hochwürden ergebenster Diener inXto

L. Kösters S.J., Rektor des Ignatiuskollegs

B) Der Hochschulvertrag von 1926

„Der Hochwürdigste Herr Bischof Dr. Augustinus Kilian vereinbart im Namen der Limburger Diözese mit der Niederdeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu, vertreten durch den P. Provinzial Bernhard Bley, das Folgende:

Art. 1

Der Bischof Augustinus Kilian errichtet zu Frankfurt am M, die philosophisch-theologische Lehranstalt Sankt Georgen der Diözese Limburg und überträgt deren Leitung, Unterricht und Betrieb wie auch die Leitung des mit der Anstalt verbundenen Konviktes der Niederdeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu. Leiter und Lehrer der Lehranstalt und die Leiter des Konviktes werden von der Niederdeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu im Einvernehmen mit dem Diözesanbischof bestellt.

Art. 2

Die Niederdeutsche Provinz der Gesellschaft Jesu verpflichtet sich, den ihr von dem Hochwürdigsten Herrn Bischof überwiesenen Theologiestudierenden der Diözese Limburg Aufnahme in ihrem Hause in Frankfurt zu gewähren und sie wissenschaftlich und aszetisch für das Priestertum heranzubilden.

Art. 3

Damit ein Studierender der Limburger Diözese den Studien der Anstalt folgt, jedoch in einem Ausnahmefall außerhalb des Konviktes Wohnung nimmt, bedarf es der besonderen Erlaubnis des Hochwürdigsten Herrn Bischofs.

Art. 4

Die Höhe der Verpflegungskosten wird je nach Bedürfnis durch eine Vereinbarung zwischen dem Hochwürdigsten Herrn Bischof und dem Provinzialoberen der Niederdeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu festgesetzt werden. Für diejenigen Theologiestudierenden der Limburger Diözese, welche die Verpflegungskosten aus eigenen Mitteln nicht aufbringen können, werden sie aus Diözesanmitteln entrichtet werden.

Art. 5

Die wissenschaftliche und aszetische Ausbildung der Seminaristen geschieht auf Grund der allgemeinen Vorschriften des kirchlichen Rechtes und unter Berücksich-

tigung der vom Hochwürdigsten Herrn Bischof gekennzeichneten besonderen Bedürfnisse der Diözese.

Art. 6

In welcher Art seine Studierenden durch ihre Professoren am Schlusse jeden Studienhalbjahres geprüft werden sollen, bestimmt nach Rücksprache mit der Leitung der Anstalt der Hochwürdigste Herr Bischof durch eine Prüfungsordnung. Die Ergebnisse der Prüfung sind dem Hochwürdigsten Herrn von der Leitung der Anstalt schriftlich mitzuteilen. Die wissenschaftliche Abschluss-Prüfung in den philosophischen und theologischen Fächern zum Eintritt in das praktische Seminar und zur Erlangung des Tischtitels finden nach der geltenden Prüfungsordnung unter dem Vorsitz des Diözesanbischofs oder seines Stellvertreters statt.

Art. 7

Der Vorstand des Studienhauses berichtet alle Vierteljahre dem Hochwürdigsten Herrn Bischof schriftlich über Verhalten und Fortschritt seiner Studierenden.

Art. 8

Dem Hochwürdigsten Herrn Bischof steht es zu, seine Studierenden jederzeit zu sich zu bescheiden, oder sie im Konvikte aufzusuchen, um sich über deren Verhalten und Fortschritt zu vergewissern.

Art. 9

Der Hochwürdigste Herr Bischof kann jederzeit einen seiner Studierenden aus der Anstalt abberufen.

Kommt der Vorstand der Anstalt zu der Überzeugung, dass ein Studierender der Diözese Limburg für das Theologiestudium und den priesterlichen Beruf ungeeignet ist, so gibt er ihm mit Zustimmung des Hochwürdigsten Herrn Bischofs die Entlassung aus der Anstalt.

Ist aber in einem Einzelfall die Leitung der Anstalt der Ansicht, dass ein Studierender der Limburger Diözese bei weiterem Verbleiben durch sein sittliches Verhalten den guten Ruf der Anstalt oder die Mitalumnen schwer zu gefährden droht, so steht ihr das Recht zu, auch ohne vorherige Rücksprache mit dem Hochwürdigsten Herrn Bischof den Betreffenden sofort und dauernd aus dem Konvikt zu entfernen, ohne dass jedoch die Entfernung zugleich auch die formelle Entlassung im Sinne des Kirchenrechtes (can. 1363, § 3; 1371) bedeutet. In dem Fall aber soll die Leitung der Anstalt dem Hochwürdigsten Herrn über den Vorfall umgehend berichten.

Art. 10

Zu Beginn eines jeden Schuljahres wird der Provinzialobere der Niederdeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu dem Hochwürdigsten Herrn Bischof den Jahresbericht zur Kenntnis übermitteln, der ihm über die wissenschaftliche Tätigkeit und das Konvikt erstattet worden ist.

Art. 11

Für die Gestellung der Gebäude, der Einrichtung und der allgemeinen Lehrmittel zahlt das Bistum Limburg über die Dauer von 20 (zwanzig) Jahren alljährlich eine Miete, die unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Lage des Bistums bemessen wird.

Art. 12

Wünscht eine von den beiden vertragschließenden Parteien von dem vorstehenden Abkommen zurückzutreten, so ist dafür eine Kündigungsfrist von einem Jahr, beginnend jeweils am 1. Mai oder am 1. Oktober einzuhalten.

Unterzeichnet am 13. November 1926 durch P. Provinzial Bernhard Bley SJ und am 15. November 1926 durch Bischof Augustinus Kilian.

C) Die „Statuta“ von 1926

§ 1. Memoria retineant animoque saepe volvant alumni, cur ad hoc Collegium venerint: ut sacerdotes evadant et debita scientia et virtutis exercitio rite formati, qui et ipsi vitam agant sancta sua vocatione dignam et plurimum laborare possint ad Dei gloriam et salutem animarum.

De recipiendis alumnis et dimittendis

§ 2. Recipiuntur in Collegium praeter Limburgenses alumnos, quoscumque RR. DD. Episcopus Limburgensis mittet, etiam alii, dummodo et iuri communi satisfaciant (can. 1363) et condicionibus pro hoc Collegio statutis; quae sunt: licentia Episcopi vel Superioris ecclesiastici scripta; eruditio praevia tanta, quanta pro Seminariis maioribus clericalibus Germaniae generatim requiritur; testimonia de studiis antea persolutis; litterae medici bonam valetudinem clare attestantis.

Ex his candidatis primo loco ii admittuntur, qui totum cursum philosophicum et theologicum in Collegio Sacratissimi Cordis Jesu peragere possunt et volunt; deinde ii, qui totum cursum theologiae persoluturi sunt; tandem ii, qui integros duos annos permanebunt aut studia alibi persoluta complere student.

§ 3. Dimittendi sunt alumni, quales describit can. 1371.

Rector Collegii quemlibet alumnum, quem moribus aliave causa bonae Collegii famae nocere aut aliis alumnis periculo esse persuasum habet, statim et immediate e Collegio dimittere potest; sed quam primum certiores reddidit dimissi RR. DD. Episcopum, cuius erit decernere, num habeat ita remotum formaliter dimissum secundum can. 1363 § 3 necne.

De pietate

§ 4 Plurimi faciant et religiose servent alumni, quae secundum can. 1367 de exercitiis spiritualibus in hoc Collegio constituuntur.

In suis quisque orationibus et pietatis exercitiis vitam spiritualem alumni addiscant et perficiant. Speciatim commendatur eis intima devotio erga Sacratissimum Cor Jesu, sacerdotis exemplar summum et virtus.

Quidquid est indecorum aut a statu clericali alienum ut in vestitu, in ludis, in cura corporum, in modo loquendi et conversandi alumni sedulo vitent.

Omnes alumni durante anno scholari et domi et foras vestem gestant clericalem. Exceptio in singulari casu forte necessaria non permittitur nisi consentiente Collegii Rectore, qui diserte consulendus est.

§ 5. Caritas fraterna, qua suos discerni vult Christus Dominus, in hoc Collegio semper eximium in modum vigeat. Nemo, cuiuscumque est aut condicionis aut originis, dum bonavaletudine utitur, in habitaculo, cibo, ordine diurno servando quidquam postulet, quod a communi ratione est alienum: ut omnes unum sint.

De studiis

§ 6. Studiis summa cum diligentia omnes incumbant. Quare impedimenta quae libet, ut quae oriuntur ex inutili confabulatione, visitatione recipienda, aut facienda constanter removeant.

§ 7. Ordinarius studiorum curriculum complectitur duos vel tres annos philosophiae et quattuor annos theologiae, e quibus tamen ultimum annum, repetitioni et practicae theologiae potissimum designatum, secundum sui quisque RR.DD. Episcopi voluntatem in Seminario diocesano peragere potest.

§ 8. Initium et finis anni scholaris (vel semestris) correspondet usui in aliis Germaniae Seminariis maioribus vigenti.

§ 9. Lectiones et studia normam habent Ordinationem studiorum Societatis Jesu.

§ 10. Finis intentus studiorum in hoc Collegio imprimis est, ut alumni non solum bene sciant in rebus philosophicis et theologis, quae eruditissimo cuique sacerdoti hac aetate scitu necessaria sunt, sed ut formati etiam animisque culti evadant solida scholastica philosophia et theologia ad mentem S. Thomae Aquinatis.

Praescribit ordo studiorum imprimis eas omnes disciplinas, quas CIC (can. 1365) tradi iubet. Eas auditores omnes suo quisque tempore audire debent cum repetitionibus et exercitiis ad eas pertinentibus.

Praeterea liberae quaedam praelectiones tradentur ad studia complenda, ut de selectis et difficilioribus quaestionibus philosophicis et theologis, de scientia naturali, de methodo philologica, de sociologia, de operibus caritatis christianae, de sacris ad infideles missionibus, alia.

Ad exercitia scientifica – „Seminaria“, quae dicuntur in Universitatibus Germaniae – ii tantum admittuntur, qui iudicio praefecti studiorum et professoris apti et digni sunt.

Num eorum, qui sola theologica studia in hoc Collegio persoluturi sunt, praevia philosophica studia sufficiant an supplenda sint, decernet Praefectus studiorum.

Ineunte semestri ordo lectionum, quas quisque audiet, approbandus est a Praefecto studiorum.

§ 11. Sub finem semestris omnes auditores examine ostendant, quantum in maioribus disciplinis, quas audierint, profecerint.

Absoluto studio philosophico tentamen alumni facient de universa philosophia; circa finem studiorum theologorum de universa theologia dogmatica. Quae examina finalia etiam scriptiones continent.

Quae suffragia in examine alumni tulerint, de suis cuique RR. DD. Episcopo scribit Rector Collegii.

Idem quarto quoque mense RR. DD. Episcopo referet, quomodo eius alumni se gerant et quantum in studiis profecerint.

Alumnus, qui positivum votum non accepit, examen repetere debet. Bis reprobatus examine num in Collegio manere possit, decernet Rector.

De ordine domestico

§ 12. Ordinem domesticum servare non solum necessarium est ad vitam communem digne et utiliter agendam, sed etiam egregium adiumentum praebet ad animi virtutem confirmandam et perfectionem consequendam. Quare alumni exemplo S. Joannis Berchmans statuta ordinis domestici et diurni, sive maiora videntur sive minora, religiose servent.

Praeter tempora recreationi assignata alumni silentium inter se ita servent, ut nemo loquatur nisi obiter et perpauca et de rebus necessariis.

Visitationes admitti non possunt nisi temporibus statutis. Si quando exceptio videtur vere necessaria, venia petenda est a Rectore.

Itinera inter annum scholarem non permittuntur.

Cauponas quaslibet in urbe aut prope urbem adire omnes alumni serio vetantur. In longioribus exitibus honesta hospitia, ut vires reficiantur, aliquando adiri possunt cum venia Superiorum Seminarii ad hoc obtenta.

De pensione solvenda

§ 13. Quantum pensionis solvendum est ab alumnis vel eorum RR. DD. Episcopis pro annua sustentatione, statuitur ante annum scholarem pro conditione temporum. Solvenda est pensio quaternis partibus: statim post vacationes paschales, autumnales, statim post festa Pentecostes, Nativitatis Domini.

O.A.M.D.G.

D) Das erste Vorlesungsverzeichnis vom WS 1926/27

1) *Privatvorlesungen* (Fachvorlesungen für eingeschriebene Theologiestudierende)

- P. Caspar Nink: Naturphilosophie, mit Übungen; 6 Std.
 Ders.: Philosophisches Seminar: Interpretation von S.Th. 1 qq.84–88
- P. Joseph Ternus: Rationelle Psychologie, mit Übungen; 6 Std.
- P. Werner Dietrich: Theorie der geistlichen Beredsamkeit, mit Übungen; 3 Std.
- P. Ludwig Kösters: Einführung in das Neue Testament, mit kursiver Lektüre; 2 Std.
 Ders.: Über Beruf und Vorbereitung zum geistlichen Stande; 1 Std.
- Lector Gustav Closen: Hebräisch für Anfänger; 2 Std.
 Ders.: Hebräisch für Fortgeschrittene; 1 Std.
 Ders.: Einführung in das Latein und Griechisch der altchristlichen Literatur; 2 Std.

2) *Öffentliche Vorlesungen* (Akademische Vorträge für entsprechend Vorgebildete)

- P. Ludwig Kösters: Die kirchliche Lehrautorität und unsere Zeit, Grundsätzliches und Tatsächliches; 3 Std. bzw. Doppel-Std. Im Semester (24.; 26; 27. Novemb.)
- P. Joseph Schröteler: Bildung, Bildungsideal, Bildungswirklichkeit; 3 Doppel-Std. (16., 17., 18. Dezember)
- P. Erich Wasmann: Die Abstammungslehre einst und jetzt; 2 Std. (19., 20. Januar)
 Ders.: Die Bedeutung der Substitutionsversuche für die vergleichende Psychologie (unter Berücksichtigung der neuesten Experimente von Köhler auf Teneriffa); 2 Std. (21., 22. Januar)
- P. Johann. Lindworsky: Die Tatsachen des Seelenlebens im Gesamtbild:
 I. Die Anregung der Seele; II. Die innerseelische Arbeit;
 III. Die Entwicklung d. Bewusstseinslebens. 3 Std. (24.;25.;26. Februar)

E) Auszug

aus dem ersten Sankt Georgener Thesenblatt – WS 1926/27

[Abgesehen von einer kurzen Stichwortzusammenstellung zur Einleitung in das Neue Testament enthält das erste Thesenblatt Thesen ausschließlich zur Philosophie.]

III. De homine

A. De triplici hominis vita in genere et de conscia in specie

1. Vita, quam homo vivit, tres complectitur gradus (vegetativum, sensitivum, rationalem), qui sorte naturali multipliciter inter se communicant.

2. Toto genere ab invicem differerunt: motus vitae vegetabilis, qui communis est et plantis et brutis et homini; motus vitae animalis, qui conscientiae caractere elucte et immerito a psychovitalistis plantis adscribitur; motus vitae rationalis, qui ex animatis uni homini competit neque ullo vero initio ab anthropoidis attingitur, ut nuperrime iterum censuerunt quidam cum Wolfgang Köhler.

3. Unum numero est „principium, quo vivimus, sentimus et intelligimus primo“ (Aristoteles, De anima II 2).

4. Stricte individuum est principium vitae in homine intergrae, neque datur ulli us vitae realis identitas supra individualis, ut renascenti monovitalismo (Bergson, Driesch, Scheler, Becher) placet.

5. Factum fundamentale vitae consciae est unitas conscientiae, quae non consistit in mero aggregato (Mosaikhypothese) nec in mera unitate associationis, apperceptionis, structurae; sed est irreductibile quid, quatenus actus psychicos, qui conscii sunt, tamquam ‚suos‘ habet unum et idem subjectum.

B. De principio substantiali vitae humanae et de unione animae cum corpore

1. Substantiale est principium vitae nostrae.

2. Constituit vero anima humana tamquam principium incompletum cum corpore humano unum aliquod principium primum et completum operandi, unione naturali et substantiali.

3. Peripatetica sententia: „anima est actus primus corporis physici organici, potentia vitam habentis“ inde etiam comprobatur, quod gravissimae rationes recla-

mant contra systemata I. postulati monismi (sive spiritualistici sive materialistici sive neutralis), II. dissoluti dualismi a) in forma interactivitatis duorum agentium b) parallelismi psychophysici c) occasionalismi aut praestabilitatis cuiusdem harmoniae.

F) Mitteilung

von Bischof Dr. Augustinus Kilian an seine Diözese

vom 10. Januar 1927:

„Dem hochwürdigen Klerus sowohl als auch den Gläubigen aus dem Laienstande meiner Diözese mache ich die erfreuliche Mitteilung, dass das von mir in Frankfurt a.M. errichtete Priesterseminar nunmehr auch die staatliche Anerkennung gefunden hat. Damit ist ein Werk geschaffen, um das sich seit vielen Jahrzehnten meine in Gott ruhenden Vorgänger mit regstem Eifer und großer Opferwilligkeit bemüht haben, dessen Gründung aber durch die unglückliche Inflation für die nächsten Jahrzehnte schier unmöglich schien. Dem lieben Gott sei die Ehre; seinem Beistande ist es zu verdanken, wenn die Anstalt doch so rasch und mit verhältnismäßig geringen Mitteln ins Leben gerufen werden konnte. Ich habe nämlich die wissenschaftliche und aszetische Ausbildung unserer Alumnen den auf dem Gebiete der Wissenschaft, ebenso als in der Erziehungstätigkeit rühmlichst anerkannten Vätern der Gesellschaft Jesu anvertraut. Dieselben haben auf der Offenbacher Landstraße 224 einen ausgedehnten Park mit Wohnhäusern erworben und sich erboten, für den Bau eines Priesterseminars gegen eine billige Mietsentschädigung Sorge zu tragen. Die Alumnen des ersten Studienjahres weilen seit Herbst dort, sie fühlen sich überaus zufrieden und glücklich und folgen mit großem Eifer den wissenschaftlichen und erzieherischen Vorträgen ihrer Professoren und Seminarvorsteher. So hoffe ich denn, dass aus diesem neuen Diözesanpriesterseminar ein den schweren Aufgaben moderner Seelsorge in jeder Beziehung gewachsener Klerus hervorgehen wird, der Gottes reichsten Segen auf die Gläubigen überleite. Diese aber wie meine hochwürdigen Mitarbeiter bitte ich, der Anstalt in Frankfurt recht oft im Gebete zu gedenken, damit sie uns recht würdige und tüchtige Priester in ausreichender Zahl liefere.“ (Limburg, 10. Januar 1927).

G) Der Ergänzungsvertrag vom 30. Juli 1929

„Zwischen dem Hochwürdigsten Herrn Bischof Dr. Augustinus Kilian, im Namen der Diözese Limburg, und der Niederdeutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu, vertreten durch den P. Provinzial Johannes Lauer, wurde zur Erläuterung des am 13. November 1926 abgeschlossenen Vertrages folgender Ergänzungsvertrag abgeschlossen:

Zu Art. 1

Der Hochwürdigste Herr Bischof von Limburg erkennt das Collegium Societatis Jesu in Frankfurt a. M. (Collegium Sacratissimi Cordis Jesu, Philosophisch-theologische Lehranstalt Sankt Georgen), welches ausser den Ordensmitgliedern auch andere Theologiestudierende aufnehmen soll, als die theologische Lehranstalt (Seminar) der Diözese Limburg an und sichert ihm die vom Preussischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung am 29. Dezember 1926 (Deutscher Reichsanzeiger und Preussischer Staatsanzeiger vom 4. Januar 1927) erteilte staatliche Anerkennung auch weiterhin im Sinne des Art. 9 des zwischen dem hl. Apostolischen Stuhle und dem Freistaat Preussen geschlossenen feierlichen Vertrages und der übrigen einschlägigen Bestimmungen.

Zu Art. 4

Die Höhe der Verpflegungskosten wird für die Limburger Alumnen je nach Bedürfnis durch eine Vereinbarung zwischen dem Hochwürdigsten Herrn Bischof und dem Provinzialoberen der Niederdeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu festgesetzt werden. Für diejenigen Theologiestudierenden der Limburger Diözese, welche die Verpflegungskosten aus eigenen Mitteln nicht aufbringen können, werden sie aus Diözesanmitteln halbjährlich praenumerando entrichtet werden.

Zu Art. 5

Die wissenschaftliche und aszetische Ausbildung der Limburger Seminaristen geschieht auf Grund der allgemeinen Vorschriften des kirchlichen Rechtes und unter Berücksichtigung der vom Hochwürdigsten Herrn Bischof gekennzeichneten besonderen Bedürfnisse der Diözese.

Der wissenschaftliche Studienbetrieb richtet sich nach den Vorschriften der Ratio studiorum S.J. und erstrebt vor allem eine gründliche Durchbildung in scholastischer Theologie und Philosophie nach dem Geiste des hl. Thomas von Aquin.

Zu Art. 6

Für die Studierenden der Diözese Limburg findet am Ende eines jeden ersten Semesters in der von der Ratio studiorum S.J. vorgesehenen Weise ein mündliches Examen statt aus den systematischen Fächern der Philosophie und Theologie, zu Beginn eines jeden Semesters ein solches aus den positiven Fächern, die im vorhergehenden Semester gehört wurden. Weitere Einzelheiten der Semesterprüfungen und der beiden Abschlussprüfungen aus der Philosophie und Theologie werden durch eine Prüfungsordnung festgelegt, welcher der Hochwürdigste Herr Bischof nach Rücksprache mit der Leitung der Anstalt aufstellen wird. Die beiden Abschlussprüfungen am Ende des Studium der Philosophie und Theologie finden statt unter dem Vorsitz des Hochwürdigsten Herrn Bischofs oder eines Bischöflichen Kommissars. Die Ergebnisse der Prüfungen sind dem Hochwürdigsten Herrn Bischof von der Leitung der Anstalt schriftlich mitzuteilen. Die im philosophischen bzw. theologischen Abschlussexamen zuerkannte Gesamtnote wird den Kandidaten vom Hochwürdigsten Bischöflichen Ordinariate mitgeteilt.

Zu Art. 7

Der Vorstand des Studienhauses berichtet in der Mitte eines jeden Semesters dem Hochwürdigsten Herrn Bischof schriftlich über Verhalten und Fortschritt seiner Studierenden. Sollte in dieser Beziehung beim Semesterabschluss etwas Besonderes zu bemerken sein, so geschieht es auf dem Semesterzeugnis.

Zu Art. 11

Das Eigentum und Verfügungsrecht der gesamten Anstalt steht der Niederdeutschen Provinz S.J. bzw. der von ihr bezeichneten juridischen vermögensfähigen Persönlichkeit zu.

Der Hochwürdigste Herr Bischof gewährt der Anstalt auf 20 (zwanzig) Jahre, angefangen mit dem Jahre 1926, einen verlorenen Zuschuss von jährlich 10 000 RM (zehntausend Reichsmark). Sollte innerhalb dieses Zeitraums, ungerechnet der Aufwendungen für die eigenen Studierenden der Gesellschaft Jesu, das Gleichgewicht der Einnahmen und Ausgaben erreicht werden, so wird der 7000 RM (siebentausend Reichsmark) übersteigende Teilbetrag als zinsloses, bei Lösung des Vertragsverhältnisses fälliges Darlehen fortgezahlt.

Zu Art. 12

Die Lösung des gegenwärtigen Vertragsverhältnisses kann nur mit einjähriger Kündigungsfrist auf den 30. April oder 30. September stattfinden. Der Hochwürdigste Herr Bischof wird in diesem Falle nach Möglichkeit Sorge tragen, der An-

stalt das Öffentlichkeitsrecht zu wahren; er wird in jedem Falle die Weiterführung einer philosophisch-theologischen Lehranstalt für Ordensangehörige und auswärtige Hörer gestatten. Im Falle, dass die Gesellschaft Jesu freiwillig oder gezwungen den Betrieb einer philosophisch-theologischen Lehranstalt aufgibt, soll dem Bischöflichen Stuhle von Limburg das Vorkaufsrecht an dem Anwesen der Anstalt zustehen.“

Unterzeichnet vom 30. Juli 1929 von Bischof Augustinus Kilian und P. Provinzial Johannes Lauer SJ

H) Das Grußwort
des Rektors der Johann Wolfgang Goethe-Universität,
Prof. Dr. Heimberger,
bei der Feier der Einweihung des Neubaus am 31. Juli 1929:

„Zu Rom in der Galleria Borghese hängt ein Bild von Tizian, das uns rätselhaft ist, das den Ruhm des Meisters in die Welt getragen. Es wird vielfach gedeutet: die himmlische und die irdische Liebe. Zwei schöne Frauen sitzen an einem Brunnen, davor ein Knabe, der in dem Wasser plätschert. Es will mir fast scheinen, als ob wir das Bild vielleicht auch nennen könnten: die himmlische und die irdische Wissenschaft. Es will mir scheinen, als ob das Bild ein ungewolltes Symbol der beiden hohen Bildungsstätten sein könnte, die Sie einerseits und ich andererseits hier vertreten. Die beiden Frauen haben neben sich gestellt eine Schale, die ihnen wohl dienen mag zum Schöpfen des Wassers aus dem Brunnen. So sitzen auch die Universität und Sankt Georgen nebeneinander und schöpfen mit dem Verstand, den Gott ihnen verliehen hat; aus demselben Born der Weisheit und der Wissenschaft schöpfen Sie, meine Herren Professoren und die Studierenden dieser Philosophisch-theologischen Lehranstalt die Erkenntnis dessen, was zum Himmel führt, wir anderen die Erkenntnis dessen, was zum irdischen Wohle führt, ohne dass wir dabei freilich vergäßen, den Blick auch nach oben zu richten. Wir sitzen nicht feindlich nebeneinander. Wenn heute der Rektor der Universität hier erschienen ist, so mag das für Sie ein Zeichen sein, dass die Universität religiösen Fragen nicht fremd gegenübersteht, sondern voll Teilnahme und freundschaftlich gesinnt ist. Es wird ja in der heutigen Zeit manchmal davon gesprochen, die moderne Wissenschaft sei dem Religiösen und Transzendenten abgeneigt. Es mag eine Zeit gegeben haben, in der man davon sprechen konnte, die rationalistisch eingestellt war, die vielleicht die Theologie als unfruchtbar oder entbehrlich angesehen hat. Aber der Geist der Zeit hat sich gewandelt. Man hat erkannt, dass man nicht bloß mit naturwissenschaftlichen Experimenten die Lösung der Dinge erreichen kann; in dem Herzen und Gemüt des Menschen ist ein tiefes Bedürfnis verwurzelt, den Blick hinüber zu richten über die Grenzen des Irdischen und Klarheit und Ruhe zu finden im Göttlichen. Mag auch die exakte Wissenschaft nach wie vor ernstlich arbeiten nach ihren Methoden, sicher aber ist doch soviel, dass trotzdem eine materielle Weltanschauung stark in den Hintergrund getreten ist, und man verkennt kaum mehr die göttliche Gebundenheit aller belebten und unbelebten Geschöpfe.

Die Frankfurter Universität, die zu ihrem Bedauern eine eigene theologische Fakultät nicht besitzt, begrüßt das Streben nach tiefer Gotteserkenntnis, das das Ziel dieser Lehranstalt ist, mit aufrichtiger Freude und betrachtet ihre Arbeit als eine wertvolle Ergänzung ihres eigenen wissenschaftlichen Strebens. Sie sieht in ihren Vorlesungen, die an Zahl und Gestalt jeder theologischen Fakultät zur Ehre gereichen würde, eine Gelegenheit nicht nur zur Gewinnung tiefen Wissens von Gott, sondern auch zur Festigung des Wissens ...

Ich kann nicht verhehlen: die Universität Frankfurt sieht mit einem gewissen Anflug von Neid auf diese neue Entwicklung und Entfaltungsmöglichkeit der Lehranstalt von Sankt Georgen. Aber der Neid wird weit überwogen durch die Freude an dem, was bei Ihnen geschaffen worden ist. Im Namen der Universität entbiete ich Ihnen zu der bisherigen und gegenwärtigen und zukünftigen Entfaltung von Herzen die besten und aufrichtigsten Wünsche.¹⁰⁹

¹⁰⁹ Abschrift des Grußwortes im Sankt Georgener Hausarchiv.

**I) Der Brief des hessischen Ministers für Kultus und Unterricht Dr. Stein
an Mons. Domenico Tardini (vatikanisches Staatssekretariat)**

vom 4. Februar 1947

Exzellenz,

Es besteht die Absicht, die Johann Wolfgang Goethe-Universität zu Frankfurt a. Main, die im Jahre 1914 gegründet wurde, durch Schaffung von theologischen Fakultäten der beiden großen Konfessionen auszubauen. Die Vorbereitungen für die Eröffnung der Evangelischen Fakultät sind soweit gediehen, dass soeben die ersten Berufungen ergangen sind. Die beiden Fakultäten sollen zum Sommersemester 1947 eröffnet werden. Der Gründung der katholischen Fakultät, für die die Vorbereitungen gleichzeitig begonnen wurden, haben sich aber Schwierigkeiten entgegengestellt. Sie ergeben sich aus folgenden Tatsachen:

In Frankfurt besteht die philosophisch-theologische Hochschule St. Georgen für die Ausbildung des Priesternachwuchses der Diözese Limburg durch Mitglieder des Jesuitenordens. Diese Anstalt untersteht dem Bischof von Limburg.

Zugleich ist die Zustimmung des Bischofs von Limburg für die Errichtung der neuen katholischen Fakultät an der Universität Frankfurt a. M. notwendig. Nun ist aber von dem Hochwürdigsten Herrn Bischof keine Entscheidung zu erreichen.

In dieser Lage wende ich mich an Eure Exzellenz.

Mit aller Deutlichkeit möchte ich darauf hinweisen, dass durch die neue katholische Fakultät keinerlei Konkurrenz für die Hochschule St. Georgen entsteht. Ich habe es bei Ihrer Errichtung nicht auf die Ausbildung des Diözesanklerus abgesehen. Es liegt mir in erster Linie an der Vervollständigung der Universität nach der Seite der Forschung und Lehre durch den Beitrag der katholischen Theologie zur Gesamtbildung der in der Universität lebenden und arbeitenden Menschen, also der Laien in allen Fakultäten.

Sodann rechne ich mit den Kräften, die sich außerhalb des Priesterstandes zum katholischen Religionslehrer ausbilden wollen. Ferner mit den Theologiestudenten, die in theologischen Seminaren normal studieren, aber einen Teil ihrer Studienzeit an einer Universität verbringen können und wollen, worunter ich insbesondere auch an die Theologen aus den deutschen Ostgebieten denke, für die Breslau und Braunsberg verloren gingen, und die in unmittelbarer Nähe von Frankfurt a.M. in Königstein eine neue Heimstätte erhalten. Und schließlich denke ich vor allem

auch an diejenigen, die nach abgelegten Prüfungen für den Priesterberuf noch promovieren wollen.

Ich halte es aus Gründen der Parität der katholischen Bevölkerung gegenüber für unbedingt geboten, dass die katholische Fakultät gleichzeitig mit der evangelischen errichtet wird. Andernfalls hätte Hessen zwei Universitäten – Marburg neben Frankfurt – mit rein evangelischen Fakultäten. Das Bedürfnis für unser Land besteht aber gerade nach einer Universität mit beiden Fakultäten. Denn nach dem Zusammenbruch 1945 war es die Überzeugung von Staat, Stadt und Universität sowie breiter Kreise der Bevölkerung unseres hessischen Landes, dass der Beitrag der wiedereröffneten Universität zur Lösung der kulturellen Aufgaben in der übergroßen Not der Gegenwart nur auf dem den beiden großen Konfessionen gemeinsamen christlichen Grund zu leisten sei.

Hessen und Frankfurt haben durch ihre zentrale Lage zwischen Ost und West sowie Nord und Süd für den kulturellen Aufbau eines neuen Deutschland eine über die Diözesan- und Landesgrenzen hinausgehende Bedeutung. Ich bitte angesichts der aus mancherlei Gründen großen Dringlichkeit des Anliegens um eine rasche Stellungnahme des Heiligen Stuhles.

Genehmigen Sie, Exzellenz, den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung.
Ihr sehr ergebener (Dr. Stein)“

**K) Antrag des Rektors der Johann Wolfgang Goethe-Universität
auf Errichtung theologischer Fakultäten 1948:**

[Auszug aus dem am 31. Januar 1948 eingereichten Antrag des Rektors der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main an das Hessische Staatsministerium für Kultus und Unterricht in Wiesbaden auf Gründung einer evangelisch-theologischen und einer katholisch-theologischen Fakultät in Frankfurt:]¹¹⁰

„Namens der Universität und auf Grund einstimmigen Senatsbeschlusses beantrage ich die Errichtung einer evangelisch- und einer katholisch-theologischen Fakultät an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Nach einstimmiger Auffassung des Senats findet dieser Antrag seine Rechtfertigung sowohl in Gründen der allgemeinen Kultus- und Universitätspolitik wie in der besonderen Bedarfslage der Kirchen beider Konfessionen.

Für die Universität Frankfurt bedeutet die Errichtung der theologischen Fakultäten erst den vollständigen Abschluss ihrer Gründung. Die Gründung der Universität vor dem ersten Weltkrieg stieß bekanntlich auf erheblichen Widerstand bei der damaligen konservativen preussischen Regierung, die eine Universität in Frankfurt nicht wünschte. Die Universität ist infolgedessen damals in Anlehnung an bereits bestehende Einrichtungen als Stiftungs-Universität gegründet worden, ohne dass an eine theologische Fakultät gedacht wurde, weil für diese – im Gegensatz zu anderen Fakultäten – kein Institut vorhanden war, aus dem man eine theologische Fakultät hätte entwickeln können.

Ohne theologische Fakultäten bleibt jedoch die Universität Frankfurt ein Torso. Wenn die Universität ein Brennpunkt des geistigen Lebens sein soll, eine Stätte und eine Gemeinschaft von Forschern und Lehrern, in der die geistigen Auseinandersetzungen der Zeit mit ausgetragen werden, so muss in ihrer Mitte auch die Theologie als die wissenschaftliche Lehre von den christlichen Überlieferungen und Offenbarungen vertreten sein. Die letzten Jahrzehnte haben gerade in Deutschland eindringlich gezeigt, wie eng unsere gesamte Kultur mit dem Christentum verbunden und mit ihm verwurzelt ist. Eine Erneuerung und Rettung des deutschen Kulturlebens ist ohne Rückbesinnung auf die Werte christlicher Überlieferung nicht möglich. Eine Universität ohne theologische Fakultäten kann daher

¹¹⁰ DAL 57/C/1 (1945–1967).

den allgemeinen Aufgaben, die ihr die Gegenwart stellt, und die gerade in einem demokratischen Staatswesen an die Universität gestellt werden müssen, nicht gerecht werden. Soll die Universität mehr sein als eine in sich abgeschlossene Stätte der Forschung und Lehre, sollen von ihr auch – abgesehen von der speziellen Ausbildung des akademischen Nachwuchses – lebendige Wirkungen unmittelbar in das Gesamtvolk ausgehen, dann muss die Universität auch in sich alle echten und tiefen Strömungen des geistigen Lebens verkörpern, dann muss in ihr auch die Theologie als die unmittelbar wissenschaftliche Vertretung christlicher Überlieferung eine Stätte haben. In der Zeit des Nationalsozialismus hat man die Frankfurter Universität von national-sozialistischer Seite aus mit Stolz als theologiefreie Hochschule bezeichnet. Es wäre ein Zeichen staatlicher Fürsorge für die Erneuerung unseres Geisteslebens, wenn im genauen Gegensatz zu dieser Haltung jetzt die theologischen Fakultäten errichtet würden.

....

Zusammenfassend ist zu sagen: Vom Standpunkt der Universität aus ist die Gründung der theologischen Fakultäten notwendig, erstens, damit die Universität als volle universitas literarum ihrer Aufgabe im geistigen Leben des Volkes als Universität des Volkes gerecht werden kann, zweitens, damit die Universität ihre allgemeine Erziehungsaufgabe, die Studenten zu voller Menschlichkeit zu erziehen, erfüllt.

Neben diese Gründe, die sich aus dem Aufgabenbereich der Universität ergeben, tritt nun das Bedürfnis der christlichen Kirchen des Landes nach der Errichtung einer theologischen Ausbildungsstätte. Sie müssen für die Kirchen beider Konfessionen besonders behandelt werden.

...

Eine katholisch-theologische Fakultät besteht im Bereich des Landes Hessen bislang überhaupt nicht. Die Errichtung einer solchen Fakultät rechtfertigt sich zunächst einmal dadurch, dass der Anteil der katholischen Bevölkerung in Hessen durch die Neubürger aus den Ostgebieten sehr erheblich gestiegen ist, so dass sie beanspruchen können, neben dem protestantischen Teil der hessischen Bevölkerung auch in dieser Hinsicht berücksichtigt zu werden.

Die katholisch-theologische Fakultät würde aber neben ihrer speziellen Aufgabe der Ausbildung theologischen Nachwuchses für den hessischen Kirchenbezirk (Bistum Limburg) ähnlich wie die evangelisch-theologische Fakultät auch allgemeine Aufgaben zu übernehmen haben, die sich aus der jetzigen Lage Deutschlands ergeben. Auch für die katholische Theologie sind im Osten Ausbildungsstätten in Breslau, Prag und Braunsberg verloren gegangen. Hierfür hat man von kirchlicher Seite gewissen Ersatz zu schaffen versucht, indem man zunächst flüchtige Theolo-

giestudenten und -lehrer in Königstein bei Frankfurt gesammelt hat. Die neue katholisch-theologische Fakultät in Frankfurt würde die Aufgabe übernehmen können, für die Ausbildung dieser Ostflüchtlinge zu sorgen. Darüber hinaus würde sie in ähnlicher Weise wie die evangelisch-theologische Fakultät eine gewisse überterritoriale Bedeutung erlangen können.

Schließlich muss es auch für die katholische Kirche ein entscheidendes Anliegen sein, an der Frankfurter Universität als der Universität des mutmaßlichen politischen Zentrums Westdeutschlands vertreten zu sein. Die katholische Kirche hat denn auch ihr Interesse an der Gründung der Fakultät durch das Schreiben des Herrn Bischofs von Limburg an den Herrn Kultusminister vom 19. Januar 1948 bekundet, dessen Begründung sich die Universität ergänzend zu eigen macht.

...

Zusammenfassend muss gesagt werden, dass die Errichtung der Fakultäten nicht nur einem Bedürfnis des hessischen Staates entsprechen würde, sondern auch ein Beitrag des hessischen Staates für die Wiedergesundung und Verlebendigung des gesamtdeutschen Geisteslebens im Sinne einer Verständigung von Humanismus und Christentum sein würde, also ein Beitrag zu Deutschlands geistiger Einheit, für die das Land Hessen ebenso eintreten sollte, wie es stets für die politische Einheit Deutschlands eingetreten ist.

gez. Hallstein“

L) Die Träger der Ämter
für und in Sankt Georgen von 1926 – 1951

Die Provinziäle der Niederdeutschen Provinz SJ

1926 – 1927: P. Bernhard Bley; 1927 – 1932: P. Johannes Lauer; 1932 – 1938: P. Wilhelm Klein; 1938 – 1942: P. Theodor Wulf; 1942 – 1948: P. Wilhelm Flosdorf; 1948 – 1951: P. Hermann Deitmer; 1951 – 1958: P. Nikolaus Junk.

Die Rektoren

(= Obere der Jesuitenkommunität,
Rektoren der Hochschule, Regenten im Seminar)

1926 – 1929: P. Ludwig Kösters; 1929 – 1932: P. Wilhelm Klein; 1932 – 1935: P. Jakob Gemmel; 1935 – 1937: P. Michael Gierens; 1937 – 1944: P. Paul Schütt; 1944 – 1950: P. Nikolaus Junk; 1950 – 1956: P. Friedrich Buuck.

Die Ministri (und Prokuratoren bzw. Ökonomen)

1926 – 1927: P. Mathias Fischer; 1927 – 1933: P. Joh. Bapt. Bartholomé; 1933 – 1934: P. Rhenatus Vleugels; 1934 – 1936: P. Joh. Bapt. Bartholomé; 1936 – 1937: P. Karl Schüller; 1937 – 1942: P. Heinrich Abeler; 1943 – 1944: P. Maximilian Klein; 1944 – 1945: P. Paul Best; 1945 – 1946: P. Theo Schlingermann (zusammen mit P. Fritz Fuhrmann); 1946–1955: P. Maximilian Klein (1946 – 1948 zusammen mit P. Ludger Born, 1949 zusammen mit P. Clemens Brockmöller).

Die Subregenten im Seminar

1926 – 1930: P. Karl Klein; 1931 – 1932: P. Leonhardt Oster; 1932 – 1933: P. Rhenatus Vleugels; 1934–1935: P. Michael Gierens; 1935– 1939: P. Karl Zander; 1939 – 1943: P. Adolf Lillig; 1946 – 1949: P. Karl Zander; 1949 – 1950: P. Johannes Bapt. Bicheroux; 1950 – 1953: P. Hans Wolter.

Die Spirituäle im Seminar

[Bisweilen überschneiden sich die Angaben über die Jahreszahlen. Dies ist dadurch bedingt, dass es in den meisten Jahren zwei Spirituäle im Alumnat in Sankt Georgen gab – einen für die Philosophen und einen für die Theologen. Ihre Amtszeiten fingen nicht zur gleichen Zeit an und sie endeten auch nicht zur gleichen Zeit.]

1926–1928: P. Werner Dietrich; 1928 – 1931: P. Hermann Zurhausen, 1931 – 1933: P. Karl Richstätter; 1931 – 1935: P. Ferdinand Ehrenborg; 1933 – 1938: P. Emerich Raitz von Frenzt; 1935 – 1936: P. Engelbert Kirschbaum; 1936 – 1938: Johannes Peter Pohl; 1938 – 1939: P. Clemens Brockmöller; 1938 – 1943: P. Conrad Dehne; 1947 – 1952: P. Johannes Bapt. Kugelmeier; 1949 – 1955: P. Hans Häcker.

M) Studentenzahlen in Sankt Georgen von 1926–1951

[Die Studentenzahlen, wie sie hier aufgeführt werden, sind den Unterlagen der Hochschule, den Notizen in der „Historia domus“, den Nachrichten in den „Sankt Georgener Blättern“ entnommen. Für einige Jahre waren Zahlen jedoch nicht auffindbar, und so waren nur Schätzungen möglich. Manchmal wird eigens angegeben, dass es sich um eine ungefähre Zahl handelt. Das hat damit zu tun, dass mit nicht unbeträchtlichen Bewegungen innerhalb eines Jahres zu rechnen ist. Vor allem in den Kriegsjahren waren die Studentenzahlen auch innerhalb eines Jahres instabil. Es ist auch hier und da damit zu rechnen, dass die unterschiedlichen Quellen nicht die genau gleichen Zahlen bringen. Doch im wesentlichen kann man sich auf die hier aufgeführten Studentenzahlen verlassen.]

Semester	Alumni	Externe	Scholastiker	Gesamt
SS 26	(Valkenburg)....10			11
WS 26/27	15			15
SS 27	45			45
WS 27/28	50			50
SS 26	83			83
WS 26/27	86			86
SS 29	123			123
WS 29/30	121			121
SS 30	158			158
WS 30/31	166			166
SS 31	205			205
WS 31/32	201			201
SS 32	219			219
WS 32/33	215			215
SS 33	220			220
WS 33/34	216			216

Semester	Alumni	Externe	Scholastiker	Gesamt
WS 34/35	254			254
SS 35	246	9		255
WS 35/36	199	15	59	273
SS 36	177	12		189
WS 36/37	199	15	59	273
SS 37	188	25	49	262
WS 37/38	201	29	64	294
SS 38	134	31	73	238
WS 38/39	167	31	36	234
SS 39	ca. 80			ca. 80
WS 39/40	ca. 50			ca. 50
SS 40	26	2	8	36
WS 40/41	28	3	5	36
SS 41	ca. 20		ca. 5	ca. 25
WS 41/42	ca. 15		ca. 20	ca. 35
SS 42	ca. 15		ca. 20	ca. 35
WS 42/43	ca. 15		ca. 10	ca. 35
SS 43	ca. 15		ca. 10	ca. 25
WS 43/44	ca. 15		ca. 10	ca. 25
SS 44	(Marienstatt) 9		(Trier) 8	17
WS 44/45	(Marienstatt) 9		(Marienstatt) 4	13
SS 45	---	---	---	---
WS 45/46	(Limburg) 54			54
SS 46	(Limburg) 60			60
WS 46/47	(Sankt Georgen) 93 (Limburg) 24			117

Semester	Alumni	Externe	Scholastiker	Gesamt
SS 47	(Sankt Georgen)..134 (Limburg)....20			154
WS 47/48	170			170
SS 48	175	17		192
WS 48/49	173	17		190
SS 49	207	17		224
WS 49/50	207	17		224
SS 50	215	17	11	243
WS 50/51	212	17	2	231
SS 51	229	11		240
WS 51/52	189		11	200